Kriegsfahrten
in
Asien und Europa.

Erinnerungen

von

W. W. Wereschtschagin,

Maler.

Aus dem Russischen übersetzt

von

L. A. Hauff.

Zweite Auflage.

Leipzig.

Greßner & Schramm.

1894.

Inhalt.

Vorbemerkung des Übersetzers.

Der Übersetzer hält sich für verpflichtet, die Gründe kurz darzulegen, die ihn veranlaßten, vorliegende Erinnerungen des berühmten Malers Wereschtschagin auch der deutschen Lesewelt zugänglich zu machen.

Der Verfasser schildert hier die kriegerischen Erlebnisse, welche ihm die Stoffe zu seinen ergreifenden Bildern geliefert haben und er schildert als Maler. Wereschtschagin hat als Künstler das große Verdienst, die Gräuel des Kriegs in ihrer ganzen Schrecklichkeit und Wahrheit geschildert zu haben, ohne mit seinen Bildern, wie viele französische Maler, nur dem Chauvinismus dienen zu wollen. Ebenso wahr, wie sein Pinsel, ist auch seine Feder und wenn es die Wahrheit verlangt, schont er auch die Gefühle der Chauvinisten in seinem Vaterland nicht.

Der denkende Leser wird daher von Wereschtschagin mehr lernen, als aus den Berichten Fremder über Ruß-

land, deren Angaben er nicht kontrollieren kann. Nachdem in den letzten Jahren so viele Bücher über Rußland an die Öffentlichkeit getreten sind, — namentlich in Deutschland und England, — welche nicht immer den thatsächlichen Verhältnissen gerecht werden und aus Mangel an Verständnis des Volkscharakters, der Sprache, der geschichtlichen Entwicklung Rußlands oft schiefe, ungerechte Urteile fällen, — ist es gewiß vorzuziehen, auch einmal zu hören, was ein Mann wie Wereschtschagin zu sagen hat, der bei seinen Landsleuten in hohem Ansehen steht.

Doch auch in einer andern Beziehung ist das Buch Wereschtschagins von Interesse, — nämlich in Bezug auf das Verhältnis Rußlands zu Deutschland.

Der Übersetzer hat lange genug in Rußland gelebt, um die schätzbaren und liebenswürdigen Seiten des russischen Volkscharakters kennen zu lernen und zu der Überzeugung zu gelangen, daß der Russe nicht kriegssüchtig ist, sondern aufrichtig den Frieden wünscht. Leider aber ist dies von geringem Einfluß auf die Leitung der russischen Politik, welche seit der Herrschaft des Zaren Iwans des Schrecklichen, ja seit den Anfängen russischer Staatenbildung bis heute nichts anderes war und ist, als blutige Eroberungs-Politik.

Zwar ist die in den letzten zwanzig Jahren entstandene Spannung zwischen Deutschland und Rußland, welche bald nach dem Berliner Kongreß von 1878 sich

offen und heftig äußerte, gegenwärtig geschwunden. Aber diese Spannung ist — ebenso, wie der Deutschenhaß überhaupt, wo er in Rußland noch besteht, — nicht nur das Werk einer Handvoll moskowitischer Fanatiker, wie es den Anschein hat, sondern sie liegt tiefer, — sie ist hauptsächlich ein Produkt der geschichtlichen Entwicklung, deren Zeugen wir sind. Seit Anfang unseres Jahrhunderts waren die russischen Machthaber gewohnt, Deutschland nur als einen geographischen Begriff anzusehen und da sie nun dort eine unübersteigliche Schranke erblicken, wo sie auf Gefügigkeit zu rechnen gewohnt waren, so ist das Entstehen einer starken Spannung erklärlich. Eben diese geschichtliche Entwicklung kann trotz zeitweiliger Rückströmungen immer wieder solche Spannungen erregen und im Hinblick darauf ist es von Interesse, die russische Macht an der Arbeit zu sehen, wie sie die Civilisation nach Asien trägt, — indem sie Samarkand verbrennt, Weiber und Kinder mordet — und wie sie in Europa einen großen Angriffskrieg führt, den die hohe Politik eingeleitet hat.

Es wird große Geschicklichkeit erfordern, dieser geschichtlichen Entwicklung einen günstigen, friedlichen Verlauf zu sichern unter den veränderten Verhältnissen, die das nächste Jahrhundert bringen wird, — wenn Sibirien und die weiten mittelasiatischen Gebiete von russischen Unterthanen dicht bevölkert sein werden, — wenn die Zahl der Bewohner des ungeheuren russischen Reichs bei dem jetzigen

Prozentsatz der Volksvermehrung nach 100 Jahren auf 200—300 Millionen gestiegen sein wird.

Das sind die Gedanken, welche Wereschtschagins Buch erweckt, das sind die Gefahren, deren Schatten wir bereits vor uns sehen.

L. A. Hauff.

Vorwort des Verfassers.

Wenn ich auf meine Vergangenheit zurückblicke, frage ich mich selbst zuweilen, ob ich das alles wirklich erlebt, ob ich alle diese Eindrücke und Aufregungen aller Art wirklich empfunden habe. Es ist sehr wohl möglich, daß diese stürmische Vergangenheit, besonders der thätige Anteil, welchen ich an verschiedenen Feldzügen nahm, einiger Ungläubigkeit begegnet.

In dieser Beziehung erinnere ich mich an meine Pariser Erlebnisse, im Kreise meiner dortigen Künstlergenossen, nach den ermüdenden Kämpfen bei Samarkand, welche später erzählt werden. Das Fieber nötigte mich damals, die Truppen zu verlassen, und einen Monat nach der Einschließung in Samarkand befand ich mich in Paris.

Natürlich stellte man mir viele Fragen über Turkestan, dieses neue Land. Ich erzählte, was ich gesehen und gehört hatte und daß ich sogar an Gefechten Teil genommen habe. — „Ist es möglich?“ — „Ja ich habe sogar Soldaten zum Sturm geführt.“ — ?? — Ich beschrieb aufrichtig

meine Eindrücke, Gefühle und Erlebnisse: „Der Ordens-Rath hat mir zuerst das Georgenkreuz verliehen, aber da ich Civilkleidung trug, bat ich den General Kaufmann, den Kaiser zu bitten, diese Gnade einem anderen zu ver-verleihen.“ — ??! —

Am Tage nach dieser Unterhaltung sagte mir Professor Huhn, mein vortrefflicher Genosse: „Du erinnerst Dich des Ingenieurs K., welcher gestern Deine Erzählung mit uns angehört hat?“ — Ja.— „Als Du fortgegangen warst, sagte er, daß sei alles erlogen.“ — „Was? Erlogen?“ —

„Ja, alles von Anfang bis zum letzten Wort sei erlogen, — daß Du Soldaten zum Sturm geführt habest, daß Dir das Georgenkreuz verliehen worden sei und Du es zurückgewiesen habest — alles das, sagte er, sei ganz unmöglich, das habe Dir wahrscheinlich Deine Phantasie vorgespiegelt .....“

„Meinetwegen, mag er glauben, was er will,“ erwiederte ich etwas verblüfft. Denn wie sollte ich beweisen, daß ich nicht gelogen habe?

Eines Tages, als ich in das Gasthaus kam, in dem wir uns gewöhnlich zum Mittagsessen versammelten, wurde ich mit Zuruf empfangen. K. drückte mir mit schuldbewußter Miene die Hände und der Architekt W. las aus einer russischen Zeitung vor, daß der Kaiser „für glänzenden Mut und Tapferkeit“ mir das Georgenkreuz verliehen habe. Ich war gerächt!

Ein Vierteljahrhundert später erhielt ich von dem Militär-Gouverneur des Gebietes von Samarkand, Graf Rostowzew folgendes Telegramm: „Die Truppen-Beamten und die Bevölkerung, welche den fünfundzwanzigjährigen Gedenktag der Einnahme von Samarkand feiern, erinnern sich der ruhmvollen Thaten der alten Turkestaner, und erheben den Becher auf Ihre Gesundheit.“

Dank, herzlichen Dank für dieses Andenken.

W. W.

Samarkand.

1868.

I.

Im Jahre 1868 reiste ich nach Turkestan, um zu sehen und zu zeichnen. Aber die Eröffnung des Feldzuges gegen den Emir von Buchara veranlaßte mich, mein Reiseziel zu ändern und mich zu der aktiven Heeresabteilung zu begeben, in der Hoffnung, den Krieg in der Nähe sehen zu können. Samarkand war schon eingenommen, als ich die Truppen erreichte, so daß es mir immer noch nicht gelang, eine Schlacht zu sehen.

Wir „Eroberer“ von Samarkand quartierten uns im Gefolge des Kommandeurs der Heeresabteilung, General Kaufmann, im Schloß des Emirs ein, der General im Hauptgebäude, das aus wenigen, aber sehr hohen, geräumigen Zimmern bestand, und wir, sein Stab, in Nebengebäuden, welche von Höfen umgeben waren. Meinem Freund, dem General Golowatschew fiel das frühere Gebäude des Harems des Emirs zu, von welchem der finstere, aber tapfere Krieger übrigens nur träumen konnte, da natür-

lich alle Vögelchen bei unserer Annäherung aus den Käfigen entflohen waren.

Die Zimmer des Generals Kaufmann und unser Höfchen standen in Verbindung mit dem berühmten Thronsaale Tamerlans durch einen Hof, um welchen eine hohe, luftige Galerie lief. Im Hintergrund desselben stand auch der Thron Kok-Tasch, ein großer Block von weißem Marmor mit prachtvollen Relief-Ornamenten. Hier in diesem Hof waren einst die Fürsten und Gesandten von ganz Asien und einem Teil von Europa zusammengeströmt, um den Ausdruck ihrer Verehrung und ihres Gehorsams, sowie Geschenke zu überbringen. Auf diesem steinernen Thron sitzend, hatte einst Timur-Lang (in wörtlicher Übersetzung: das lahme Eisen) seine zahlreichen Vasallen empfangen. Oft ging ich auf dieser Galerie mit General Kaufmann spazieren. Wir sprachen von den Örtern, in denen wir uns jetzt befanden, von den Reisenden, die sie besucht und von den Büchern die sie darüber geschrieben haben u. s. w. Wir sprachen unsere Verwunderung aus, über die Unrichtigkeiten, welche man bei dem berühmten Vambery findet, welcher z. B. behauptet, der Thron Kok-Tasch sei grün, hinter dem Thron befinde sich eine Inschrift auf einer eisernen Platte, während der Thron weiß, oder richtiger gesagt gräulich ist und die Inschrift sich auf Stein und nicht auf Eisen befindet u. s. w. General Kaufmann sprach die Vermutung aus, Vambery sei einfach gar nicht in Samarkand gewesen.

Täglich ritt ich in die Stadt und durch die Stadt hinaus, betrachtete Moscheen, Bazare, Schulen, besonders die alten Moscheen, von welchen nicht wenige wunderbare Muster noch erhalten waren. Material zum Studieren

und zum Abzeichnen gab es soviel, daß wirklich der Entschluß schwer war, was man zuerst vornehmen sollte. Die Natur, die Gebäude, Typen, Kostüme, alles war neu, originell und interessant. Bald kamen Gerüchte in Umlauf, daß der Emir von Buchara Vorbereitungen treffe, die Stadt wieder zu erobern und mit einer Armee von 30—40000 Mann heranrücke. Kaufmann beschloß, ihm entgegen zu ziehen und sandte zunächst Abteilungen nach den Seiten aus, um die Bevölkerung in der Nachbarschaft der eroberten Stadt zu beruhigen und zu sichern, — dieser Stadt, welche von den alten und neuen Poeten des Orients als das prächtige, unvergleichliche, göttliche Samarkand verherrlicht wurde. Diese Metaphern sind natürlich nur relativ zu nehmen, denn Samarkand ist, wie alle asiatischen Städte, ziemlich schmutzig und übelriechend.

General Golowatschew zog aus, um die Festung Kati-Kurgan einzunehmen. Ich machte diesen Feldzug mit, in der Hoffnung, jetzt wenigstens ein Gefecht in der Nähe zu sehen. Aber außer Staub gab es nichts zu sehen, — die Festung wurde ohne Kampf übergeben, zum großen Ärger unserer Offiziere. Das Gefecht, das unsere Abteilung so heiß ersehnte, entschlüpfte ihren Händen, damit auch die Belohnungen, Auszeichnungen und das Avancement. Schade!

Wir haben nicht wenig gelacht über die Art, wie der Kommandeur der Kavallerie, Strandmann, Fleisch für seine Kosaken anschaffte. Da die Einwohner alles Vieh von allen Ortschaften an unserem Weg fortgetrieben hatten, so war nichts zu bekommen, deshalb entschloß sich der Oberst zu einem energischen Auskunftsmittel. Er ließ den Wachtmeister kommen.

„Warum weiden unsere Ochsen in solcher Ferne?"

„Welche Ochsen, Euer Hochwohlgeboren?" fragte der Wachtmeister verblüfft.

„Unsere Ochsen, sage ich Dir! Siehst Du sie nicht?" Und er deutete auf einige Ochsen, welche in dem reichen Thal von Sarafschan weideten, das sich vor uns ausdehnte.

„Das sind ja nicht . . ."

„Nicht räsonnieren! Sogleich herbeitreiben."

Einige Ochsen wurden zum Lager getrieben und so rasch und rein aufgegessen, daß weder Haut noch Knochen zu finden waren, als die Einwohner kamen, um sich beim General zu beklagen. Der General begriff den Streich der Kosaken und bezahlte.

Pistolkohrs, ein tapferer kaukasischer Offizier, wurde mit einer Abteilung abgesandt, um die usbekischen Scharen von Schachrisabse und Kitab zu züchtigen, welche von Südosten heranrückten. Er schlug sie auch, und nach dem Recht des Siegers übernachtete er sogar auf dem Schlachtfeld. Aber auf dem Rückwege fiel ihn der Feind wieder an und kam, wie man sagt, auf seinen Schultern mit nach Samarkand. General Kaufmann ritt der heimkehrenden Abteilung entgegen und ich mit ihm. Aber schon in der Vorstadt wurden wir mit Schüssen empfangen, und in den Gärten vor der Stadt entwickelte sich ein so heftiges Gewehrfeuer, daß ein Teil der uns begleitenden Kosaken zum Angriff vorgesandt werden mußten, um die Gefahr vom Ober-Kommandierenden selbst abzuwenden. In einiger Verwirrung kehrten wir zurück. Viele Offiziere sprachen ihr Mißvergnügen über diesen Sieg aus, der einem Rückzug glich. Namentlich hörte ich, daß ein Oberst Nasarow, ein tapferer Offizier und starker Trinker, welcher die letzte

Bewegung auf Samarkand eine Flucht genannt und überdies Pistolkohrs den Gehorsam verweigert hatte, von Kaufmann in Arrest gesandt wurde, mit dem Verbot, an den nächsten Unternehmungen der Truppen teilzunehmen.

Die Eingeborenen wurden immer dreister durch diesen anscheinenden Erfolg, welcher in Wirklichkeit dazu führte, daß der Feind, welcher nicht aufs Haupt geschlagen, sondern nur zurückgetrieben worden war, sich sogleich wieder sammelte und sich fühlbar machte, wie das im Orient immer der Fall ist. Hartnäckige Gerüchte liefen um, die Stadt sei vom Feinde umgeben. Wir, die jungen Leute, waren natürlich ganz ohne Sorge. Ich dachte nicht entfernt an die Möglichkeit einer mehr oder weniger nahen Gefahr für die Heeresabteilung, oder gar für mich selbst. Jeden Tag ritt ich mit einem Kosaken durch den Bazar und durch zahlreiche enge Gassen und Winkel und erst lange nachher begriff ich, welcher Gefahr ich mich alltäglich und allstündlich ausgesetzt hatte. Noch vor der Zeit, als uns der Ober-Kommandierende verließ, erblickte man, wenn man durch die Stadt ritt, Volksansammlungen in den Straßen, besonders jüngere Leute, welche gierig den in ihrer Mitte predigenden Mulla zuhörten. Am Tage der Rückkehr der Abteilung von Pistolkohrs, waren diese Predigten besonders lebhaft. Es war klar, daß das Volk zum heiligen Krieg gegen die Ungläubigen aufgerufen wurde. Einmal fiel es mir ein, um den Weg zur Citadelle abzukürzen, von der großen Bazarstraße abzubiegen und durch enge, krumme Gassen zu reiten. Bei einer Biegung erblickte ich den großen Hof einer Moschee, welcher vom Volke angefüllt war, in dessen Mitte ein rotgekleideter Mann, wahrscheinlich ein Gesandter des Emirs von Buchara

eine Rede hielt. Überdies begegnete ich meinem Freund, dem älteren Mulla der Moschee Schirdar, welcher nach dem Bazar ging und durch Wort und Geberde das Volk aufwiegelte.

„Guten Tag Mulla," sagte ich. Er war ganz verlegen, antwortete aber höflich und sah sich genötigt, vor allem Volk, die ihm entgegengestreckte Hand zu drücken.

Kaum war General Kaufmann aus der Stadt ausgerückt, als davon gesprochen wurde, daß die Einwohner einen Aufstand beabsichtigen. Aber ich hatte mich schon so lange mit vollem Vertrauen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht unter den Einwohnern bewegt, daß der Gedanke, das könnte sich ändern, mir nicht in den Sinn kam. Zu dieser Zeit ritt ich zuweilen jenseits der Stadt auf dem Weg nach Schach-Sinde, wie der Sommerpalast Tamerlans genannt wurde, wo ich eine Skizze einer Moschee malte, mit Resten wunderbarer Ornamente aus gebranntem Ton, mit denen sie einst ganz bedeckt gewesen war.

Ich war des Sandes und Staubes, die ich überall anstatt der erwarteten Schlachten fand, so überdrüssig geworden, daß ich beschloß, Samarkand mit der ersten Gelegenheit zu verlassen und nach Kokand zu reisen und verabschiedete mich vom General Kaufmann. Aber am Tage nach seinem Abzug erfuhr ich, daß die Gelegenheit sich nicht so bald finden werde, da man wegen der die Stadt umgebenden Feinde eine ganze Heeresabteilung zur Bedeckung hätte mitsenden müssen, während in der Festung im ganzen nur 500 Mann Garnison lagen, welche die Mauer von drei Kilometer Länge zu verteidigen hatten.

Schon am folgenden Tage kam frühmorgens Major Serow von den uralischen Kosaken eilig in die Kammer

herein, welche ich auf dem Hofe des Schlosses in Samarkand bewohnte. Er war ausgesandt worden, um die eingeborene Bevölkerung zu beobachten und bat mich dringend, nicht wieder in die Stadt zu gehen, welche von bewaffnetem Volk erfüllt sei, das schon offene Feindseligkeit zeige. Die Scharen von Schachrisab nähern sich der Stadt und man müsse einen Aufstand und wahrscheinlich auch einen Angriff auf unsere Citadelle erwarten.

„Um Gotteswillen, gehen Sie nicht über die Festungsmauer hinaus,“ sagte er, man würde Sie wahrscheinlich umbringen und Sie würden so spurlos verschwinden, daß man den Mörder niemals ermitteln könnte.“

Ich gestehe, ich glaubte auch jetzt nicht an Gefahr und wäre wieder in die Stadt geritten, wenn ich nicht die Skizze eines Persers von unserer afghanischen Abteilung hätte vollenden wollen, welche ich erst am vorhergehenden Tage begonnen hatte.

Die Gerüchte inbetreff der Annäherung des Feindes vom Chanat her bestätigten sich schon am folgenden Tage. Als ich frühmorgens meine Hütte verließ, erblickte ich eine Gruppe von Offizieren mit Feldstechern und Fernröhren in den Händen, auf dem Dache des Schlosses.

„Was giebt es?“

„Sehen Sie einmal dorthin.“

Mit und ohne Feldstecher konnte man bereits erkennen, daß die ganze Anhöhe von Tschopan-Ata, welche die Stadt beherrschte, mit augenscheinlich ziemlich regelmäßig ausgerüsteten Truppen bedeckt war. Gewehre funkelten, welche in Pyramiden zusammengestellt waren. Vor der Front ritten die Anführer und Reiter wurden abgesandt. Einige Offiziere in unserer Gruppe sprachen die

Überzeugung aus, daß bald ein Sturm auf die Festung erfolgen werde, während andere und ich mit demselben Recht nicht an diese Möglichkeit glaubten. Es sprachen der Kommandant der Festung, Major Stempel, der schon erwähnte Serow, sowie der in Samarkand zur Strafe für seine böse Zunge zurückgelassene Oberst Nasarow, welcher mir bis zu dieser Zeit ganz unbekannt geblieben war.

An diesem Tage beendigte ich beinahe meinen Afghanen, es blieben nur noch die Füße zu malen übrig. Aber das sollte nicht geschehen. Gegen Abend begleitete ich auf Einladung des Sappeurs G. denselben, um zu sehen, wie die Festungsmauer an der Stadtseite mit einem Graben versehen wurde. Vor dem Abzug des Generals Kaufmann, hatte er diesem Offizier aufgetragen, alle die Stellen auszubessern, wo die alte baufällige Mauer eingefallen war und dadurch einen Zugang zur Festung bot. Aber man muß glauben, daß die Sappeure nicht an die Möglichkeit eines ernsten Angriffs glaubten, denn sie arbeiteten lässig und erst im Angesicht des Feindes, der sich auf der Anhöhe von Tschopan-Ata sammelte, wurden sie eifriger. Dank ihnen auch dafür, daß sie wenigstens die größte Bresche an der Stadtseite vor Beginn des Gefechtes ausbesserten. Wäre das nicht geschehen, so hätte die Citadelle in einer halben Stunde eingenommen werden können.

II.

Am anderen Tage saß ich eben beim Thee, den mir mein Kosak serviert hatte und wollte meinen Afghanen beenden, als ein schreckliches, endloses Geschrei „Ur! Ur!“ ertönte, zugleich mit heftigem Schießen, das sich immer mehr verstärkte. Ich begriff den Ernst der Lage. Das war Sturm! Ich nahm meinen Revolver und lief hastig hinaus nach dem Gewehrfeuer zu, nach der bucharischen Pforte. Unterwegs sah ich Serow bleich vor der Thüre des von ihm bewohnten Hauses stehen. Er drehte nervös seinen Schnurrbart, die gewöhnliche Bewegung dieses tapferen und erfahrenen Kosaken in schwierigen Fällen.

„Da haben wir den Spaß!“ rief er.

„Nun, geht's schlecht?“

„Bis jetzt nicht, man muß abwarten was weiter kommt. Wir haben nur 500 Mann Garnison und nach meinen Nachrichten zählen die Feinde 20000.“

Ich eilte weiter. Auf einer Terrasse über dem bucharischen Thor standen unsere Soldaten im Pulverrauch im Feuergefecht mit dem Feind. Ich lief hinzu und da ich die kleine Zahl unserer Verteidiger sah, nahm ich das Gewehr eines gefallenen Soldaten, füllte meine Taschen mit Patronen und verteidigte acht Tage lang die Festung, zusammen mit allen Kriegskameraden, — nebenbei gesagt, nicht aus Ruhmsucht, sondern einfach deswegen, weil unsere Garnison so klein war, daß man sogar alle Genesenden aus dem Hospital zum Dienst herbeiführte, um die Zahl der Bajonette zu vergrößern. Daß ein gesunder Mensch dabei müßig bleiben sollte, war einfach undenkbar.

Beim ersten Andrang waren die Thore rasch geschlossen worden. Der Feind wich von der Mauer zurück, setzte sich aber in den fast dicht an derselben gelegenen Hütten fest und eröffnete ein mörderisches Feuer auf uns. Die Gewehre des Feindes waren augenscheinlich schlecht und die Kugeln groß, aber das Gewehrfeuer war sehr genau und überdies war es schwer, mit Erfolg darauf zu antworten, weil der Feind aus kleinen Schießscharten feuerte, welche in die Hütten eingeschlagen worden waren. Wir hatten keine solche Schießscharten und mußten über den halb verfallenen Kamm der Mauer feuern. Dabei waren die Leute mehr oder weniger sichtbar und unsere Verluste daher erheblich. Einer der Soldaten, der den Augenblick zu feuern gewandt auszuwählen wußte, erlegte vor meinen Augen einen Usbeken, welcher sich in einer Hütte unvorsichtig zeigte, und außerdem wußte er so geschickt eine Kugel in eine der Schießscharten zu senden, daß er augenscheinlich das Gewehr und vielleicht auch die Nase des Schützen beschädigte, denn das Feuer von dort aus schwieg einige Zeit lang ganz. Durch diesen Erfolg sehr ermutigt, arbeitete der Soldat unter Spottreden weiter. Plötzlich aber fiel er nieder wie umgemäht, eine Kugel hatte ihn gerade mitten auf die Stirn getroffen. Seine übrig gebliebenen Patronen fielen mir als Erbschaft zu. Eine andere Kugel traf einen in die Rippen, er ließ das Gewehr fallen, griff nach der Brust und lief auf der Terrasse im Kreise umher, indem er schrie: „Ach, Brüder, sie haben mich ermordet! Ach, mein Tod ist nahe!“

„Was schreist Du denn, mein Bester? Lege Dich hin,“ sagte sein Nebenmann. Aber der arme Teufel hörte nichts mehr, beschrieb schwankend noch einen Kreis, fiel auf den

Rücken und starb. Auch seine Patronen vermehrten meinen Vorrat.

Bald kam Major Albedil und übernahm das Kommando von seinem jüngeren Offizier, betrachtete die Stellung des Feindes und traf einige Anordnungen. Aber sein Kommando dauerte nicht lange. Ich sprach eben mit ihm, als er sich plötzlich niedersetzte und sagte: „Ich bin verwundet.“ Ich nahm ihn auf meine Schultern und rief einen Soldaten herbei. Wir schleppten ihn zuerst hinab und dann weiter, bis zum Verbandplatz, der sich im Schloß des Emirs befand, einen ganzen Kilometer von der Pforte entfernt. Albedil gab tapfer die letzten Befehle, bat seine entmutigten Soldaten, tapfer stand zu halten und wurde dann so schwach und hilflos, daß ich nicht den Mut hatte, ihn dem Soldaten zu überlassen. Ich mußte ihn weiter schleppen. Unterwegs wurde der Verwundete ganz kraftlos, aber es war keine Tragbahre zur Hand und er mußte gehen.

„Ich fühle,“ sagte er, „daß die Wunde tödlich ist, ich werde nicht mit dem Leben davon kommen.“

Ich suchte ihn natürlich zu ermutigen, die Wunde sei im weichen Teil des Beines, sie werde wieder heilen und er werde noch tanzen. Und wirklich, — sie heilte und Albedil tanzte sogar. Aber dennoch hatte die verwünschte Kugel mehr Schaden angerichtet, als ich vermutete. Sie war nicht durchgegangen und hatte den Knochen gestreift, und viele Monate, wenn nicht Jahre lang, machte sie Schmerzen und Sorgen.

Nachdem ich Albedil dem Arzt übergeben hatte, eilte ich zum Thor zurück, wo das Schießen und Geheul wieder heftiger wurden. Noch ehe ich die Pforte erreichte, sah ich links bei einer Biegung der Mauer eine Gruppe Soldaten,

welche sich zusammen drängten und unentschlossen Hurra riefen. Sie schossen unordentlich nach dem Kamm der Mauer, wo sich immer wieder Köpfe der Angreifenden zeigten.

„Wir werden alle hier untergehen," sagten die Soldaten trübselig, „der Himmel straft uns für unsere Sünden. Wie sollen wir mit dem Leben davon kommen? Dank dem General Kaufmann, daß er die Festung nicht ausgebessert hat, daß er davon ging und uns verlassen hat."

Ich ermutigte sie so gut ich konnte. „Schämt Ihr Euch nicht, so zu jammern? Wir werden standhalten und uns nicht lebendig ergeben." Die Soldaten wurden sehr erschreckt durch feurige Massen von der Art des griechischen Feuers, welche über die Mauer zu uns herein geworfen wurden und zuweilen den Soldaten auf die Köpfe fielen und viele verbrannten.

Etwas weiter ging eine kleine Abteilung Soldaten mit einem Offizier nach der Mauer. Das war der erwähnte Oberst Nasarow, welcher bei der drohenden Gefahr natürlich seinen Arrest vergaß, im Hospital alle Kranken seines Bataillons sammelte, welche im stande waren, ein Gewehr zu halten, und nun am bedrohtesten Punkt erschien. Ganz entsetzt liefen einige Soldaten ihm entgegen.

„Euer Hochwohlgeboren, sie dringen ein, sie dringen ein!"

„Fürchtet Euch nicht, Brüderchen, ich bin bei Euch," erwiderte er mit solcher Zuversicht und Ruhe, daß die Soldaten, welche bei diesen beständigen Sturmangriffen und dem Geheul der Feinde sehr kleinmütig geworden waren, sofort wieder Mut faßten.

Von diesem Augenblick an waren wir unzertrennlich

für die ganze Dauer unserer achttägigen Belagerung, welche in den Annalen der asiatischen Kämpfe wohl bekannt ist.

Wieder ertönte das Geschrei „Ur! Ur!“ und kam immer näher, über uns zeigten sich einige Köpfe von Feinden, welche augenscheinlich im Begriff waren, in die Festung einzudringen. Ohne das Kommando abzuwarten, gaben die Soldaten eine Salve, die Köpfe verschwanden und alles schwieg. Die Feinde waren dem Anschein nach von der Mauer zurückgewichen, als sie dort mit Kugeln empfangen wurden, wo sie ungehindert einzudringen gehofft hatten. An dieser Stelle lief außerhalb der Mauer ein Fußweg vorüber, welcher ebenso wie viele andere, noch nicht abgegraben worden war und von dem halbverfallenen Kamm auf der inneren Seite führte auch ein Fußweg herab. Die Einwohner kannten alle diese nicht offiziellen Eingänge in die Festung und richteten dahin ihre Angriffe. Man mußte einen Teil des Kommandos hier zurücklassen, um nach der anderen Seite zu eilen, woher einige Soldaten bleich und keuchend nach einander zu Nasarow gelaufen kamen.

„Dort, dort brechen sie ein, Euer Hochwohlgeboren!“ riefen sie schon von weitem. Wir wandten uns nach rechts von der Pforte, wo wir plötzlich in einer kleinen Bresche in der Mauer einige Dutzend von der Sonne verbrannte Usbeken entdeckten, welche begannen, einen schwachen Verhau aus kleinen Bäumen wegzuräumen, der die Bresche verschloß. Diese erwarteten nicht die Bajonette, nicht einmal die Kugeln und flohen, als sie uns kommen sahen.

Diese verwünschte Festung, welche drei Werst (Kilometer) im Umfang hatte, war überall zerfallen, überall konnte man frei hineingehen, und da im Innern eine Menge

Hütten an die Mauer stießen, so konnte eine einmal eingedrungene Schar, selbst von geringer Anzahl, sich ziemlich leicht behaupten. Kaum waren wir damit fertig und Nasarow sprach schon davon, es wäre nicht übel, jetzt Betensuppe zu essen, als er wieder nach unserer früheren Stelle gerufen wurde.

„Euer Hochwohlgeboren! Bitte kommen Sie, sie greifen an!"

Wir eilten wieder im Lauf dahin. Anfangs vernahmen wir nur ein starkes Geräusch, das immer mehr anwuchs. Schon hörte man das Geschrei einzelner Stimmen. Wie es schien, kamen sie auf die Bresche zu, welche nicht weit von uns entfernt war. Wir eilten dorthin, verbargen uns an der Mauer und warteten. „Wir wollen auf sie schießen," flüsterte ich Nasarow zu, da ich des Wartens überdrüssig war.

„Sst!" antwortete er mir, „sie mögen nur hereinkommen."

Dieser Augenblick diente mir zu einem meiner Gemälde. Jetzt ertönte das Geschrei gerade über unseren Köpfen. Einige Waghälse zeigten sich am Kamm der Mauer. Da ertönte ein Hurra von unserer Seite, auf welches ein so heftiges Gewehrfeuer folgte, daß wieder für die Bajonette keine Arbeit übrig blieb. Die Feinde liefen davon.

Diese unaufhörlichen Angriffe wirkten sichtlich niederdrückend auf unsere Soldaten, welche da und dort wiederholten: „Man sieht, wir werden alle hier liegen bleiben." Es erforderte alle Energie und die Scherzreden Nasarows, um die Leute von Zeit zu Zeit zum Lachen zu bringen. Besonders fiel mir die ernste Stimmung der Soldaten während des Gefechtes auf. Die Angreifenden belästigten

uns oft und in den Pausen zwischen den Sturmangriffen schlichen einige auf den Kamm der Mauer, schossen ihre Gewehre ab und ehe unsere überraschten Soldaten schießen konnten, waren sie wieder verschwunden. Auf diese Weise wurden uns viele Leute verwundet, während die Schüsse der Unsrigen fast immer zu spät kamen. Das ärgerte mich sehr. Ich stand oft lange mit dem Gewehr auf der Lauer und einmal konnte ich mich nicht enthalten, ein starkes Wörtchen auszustoßen, — sogleich aber unterbrachen mich die Soldaten.

„Es ist nicht schön, jetzt zu schimpfen, das ist jetzt nicht an der Zeit,“ sagten sie.

Anfangs nannten mich die Soldaten Euer Ehrwürden,*) aber als Nasarow mich Wassili Wassilijewitsch nannte, griffen alle das auf und bald nannte mich die ganze Garnison bis zum letzten Kranken im Hospital Wassili Wassilijewitsch.

Um diese Zeit gab uns der Chef der Festungsartillerie, der brave Kapitän Michnewitsch Handgranaten, um sie von der Mauer herab in die feindlichen Haufen zu werfen. Aber das Geräusch war beinahe verstummt, so daß wir nicht wußten, wohin wir sie werfen sollten, überdies hatten wir Verdacht, daß der Feind irgend eine besondere List in Anwendung bringen wolle. Man mußte über die Mauer blicken, um zu sehen, wo der Feind stand und was er that. Die Offiziere sandten einige Soldaten, aber diese suchten

*) Diese Anrede ist um eine Stufe tiefer, als „Euer Wohlgeboren“, wie die Offiziere bis zum Hauptmann einschließlich angeredet werden. Die Anrede Wassili Wassilijewitsch steht der letzteren etwa gleich. (Der Übers.)

sich zu drücken, einer schob den andern vor, denn der Tod war fast sicher.

„Halt, ich habe turnen gelernt!“ rief ich. Ehe Nasarow mir zurufen konnte: „Was machen Sie, Wassili Wassilijewitsch? Kommen Sie herab, thun Sie das nicht,“ war ich schon oben.

„Kommen Sie herab, kommen Sie herab,“ flüsterte Nasarow, aber ich ging nicht. Ich schämte mich, obgleich ich gestehen muß, daß mir auch ängstlich zu Mute war. Dort stand ich gebückt am Kamm und dachte: „Wie bin ich nur hierher gekommen? Sie werden mich erschießen.“ Ich dachte und dachte — alle diese Gedanken gehen in solchen Augenblicken blitzschnell durch den Kopf, — dann richtete ich mich plötzlich ganz auf. Vor mir erblickte ich an der Mauer und zwischen den Hütten eine schreckliche Menschenmasse und zur Seite einen Haufen Männer mit Turbanen auf den Köpfen, welche in einer Beratung begriffen zu sein schienen. Alle erhoben die Köpfe und waren im ersten Augenblick starr vor Verwunderung. Das rettete mich. Bis sie sich faßten und riefen: „Mana! Mana!“ d. h. „sieh, sieh,“ war ich schon hinter der Mauer verschwunden. Ein Dutzend Kugeln schlugen in die Mauer an dieser Stelle ein und eine Staubwolke erhob sich.

„Kommen Sie herab, um Gotteswillen, rasch!“ rief unten Nasarow. Natürlich ließ ich mir das nicht zweimal sagen. Ich bezeichnete die Stelle, wo die Volkshaufen standen und unsere Handgranaten richteten einen schrecklichen Lärm und Spektakel unter ihnen an.

Da Nasarow als Befehlshaber jede Stelle der Festung zugänglich war, so nahmen wir an einer Ecke der Festung Stellung, von wo aus beide Linien der Mauer auf eine weite Strecke zu übersehen waren. Die Mauern der

Citadelle von Samarkand waren sehr hoch und massiv, so daß, wenn Jahre und Jahrhunderte sie nicht zerstören konnten, man hinter einer solchen Schutzmauer wohl standhalten konnte. Aber es war nur schlimm, daß bei den überall vorhandenen Lücken und Breschen dieses Gitter zu gleicher Zeit an verschiedenen Stellen verteidigt werden mußte.

Die Zahl der Verteidiger war aber gering, nur etwa 500 Mann, ohne die Kranken und Schwachen, von denen fast alle auf die Beine gebracht wurden. Viele waren so schwach, daß sie auch nicht einmal Hurra schreien und das Gewehr kaum in den Händen halten konnten. Einmal schrie ich nach der Verwundung eines Soldaten den nächsten zornig an: „Was stehst Du da? Hilf doch, Deinen Nachbar aufzuheben.“

„Ich kann nicht,“ erwiderte er, „ich gehöre zu den Schwachen.“

„Warum bist Du gekommen, wenn Du Dich nicht rühren kannst?“

„Kann's nicht wissen, ist befohlen worden. Alle wurden an die Mauer gejagt.“

Unser neuer Beobachtungspunkt war vorzüglich. Mein Kosak, der seinen Herrn nicht verlassen wollte, wurde nach meinen Cigarren abgesandt, Nasarow aber ließ Brot und Branntwein bringen. So frühstückten wir und rauchten jeder eine Cigarre, — welcher Luxus! Die Cigarren hatten eine so belebende Wirkung, daß ich noch eine Kiste kaufte und sie auf den nächsten Posten verteilte.

Überall wurde geraucht, dann wurde uns allen Kohlsuppe gebracht und wir stärkten uns. Das war nach dem Glas Thee am Morgen, das auch nur halb ausgetrunken

worden war, sehr willkommen. Nasarow ließ sich mit seinem ganzen Kommando gemütlich im Schatten der Hütten nieder, aber ich hielt mich mehr an die Mauer, wo ich mich mit Schießen amüsierte. Es ist doch ein Vergnügen, zu sehen, wie ein getroffener Hase fällt.

Mein Nachbar traf einmal einen Feind, aber nicht tödlich. Da der Getroffene sich noch rührte, wollte ihn der Soldat töten, aber seine Kameraden ließen das nicht zu. „Rühre ihn nicht an, Serega!“ riefen sie.

„Aber dann wird er davon laufen.“

„Laß ihn laufen, jetzt ist er kein Krieger mehr.“

Und dieser machte sich wirklich davon, aber mit List, wahrscheinlich in der vollen Überzeugung, daß er uns überlistet habe. Er lag an einer Straßenkreuzung nahe an einer Mauer und begann langsam sich von einer Seite zur andern zu wälzen, um nicht unsere Aufmerksamkeit durch eine starke Bewegung zu erregen, und indem er sich langsam weiter wälzte, gelangte er an eine Pforte, wo ihn einige Hände in Empfang nahmen, welche wahrscheinlich vollkommen überzeugt sind, daß sie den „Urussen“ überlistet haben. Jedenfalls käme keinem in den Kopf, daß der Urusse Serega und viele andere ihn hätten töten können, dies aber unterließen nach der Regel: einen Liegenden schlägt man nicht.

Übrigens, solche besondere Fälle ausgenommen, gaben sich die Unsrigen keinen Sentimentalitäten hin, und die Feinde bewirteten uns auch nicht schlecht. Die Schüsse kamen immer aus den Hütten, von wo die Gewehre durch kleine Öffnungen beständig nach gewissen Punkten der Citadelle gerichtet wurden, wo die Unsrigen sich zeigten. Sehr oft trafen ihre Kugeln genau in die Schießscharten, welche unsere Sappeure angebracht hatten. Einmal schlug eine

Kugel in den Sand bei der Schießscharte gerade in dem Augenblicke ein, als ich den Hahn abdrücken wollte. Der ganze Kopf wurde mir mit Sand und kleinen Steinen überschüttet, ich griff mit den Händen nach meinem Gesicht. „Bringt ihn herab!“ rief Nasarow, welcher glaubte, ich sei verwundet. Ein anderes Mal sprach ich mit einem meiner Nebenmänner, während ich zielte, und hörte, wie etwas in etwas Weiches einschlug. Ich blickte mich um, — mein Nachbar ließ das Gewehr fallen und stürzte von der Mauer hinab.

Nasarow richtete sich mit zwei jungen Offizieren, deren Namen ich vergessen habe, ganz häuslich ein. Nach dem ersten Branntweinglas befahl er den Soldaten, das zweite herumzureichen, lachte nach seiner Gewohnheit und scherzte mit ihnen, wobei seine Scherze oft sehr unanständiger Art waren, nach dem Gelächter der Soldaten zu urteilen. Man konnte glauben, jede Gefahr sei verschwunden.

Übrigens dauerte diese Festungsidylle nicht lange, bald ertönte wieder am bucharischen Thor das gewohnte Geschrei der Stürmenden und heftiges Schießen, dann kam auch ein Soldat gelaufen mit der Bitte um Hilfe. Nasarow ließ einen Beobachtungsposten in diesem Eckquartiere zurück und eilte an das Thor. Der dort befehligende Offizier übergab ihm freiwillig das Kommando, ebenso wie der Sappeur-Stabskapitän Tscherkasow mit seinen Sappeuren.

Der Sturm wurde wieder zurück geschlagen. Es begann zu dunkeln. Der kupferne Theekessel wurde aufgestellt und wir nahmen Platz, um Thee zu trinken. — Aber es sollte nicht sein — ein neuer Angriff erfolgte. Unwillkürlich dachte ich an den Morgenthee, welcher wahrscheinlich noch immer halb ausgetrunken in meinem Zimmer

stand, ich dachte auch an meinen Afghanen,*) der noch keine Beine erhalten hatte und aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht erhalten sollte. Dieses Mal wichen die Feinde sehr schnell zurück, aber nach ihrem Abzug zeigte sich am Thor eine Rauchwolke. „Ach, die Schurken haben das Thor angezündet!“ So war es auch, bald erhellten starke Flammen die Dämmerung. Sobald die Thorflügel zusammen fielen, erfolgte ein neuer, sehr starker Angriff, der mit großer Hartnäckigkeit lange dauerte. Man schoß fast auf Armeslänge, der Lärm war betäubend. In diesem Getöse schrie ich die Soldaten an, welche wie sinnlos in die Luft schossen.

„Schießt doch nicht in den Himmel! Nach was zielt Ihr denn?“

„Wir erschrecken ihn, Wassili Wassiljewitsch,“ antwortete mir der eine ganz ernsthaft.

Ich erinnere mich, daß ich dort zwei Feinde erschossen habe. „Übereile Dich nicht beim Schießen,“ sagte ich. „Sieh, so lege Dein Gewehr hierher und warte.“ Ich legte mein Gewehr auf einen Vorsprung in der Mauer, und gerade zu dieser Zeit kam ein Eingeborener mit dem Gewehr in der Hand vor dem Thor über den Weg gelaufen. Ich schoß und er stürzte augenblicklich nieder. Ich hatte aus so kurzer Entfernung geschossen, daß der wattierte Rock des Unglücklichen Feuer fing. Tagelang brannte derselbe und verkohlte gänzlich, wobei die Hand, die er im letzten Augenblick an den Mund geführt hatte, so blieb und endlich erkaltete. Diese schwarze Masse blieb die ganze Woche, bis zur Rückkehr unserer Truppen, dort liegen,

*) Dieser Afghane befindet sich bei J. N. Tereschtschenko — ohne Beine. W.

welche über sie wegmarschierten. Der andere fiel in gleicher Weise und gleichfalls unter dem Schuß.

„Sieh doch, wie Wassili Wassiljewitsch sich für uns bemüht," sagten die Soldaten. Alles Üble hat auch sein Gutes. Sobald die Thorflügel verbrannt waren, baute Tscherkasow eine vortreffliche Brustwehr aus Sandsäcken, hinter welcher das Geschütz aufgestellt und mit Kartätschen geladen wurde. Jetzt wurde unser Gespräch in etwas anderem Tone fortgesetzt.

Es war schon dunkel geworden, die Balken und Bretter der Thorflügel brannten noch hell. Nasarow stellte die Soldaten so auf, daß sie nicht zu sehen waren, nur die Bajonette blitzten in der Dunkelheit. In der Mitte war das Geschütz mit seiner Bedienung und dem Offizier zu sehen, deren weiße Hemden und Kittel im Feuerschein hell schimmerten. Da kam ein Geräusch näher und näher und schwoll zu einem heiseren Gebrüll vieler tausend Stimmen an, welche „Allah, Allah" schrieen. Bald zeigten sich die ersten Gestalten. Keiner von ihnen schoß, sie hatten nur Säbel oder den Batik*) in den Händen. Wie Hammel stürzten sie mit gesenkten Köpfen auf das Thor und das Geschütz zu.

„Die erste!" kommandierte Sluschenko mit heller Stimme. Nach dem schrecklichen Kanonendonner hörten wir, wie die Kartätschenkugeln prasselten, darauf folgte Schweigen. Nichts war zu sehen, wir waren von Rauch eingehüllt. Aber nach zwei Minuten vernahmen wir wieder Stimmen. Sie wichen zurück, überzählten wahrscheinlich ihre Verluste, schimpften

*) Ein Batik ist ein Knüppel mit einer eisernen Kugel und Zähnen am Ende.

und machten einander Vorwürfe, während wir uns darüber freuten.

Lange dauerten diese Sturmangriffe und wiederholten sich mit immer neuer Wut. Der Feind wollte um jeden Preis die Festung erstürmen, aber die undisciplinierte Masse hielt jedesmal das Kartätschenfeuer auf kurze Entfernung nicht aus und wich zurück. Sie hatten auch Ursache dazu. Obgleich wir zuweilen sahen, wie sie ihre Toten aufhoben und forttrugen, so lag doch noch am anderen Tage eine große Anzahl derselben bei den Mauern, welche fortzuschaffen ihnen unmöglich war. In der Sonnenglut entwickelte sich ein so übler Geruch, daß man sich darüber wundern muß, daß keine ansteckenden Krankheiten bei uns entstanden.

Als wieder alles ruhig geworden war, machten wir einen Ausfall, dessen Ziel hauptsächlich eine in der Nähe liegende Moschee war, von welcher, wie aus einer Festung, alle Angriffe ausgingen. Als wir uns überzeugt hatten, daß der Feind sich zurückgezogen hatte, gingen wir in der Nacht leise hinaus, und gerade auf die Moschee zu. Rasch wurde trockenes Holz zusammen getragen, Holzstöße gebildet und angezündet. Ebenso verfuhren wir mit einigen, nahe am Thor stehenden Häusern, welche uns am meisten genierten. In einem derselben fanden wir ein turkmenisches Pferd. Es sollte mir zum Geschenk gemacht werden, aber ich nahm diese Ehre nicht an, übergab das Pferd dem Artell*) und kaufte es vom Artell für 40 Rubel. Auch hier steckten wir alles in Brand, was brennen konnte. In der Dunkelheit hörte man flüstern: „Nikolai Nikolajewitsch! Wassili Wassiljewitsch! Hierher mit dem Feuer, rasch,

---

*) Arbeits-Genossenschaft.

rasch!“ Merkwürdigerweise trug Nasarow bei dem Ausfall Pantoffel, weniger aus Vergeßlichkeit, wie ich glaube, als aus vollständiger Gleichgültigkeit gegen die Gefahr. Es lohnte nicht der Mühe, die Stiefel anzuziehen, wenn man sie am Abend einmal ausgezogen hatte.

Als die feurigen Zungen hervorbrachen, machten wir uns davon und es war auch Zeit, denn das Feuer wurde bemerkt und ein Stimmengewirr näherte sich. Es wurde versucht, das Feuer zu löschen, aber vergebens, es brannte immer heftiger.

Wieder folgte ein Angriff, aber mit noch geringerem Erfolg, da jetzt die ganze Scene hell erleuchtet war.

In dieser Nacht arbeitete unsere Kanone und ihr tapferer Kommandeur Sluschenko vortrefflich. Unter seinem lauten Kommando: „Erstes Geschütz! Erstes Geschütz!“ schlief ich ein. Bretter wurden irgendwo aufgetrieben und wir legten uns der Reihe nach in den Sand auf der Straße, nahe bei der Mauer, mit dem schußbereiten Gewehr an der Seite. Trotz der Härte des improvisierten Lagers und der großen Menge von Ungeziefer, schlief ich wie ein Gerechter.

III.

Lange nach Mitternacht weckte mich ein starkes, ungewöhnliches Geräusch, es kam von der brennenden Moschee, welche zusammen stürzte. Wir stiegen auf die Mauer, um uns an dem Werk unserer Hände zu erfreuen. Es war eine entzückende, stille, sternenhelle Nacht. Da die Wachen

alle auf ihrem Posten waren und scharfen Umblick hielten, so schliefen wir nach kurzem Gespräch wieder ein.

Am frühen Morgen begannen die Angriffe wieder, bald bei uns, bald weiterhin, dort, wo wir gestern gewesen waren und auch noch weiter beim Hauptausgang zur Stadt. Bei diesem Thor stand auch eine Kanone, aber in unvergleichlich günstigerer Stellung als die unsrige, da man nicht anders zur Festung gelangen konnte, als über eine Brücke, welche über den Festungsgraben führte. Ein Überfall war also unmöglich. Es war das Thor von Dschusak, dort kommandierte der Kapitän Schtschemetilo, ein Vollblut-Chachol*) und ein vortrefflicher Mensch. An diese beiden Stellen sandte Nasarow einmal Verstärkung, als sie stark bedrängt waren. Wir konnten deutlich sehen, wie gegen unseren gestrigen Aufenthaltsort der Angriff erfolgte. Eine Sturmkolonne kam mit Hurrageschrei im Lauf heran, stieg bis zum Kamm der Mauer herauf und nachdem sie einige Tote und Verwundete verloren hatte, flohen die übrigen eiligst um die Wette.

Auch bei uns, wie überall, wurde es still. Nasarow nahm mich mit, um bei einem bekannten Kaufmann eine Suppe zu essen, welcher schon lange erklärt hatte, bei ihm sei zu jeder Zeit Essen bereit. Ich gab Auftrag, mir sogleich sagen zu lassen, wenn die geringste Gefahr sich zeige. Unsere russischen Kaufleute, welche nach Samarkand gekommen waren, um Handelsbeziehungen anzuknüpfen, waren natürlich nicht froh darüber, daß sie in diese Klemme geraten waren. Einer von ihnen, Trubtschaninow, Bevollmächtigter des bekannten Theehändlers Njemtschaninow, war tapferer als

*) Spottname der Klein-Russen.

die anderen, er kam sogar mit seinem Jagdgewehr im roten Hemd zu uns auf die Mauer. Aber die anderen fürchteten sich schrecklich, und sobald das Schießen begann, zündeten sie Kerzen vor den Heiligenbildern an und beteten auf den Knieen. Da manche Kugeln in die Höfe flogen, so mußten sie ihre Betstelle in eine andere Ecke verlegen, aber als einige große Falkonetkugeln vom Kaliber kleiner Kanonenkugeln das Dach durchschlugen, mußten sie ihre Heiligenbilder nochmals an einen dritten Ort versetzen.

Sie bewirteten uns mit Speise und Trank, sandten den Soldaten Schnaps und einige Kisten Cigarren, mit welchen ich nachher längs der ganzen Mauer hinging, um sie zu verteilen. Sie gestanden uns, daß das Schießen und das Geschrei sie furchtbar beängstigten, daß sie jeden Augenblick fürchteten, ungebetene Gäste zu erhalten und natürlich alle erstochen zu werden.

Unsere Kranken und Verwundeten waren im Thronsaal untergebracht, aber durch Bogenschüsse aus der Stadt wurden viele verwundet, wobei der Arzt beinahe erschossen wurde. Deshalb wurde ein Teil derselben in Hütten untergebracht, nahe bei den Kaufleuten, wodurch diese ganz und gar um ihre Ruhe gebracht wurden, denn das Stöhnen bei Tag und Nacht war herzzerreißend, wie mir Trubtschaninow sagte.

Auf dem Throne Tamerlans fand ich eine ganze jüdische Familie und sagte Nasarow, ob er sie von diesem der Geschichte geheiligten Gegenstande nicht wo anders hin versetzen könne.

„Warum?" antwortete dieser. „Nun, meinetwegen."

Juden waren viele bei uns, natürlich mit Kind und Kegel. Die Ankunft der Russen hatte ihnen Befreiung

gebracht, die sie auf ihre Weise ausnützten. Jetzt trugen sie Gürtel, anstatt eines Strickes, ritten auf Pferden, was ihnen streng verboten gewesen war. Natürlich wären alle umgebracht worden, wenn sie in der Stadt geblieben wären. Wie mir erzählt wurde, erhoben sie bei dem starken Gewehrfeuer ein schreckliches Geheul, beteten, schlugen sich auf die Wangen und zerrten an ihren Locken. Außer Juden waren auch Perser, Indier und Tataren da. Diese alle waren bei unserem Einzug uns entgegen geeilt, indem sie uns dankten und unter Thränen der Rührung den Saum unserer Kleider küßten.

Nasarow wurde benachrichtigt, daß sich wieder Haufen sammelten, wahrscheinlich zu einem Angriff und wir kehrten eilig zur Mauer zurück. Aber die Angriffe waren schwach und wir beruhigten uns. Da die Soldaten sich nicht ausgekleidet und die ganze Nacht größtenteils im Sande gelegen hatten, vom Ungeziefer verfolgt, so befahl Nasarow einem bestimmten Teil derselben, zum Teich der nächsten Moschee zu gehen und sich zu waschen. Vergnügt riefen die Soldaten: „Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren."

Unsere Abteilung wurde jetzt bedeutend verstärkt, da der Kommandant an dieses Thor, den bedrohtesten Punkt, alles sandte, was er zusammen schaaren konnte. Außer Genesenden waren da auch Kosaken und andere, welche allenfalls Hurra schrieen, aber sich immer im Hintergrunde unter den Dächern der Hütten aufhielten. Außer zwei oder drei Bataillons-Offizieren befanden sich bei Nasarow auch zwei Sappeur-Offiziere, der schon erwähnte Tscherkasow und Woronez, ein noch ganz grünes zartes Kerlchen, das erst kürzlich die Ingenieurschule durchgemacht hatte. Da die Leute meist jung waren, so verging die Zeit unter Gelächter

und Scherzen, welche nur zuweilen durch die Nachricht unterbrochen wurden, daß dieser oder jener gefallen oder verwundet sei. Auch unser prächtiger Artillerist Sluschenko wurde tödlich verwundet, ich war dabei nicht zugegen, aber Woronez erzählte mir, daß dieser tapfere Offizier in einem weißen Kittel auf einem Rappen die Mauer entlang geritten sei und so ein vortreffliches Ziel geboten habe. „Ich sah, wie er sich im Sattel vorneigte," erzählte Woronez. „Sluschenko, was ist Ihnen?" rief ich. Er gab keine Antwort. Wir hoben ihn vom Pferd, er hatte eine Kugel im Leib."

Ich benutzte eine kleine Ruhepause, um einen Versuch zu machen, mein neu erworbenes Pferd, den turkmenischen Fuchs, der bei einem Ausfall erbeutet worden war, zu reiten. Aber kaum hatte ich hundert Faden zurückgelegt, als sich ein Höllenlärm erhob. Es war Sturm, der stärkste aller Angriffe auf die Festung.

Ich übergab mein Pferd einem Kosaken und eilte ins Gefecht. Die Usbeken mußten sich schon lange an die Mauer geschlichen haben, durch die Hütten, welche gerade bei dem Thor an dieselbe stießen und hatten an dieser Stelle die Mauer so leise abgetragen, daß wir gar kein Geräusch bemerkt hatten. Durch diese Gebäude stürzten sie auf unser Geschütz. Sie überschütteten uns mit einem Kugelhagel, und außerdem mit einem Steinhagel über die Dächer der Hütten, hinter welchen sie schon früher Steine aufgesammelt haben mußten. Der erste Gruß, den ich erhielt, war ein schrecklicher Steinwurf an mein linkes Bein. Ich schrie vor Schmerz auf und glaubte, mein Fuß sei gebrochen, doch das war nicht der Fall. Alle schrieen Hurra, aber niemand ging vor. In der Mitte der

Soldaten erblickte ich Nasarow, rot vor Wut, der mit flacher Klinge die Soldaten auf das Genick hieb, um sie vorwärts zu bringen, aber diese schoben sich nur rückwärts.

„Tscherkasow!“ rief er, „prügeln Sie diese Schurken durch!“

In solchen Augenblicken zucken die Gedanken mit Blitzesschnelle durch das Gehirn. Mein erster Gedanke war: „Sie gehen nicht, man muß vorangehen,“ der zweite: — „Das ist eine schöne Gelegenheit, zu zeigen, wie man voran gehen muß,“ der dritte: „Ja, aber Du wirst wahrscheinlich fallen,“ der vierte: — „Unsinn, sie treffen nicht.“ Alle diese Gedanken dauerten nicht zwei Sekunden. Vor uns lag ein Haufen Balken. In meinem keineswegs imposanten Kostüm, das aus einem offenen Paletot und einem Filzhut bestand, sprang ich mit dem Gewehr in der Hand auf diese Balken, wandte mich zu den Soldaten, schrie ihnen zu: „Brüderchen mir nach!“ und warf mich einem feindlichen Haufen bei einer Hütte entgegen, welcher zurückwich. Ich erinnere mich vollkommen klar aller meiner Handlungen und Antriebe. Mein erster Gedanke, nachdem ich die Hütte wohlbehalten erreicht hatte, war, mich hinter die Mittelwand zwischen zwei Fenstern zu stellen, nach welchem der Feind heftig schoß und mich so vor den Kugeln zu schützen. Dasselbe that auch Nasarow, der hinter mir herbeigeeilt war und die bedrohte Strecke wohlbehalten durchlaufen hatte. Aber viele der uns Nachfolgenden fielen, nicht wenige waren auf der Stelle tot, viele verwundet und einige, welche sich in der Verfolgung zu weit gewagt hatten, wurden vom Feind gefangen und ihnen die Köpfe abgeschnitten und davongetragen. Ein Soldat warf mich beinahe um. Er war am Kopf verwundet und fiel so vor mir nieder daß

er meinen Paletot ganz mit Blut befleckte. Er röchelte noch, ich trug ihn fort, aber bald starb er, mit einem traurigen Blick auf mich, in dem ich den Vorwurf las: „Warum hast Du mich hierher geführt?“ Solche Blicke Sterbender bleiben für das ganze Leben im Gedächtnis.

Als General Kaufmann nach dem Gefecht bei Tschopan-Ata am 1. Mai die Verwundeten besuchte, also nach dem ersten Gefecht bei Samarkand, welches die Einnahme der Stadt zur Folge hatte, näherte er sich einem jungen Offizier, der am Kopf verwundet war und nach dem Urteil der Ärzte sterben mußte. Ich stand daneben und hörte, wie der Verwundete auf die freundlichen teilnehmenden Fragen des Generals leise, vernünftig und höflich antwortete. Aber als Kaufmann ihm erzählte, das Wichtigste sei gethan, der Feind geschlagen und die Stadt eingenommen, gab der Kranke keine Antwort und sah ihn nur zornig an. „Das Wichtigste“ war für ihn augenscheinlich seine Wunde.

Der Feind wich zurück, zog aber nicht ab und belästigte uns so sehr mit seinem Feuer, daß ich Nasarow beredete, zum Angriff überzugehen. Wir sprangen über die Brustwehr und griffen den Feind mit einem gesunden Hurra in der Flanke an. Ich lief voran und zu meinem Glück blickte ich mich um, — hinter mir war niemand. Alle Soldaten drängten sich wie Hammel zusammen, schrieen Hurra und schossen, rührten sich aber nicht vom Fleck. Vergebens schlug Nasarow wieder auf sie ein, nannte sie Schurken und Feiglinge, vergebens rief ich wieder: „Mir nach, Brüder, mir nach!“ — mir nach folgte niemand. Nachdem ich mich heiser geschrieen und meine Geduld ganz verloren hatte, wandte ich mich zu Nasarow: „Lassen Sie

zum Rückzug schlagen, Nikolai Nikolajewitsch, sie gehen nicht vor." Die Trommel schlug zum Rückzug und wir kehrten zurück. Warum gingen die Soldaten nicht vor? Wir waren nicht wenige, etwa 150 Mann und die Feinde nicht sehr viele, vielleicht einige Hundert, welche zerstreut waren und sichtlich zurückwichen. Dennoch erinnere ich mich noch lebhaft, wie die vordersten der Unsrigen sich auf die Hinteren drängten und welches Entsetzen auf allen Gesichtern zu lesen war.

Dieses erkläre ich mir, obgleich nicht mit Überzeugung und jedenfalls nicht genügend, damit, daß die Soldaten sich fürchteten, aus der Festung hinaus zu gehen, aus Angst, abgeschnitten zu werden, oder sich in den vielen Straßen und Gäßchen zu verlieren. Wie das nun sein mochte, der Feind wurde vollständig verjagt und selbst unser letzter Ausfall war nicht nutzlos gewesen, denn nach demselben schoß der Feind nicht mehr so heftig auf uns.

Hier muß ich bemerken, daß nach meiner Ansicht das sogenannte Vorgefühl nichts anderes ist, als eine kleine Feigheit, welche bei ernster Gefahr sehr begreiflich und entschuldbar ist. Kommt es so, wie man fürchtete, so sagt man: „Das habe ich voraus gefühlt," kommt es anders, so wird alles sogleich vergessen. Ein junger Offizier blickte beim Anfang dieses Gefechtes mit sichtlichem Schrecken nach dem Handgemenge und suchte Schutz vor den Kugeln und dem Steinregen unter den Dächern der nächsten Hütten. Als ich ihn einholte, flüsterte er mir zu:

„Ich fühle, daß ich heute fallen werde."

„Unsinn," antwortete ich.

„Sie glauben es nicht? Nun Sie werden es sehen."

Ich hatte keine Zeit zu weiterem Gespräch, aber ich

erinnere mich, daß mir die Überzeugung auffiel, mit der er die letzten Worte sprach.

„Armer Teufel,“ dachte ich, „welch starkes Vorgefühl! Wenn sie ihm nun wirklich den Garaus machen?“ Und was geschah? Der junge Mensch wurde nicht getötet und nicht einmal verwundet. Als ich ihn später daran erinnerte, erwiederte er verdrießlich: „Nun, Dummheiten.“

In diesem Gefecht verloren wir verhältnismäßig viele Leute. Ich ließ später zwei Wagen voll Leichen auf einen Haufen sammeln, einige waren schon tot, andere atmeten noch, oder es stiegen Blasen vor dem Munde auf. Die letzteren waren meist solche, welche vor dem Gefecht ein überflüssiges Glas Schnaps getrunken hatten. Endlich bemerkten wir, daß unsere Kanone nicht mehr schoß. Nasarow ließ sich erkundigen und es erwies sich, daß der Feuerwerker, welcher seinen Dienst stets so tapfer versehen hatte, den Sieg vorzeitig gefeiert hatte, wahrscheinlich auch mit einem überflüssigen Glas Branntwein. Mit seinen betrunkenen Augen hatte er eine Granate nicht richtig eingesteckt, sie blieb stecken und ging nicht vorwärts, nicht rückwärts. Wir waren glücklich davongekommen, aber alle waren so ermüdet, daß niemand die Mühe übernahm, die Toten und Verwundeten fortzuschaffen. Tote allein hatten wir 40 Mann.

Schrecklich sahen die Leichen der Soldaten aus, welchen die Köpfe, wie ich oben erzählt habe, tief aus den Schultern ausgeschnitten waren, wahrscheinlich um nichts von der erlangten Trophäe zu verlieren. Die Soldaten standen rings um diese Leichen und suchten zu erraten, wer sie sein mochten — „Siderow oder Federow?“ Und nur an besonderen Zeichen am Körper erkannten sie einen von ihnen.

Es ist bekannt, daß für jeden Kopf eines Feindes eine Belohnung gegeben wird, hauptsächlich Kleider, und nicht nur in Mittelasien, sondern auch in Europa bei den Türken, Albanesen, Montenegrinern und anderen. Dieser Fall diente mir als Thema zu einem kleinen Bild, das die Einsammlung feindlicher Köpfe in einen Sack darstellte.

Bei diesem Sturm warf mir eine Kugel die Mütze vom Kopf, eine andere durchschlug den Lauf meines Gewehrs, gerade in Brusthöhe, ich war also billig davongekommen. Ich trug an den folgenden Tagen das weiße Futteral einer Offiziersmütze, das ich noch bis jetzt aufbewahrt habe. Nasarow kam unverletzt aus dem Gefecht. Dieser Mensch besaß eine eigentümliche, „verwegene" Tapferkeit, wie der Soldat dieses ausdrücken würde.

Die Angreifenden waren so weit vorgegangen, daß sie an der Mauer bei dem Thor eine große rote Fahne mit einer Inschrift, wahrscheinlich dem Namen Allahs, einsteckten und sogar an eine Hütte anbanden. Es war schwer, sie fortzunehmen, weil sie die Häuser der gegenüberliegenden Straßen besetzt hielten und beständig auf uns schossen. Ich beschloß, diese Fahne, welche unsere Festung beschimpfte, wegzunehmen. Und so sehr mir auch Nasarow davon abredete, führte ich dieses Stück wohlbehalten aus, obgleich die Kugeln währenddessen beständig neben mir einschlugen. Im Triumph brachte ich meine Trophäe auf ihrer sehr hohen Stange zurück und überreichte sie dem Kommandeur, also Nasarow. Und was that er damit? Übergab er sie dem Oberkommandeur oder hing er sie in der Kirche auf —? Nein! Zu meinem Entsetzen übergab er diese Fahne den Soldaten zu Fußlappen. Wenn ich später die Feldzeichen und Fähnchen betrachtete, welche rings um das Zelt des

Generals Kaufmann standen, verglich ich damit die von mir erbeutete Fahne und fand, daß die letztere höher und schöner gewesen war. Am meisten verdroß mich, daß ich mein Pferd mit einem Strick angebunden fand, was bedeutete, daß, während ich sozusagen mein Blut für das Vaterland vergoß, irgend jemand, wahrscheinlich einer der Kosaken, den Zaum gestohlen hatte. Ich gestehe, das hatte ich nicht erwartet.

„Wassili Wassiljewitsch!“ rief Nasarow als alles still geworden war, „kommen Sie mit, eine Suppe essen.“ Als wir in das Schloßgebäude eintraten, stürzte uns alles entgegen, um zu danken. Nicht nur die Hebräer, Tataren und Perser, sondern selbst unsere Verwundeten krochen herbei, um Nasarow zu begrüßen. Ich kann mir vorstellen, wie ihnen zu Mute war, als sie von hier aus dieses verzweifelte Schießen und das unaufhörliche Geschrei vernahmen, wohl wissend, daß jeden Augenblick der Damm nachgeben und die Überschwemmung sie ertränken konnte. Das war natürlich aus der Ferne noch schrecklicher, als bei uns.

Unsere Freunde, die Kaufleute, fielen uns um den Hals. Sie gestanden, daß sie ein solches Gewehrfeuer und Getöse nie zuvor gehört hatten und daß sie die ganze Zeit über gebetet hatten.

„Sie sind verwundet?“ sagten sie zu mir, als sie den blutigen Flecken auf meinem Paletot sahen. Ich mußte ihnen erklären, wie mein Nebenmann mir diesen Flecken hinterlassen hatte.

Als ich meine Havarie am Bein betrachtete, fand ich, daß aus einer kleinen Wunde am Knochen nicht wenig Blut ausfloß. Der liebenswürdige Trubtschaninew geriet

in Entsetzen und riet mir, mich an den Arzt zu wenden. Aber da weder das Beinkleid, noch die Wäsche zerrissen war, so war es klar, daß dies nur eine einfache Aufschürfung war und ich schämte mich, eine Wunde von einem Stein zu zeigen. Wir besuchten auch Sluschenko. Er schien uns zu erkennen, konnte aber nicht mehr sprechen. Wie die ihn Umgebenden sagten, litt er schrecklich. Am andern Tage hörten wir, daß er gestorben war.

Als wir ans Thor zurückkehrten, trafen wir einige Offiziere, welche gekommen waren, um sich über die Einzelheiten des Gefechts zu erkundigen, sie hatten gehört, wie ich gekämpft hatte, ohne mein Leben zu schonen und beglückwünschten mich lebhaft.

„Ihnen gehört das erste Kreuz, Wassili Wassiljewitsch,“ sagte B., welcher natürlich glaubte, mir damit etwas Angenehmes zu sagen. Aber ich protestierte energisch dagegen, denn ich gestehe, in ein Gefühl der Ruhmsucht, das durch diese Worte erweckt wurde, mischte sich auch eine Art von Widerwillen. Diese zwei Tage, die ich in innigster Freundschaft in der aufrichtigsten Brüderlichkeit und dem Streben nach einem gemeinsamen, allen erkennbaren Ziel verlebt hatte, waren die besten meines Lebens. Ich kann mit Überzeugung sagen, daß der Gedanke an irgend eine Belohnung mir keinen Augenblick in den Sinn gekommen war. Und nun fing man an, die Verdienste zu zählen, die jeder geleistet hatte und die Belohnungen, die er zu erwarten habe! — Ich nahm mein Gewehr und ging hinaus auf unseren Turm beim Thor, um Hasen zu schießen, welche sich nach dem Schuß überschlagen.

Gegen Abend kamen noch zwei Offiziere von den anderen Thoren, um sich zu erkundigen, wie die Sachen

stehen. Da alles ruhig war, lud ich sie ein, einen Spaziergang auf unseren „Boulevard“ zu machen, d. h. auf einer verbrannten Straße zwischen Leichen. Ich führte sie die Brustwehr entlang, Nasarow, Tscherkasow und andere Offiziere folgten uns. Die tiefe Stille war etwas drückend, in der Ferne heulte ein Hund, aus einigen Häusern schlugen prasselnd die Flammen hervor, das Pfeifen der Kugeln, welche eine Elle neben mir in den Sand einschlugen, sagte uns, daß wir beobachtet wurden, was uns veranlaßte, uns aus Gesundheitsrücksichten zu entfernen. Wir waren nicht einmal bewaffnet.

Als es vollständig dunkelte, führte uns Nasarow wieder zu einem Ausfall. Wir zündeten alle Häuser längs der Mauer auf noch größere Entfernung an, bis nahe zur Ecke, unserem früheren Standpunkt. Und als der Feuerschein die Belagerer zu den Waffen rief, zogen wir uns vernünftigerweise zurück, ohne einen Mann verloren zu haben.

Nasarow war wieder in Pantoffeln und hätte sich beinahe die Füße verbrannt, was ihn aber nicht besserte. Die Bequemlichkeit geht über alles.

Am folgenden, dem dritten Tag der Belagerung waren die Angriffe schwächer, obgleich das Feuer nicht schwieg, und bald heftiger, bald stiller wurde. Unser Oberst unternahm einen Ausfall weiterhin in die Stadt, um die ganze zweite Straße längs der Mauer niederzubrennen, eine ganz elementare Vorsicht, welche schon viel früher durch den Oberkommandierenden hätte zur Ausführung gebracht werden müssen, der aber wahrscheinlich aus Gutherzigkeit sich nicht dazu entschließen konnte, den Einwohnern einen solchen Schaden zuzufügen. Die Folge war, daß uns eine

Menge Leute getötet wurden und der Feind beinahe die Festung eingenommen hätte, deren Fall unfehlbar das Signal einer allgemeinen Erhebung Mittelasiens gewesen wäre. Wenn rings um die Festung eine leere Zone hergestellt worden wäre, so wäre ein Angriff auf dieselbe, wenn nicht unmöglich, doch jedenfalls fünfmal schwerer gewesen.

Die zum Ausfall bestimmte Abteilung wandte sich zum Thor von Dschuschak, wo nach einem Schuß aus der Kanone und einem kräftigen Hurra Nasarow wie ein Kätzchen über die Mauer sprang. Bald holte ich ihn ein und eilte voraus. An der Einbiegung in die erste Straße hielt ich an und rief die Kameraden herbei. Vor mir floh eine zerstreute Volksmenge. Einige wandten sich um und schossen, die meisten flohen ohne Gewehr mit dem Batik oder dem Säbel. Hier hatte ich ein besonderes Erlebnis. Mit Hurrageschrei liefen wir durch die Straßen, ich eilte voraus und im Eifer der Verfolgung zweier Sarten, bog ich in die Straße zur Rechten ein. Sie wandten sich nochmals nach rechts und ich ihnen nach. Dem Vordersten gelang es, in eine Pforte zu schlüpfen, aber den Letzten erreichte ich. Er drückte sich an eine Ecke und erwartete mich mit dem Batik. Ich stieß mit dem Bajonett nach ihm, aber er trug einen dicken wattierten Kaftan und außerdem klammerte sich der Bursche verzweifelt an das Bajonett, lenkte den Stoß ab und holte mit dem Batik nach mir aus. Wir umfaßten uns im Handgemenge, ich fand nichts besseres, als ihn auf den Kopf zu schlagen. In meiner Faust hatte ich eine Schachtel mit Zündhölzern, um die Häuser anzuzünden. Die Zündhölzer gerieten in Brand und verbrannten mir die Hand. Als mein Gegner,

ein kräftiger etwas ergrauter Mann, dieses Mißgeschick sah, faßte er Mut, ließ seine Waffe fallen und suchte mir das Gewehr zu entreißen. Jetzt zeigte auch der andere Sarte, der sich in die Pforte geflüchtet hatte, wieder seine Nase. Ich begriff, daß ich sogleich erschlagen werde, — ringsum war keine Seele. — Ich schrie aus Leibeskräften: „Zu Hilfe, Brüder!“ aber fast ohne Hoffnung. Doch die Soldaten hörten das, einer lief herbei und holte mit dem Bajonett aus, aber der Sarte erfaßte mit der Kraft der Verzweiflung auch dieses Bajonett. Der Soldat aber holte nochmals aus und dieses Mal drang das Bajonett tief ein und mein Gegner fiel nieder. Ich dankte dem Soldaten von Herzen für die Rettung und versprach ihm zehn Rubel. Dieses Stück aber besserte mich nicht und ich verwickelte mich sogleich wieder zum zweiten Mal. Mit Hurra jagte ich fliehenden Feinden nach, von welchen einige in einen Laden sprangen. Ich eilte ihnen nach, wodurch ich wieder die Kameraden stark überholte. Als die Feinde sich auf mich stürzten, schlug der eine nach mir und andere suchten mir das Gewehr zu entreißen. Ich hatte nur einen Gedanken: „Mein Gott, sie nehmen mir das Gewehr, welcher Schimpf!“ Doch wieder kamen mir Soldaten zu Hilfe und stießen alle nieder.

Zuweilen hielten wir an und zündeten Häuser an, besonders Magazine. Bald brannte die ganze Straße und eine hohe Rauchwolke begleitete uns unsern ganzen Weg entlang.

Obgleich dort ein Laden neben dem anderen war, benahmen sich die Soldaten doch sehr anständig und dachten nicht daran, zu plündern. Natürlich wurden alle niedergeschlagen, welche ihnen in die Hände fielen, aber sie er-

laubten sich keine unnützen Grausamkeiten. Nur einmal sah ich, wie ein Soldat einem dort liegenden Leichname das Bajonett ins Auge stieß und es noch umdrehte, daß es knirschte. Ich wollte eben sagen: „Was machst Du da?“ als ich einen Schlag vernahm. Trach! Es war eine gesunde Ohrfeige, begleitet von Nasarows Stimme: „Ach Du Schurke.“

So gingen wir bis zum Thor von Buchara, wobei wir sehr wenig Leute verloren, nur zwei oder drei Verwundete. Als wir zurückkehrten, kam uns der Kommandant mit einigen Offizieren entgegen. Er war sehr besorgt darüber, daß Nasarow mit schwachen Kräften einen gewagten Angriff unternahm, aber als er hörte, wie gering unser Verlust war, beruhigte er sich. Wir machten Front, ich stand auf dem rechten Flügel. Stempel dankte allen für die Abweisung des Sturmes und für den Ausfall. Auf mein Teil erhielt ich außerdem noch einige schmeichelhafte Worte, welche mich zu Thränen rührten.

Über meine Raufereien wurde nicht wenig gescherzt und gelacht. Von der ersten konnte nur „mein Retter“ erzählen, da andere nicht zugegen waren. „Ich hörte rufen,“ sagte er, „zu Hilfe! Laufe hin und sehe wie Wassili Wassiljewitsch totenbleich mit einem alten Sarten kämpft.“ Der andere Fall war auf der großen Straße vor aller Augen. Auch die Offiziere hatten ihn gesehen und spotteten darüber: „Wie war's, Wassili Wassiljewitsch, warum hat man Sie in den Laden hineingerufen?“ oder: „Wassili Wassiljewitsch erzählen Sie einmal, wie man Ihnen beinahe das Gewehr abgenommen hätte.“

Ich gestehe, innerlich drückte mich wie ein Alpdrücken die Frage, warum ich nicht meinen Revolver gezogen hatte.

Ich hatte in der Tasche einen kleinen „Smith und Wesson“ von geringem Kaliber, aber doch genügend, um auf so kurze Entfernung einen Menschen zu töten. Und warum habe ich ihn nicht angewendet? Ganz einfach deshalb, weil ich ihn vergessen hatte. Späterhin habe ich noch oft bei Tag und auch in der Nacht, wo man gewöhnlich seine Handlungen überlegt, alle Einzelheiten dieses Kampfes durchmustert. In Gedanken ergriff ich den Revolver, schoß zwei-, dreimal, oder ich that, was der Soldat gethan hat, d. h. ich riß dem Feind das Bajonett aus der Hand und stieß es ihm in den Leib. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß der Soldat das leicht thun konnte, während ich den erhobenen Arm meines Gegners mit dem Batik festhalten mußte. Aber dennoch konnte ich mir meine Vergeßlichkeit nicht verzeihen und erst vor kurzem habe ich mich mit der Thatsache getröstet, daß man oft an das Allereinfachste nicht sogleich denkt.

IV.

Es war sehr heiß, denn der Mai näherte sich seinem Ende, die Sonne brannte schrecklich und von den Leichen vor unseren Thoren ging ein schrecklicher Geruch aus, welchen wir ertragen mußten, da wir beständig angegriffen wurden und uns nicht hinauswagen konnten, ohne großen Verlust zu erleiden. Jetzt, wo es ruhiger geworden war, beschloß Nasarow, noch einen Ausfall zu machen, um die Leichen wegzuräumen. Eine Schützenkette deckte uns, während wir uns mit dieser angenehmen Aufgabe beschäftigten,

deren Hauptteil ich auf mich nehmen mußte, ungeachtet meines Widerwillens gegen schlechten Geruch. Wird man es glauben? Niemand wollte sich daran machen, da allen Soldaten übel wurde. Tscherkasow schien ihn noch einigermaßen zu ertragen, aber der niedliche Woronez mußte nach einigen Versuchen mit von Thränen gerötetem Gesicht davon abstehen. Was war zu machen? Ich steckte mein Bajonett aufs Gewehr und zog die Leichen bis zum großen Graben. Gerade an der Mauer lag ein graues Pferd, welches schon am ersten Tage bei einem heftigen Sturme gefallen war, ein tapferes, schönes Pferd eines Anführers an der Spitze eines Trupps. Eine Kartätschenladung streckte es samt seinem Reiter nieder. Der letztere wurde sogleich aufgehoben und fortgeschafft, aber das Pferd lag jetzt noch da, aufgeblasen zu unglaublichen Dimensionen. Sobald wir es von der Stelle bewegten, fing es an, da und dort aufzuplatzen, es war ein schrecklicher Anblick. Endlich kamen einige Freiwillige und andere auf strengen Befehl, und so wurde das tote Pferd endlich fortgeschafft.

Unter den Soldaten waren wenige, welche freiwillig einer ernsten Gefahr entgegen gingen, aber es gab auch einige merkwürdig tapfere Burschen. Ein gewisser Iwanow z. B., ein tapferer Mensch, mit blondem, dickem Kopf, kroch überall hin, ohne zu überlegen, ob Gefahr vorhanden sei oder nicht. Was er dachte, weiß ich nicht, aber äußerlich erschien er vollkommen passiv. Während dieser Belagerung blieb er unversehrt, später aber erfuhr ich, er sei bei einer Expedition gefallen. Durch sein Ungeschick, wären wir alle, etwa 15 bis 20 Mann, welche sich auf einem Turm befanden, beinahe ums Leben gekommen. Die Belagerer arbeiteten etwas am Fuße der Mauer, man ver-

mutete, daß sie einen Gang unter der Mauer graben wollten, wozu sie sehr geneigt waren. Um nicht durch einen Ausfall den Verlust einiger Leute zu riskieren, mußte man einige Handgranaten hinabwerfen. Dies übernahm Iwanow und kletterte auf ein Balkengerüst auf dem Turm, wobei er seinen Kameraden im Scherz Schimpfworte zurief.

Endlich nahm er eine Granate in die Hand, holte aus und warf, aber — sie fiel mitten zwischen uns. Alle waren ganz verblüfft und im ersten Moment auch ich. Dann begriff ich die Gefahr, sprang wie ein Hase beiseite und rief: „Rettet Euch.“ Allen, auch Iwanow gelang es, zu entkommen, noch ehe die Explosion erfolgte, welche um so schrecklicher war, als sie in einem beschränkten Raum erfolgte. Eine Masse Steine und Ziegel wurden umhergeschleudert, Iwanow aber bekam seinen Lohn von seinen Kameraden. Man mußte hören, wie sie ihn malträtierten. „Nun sag doch Iwanow, wenn Du uns alle ermordet hättest?“ Ich trat endlich für ihn ein. „Laßt ihn zufrieden,“ sagte ich, „es ist nun einmal geschehen.“ Aber bei der ersten Gelegenheit begannen die Spottreden aufs neue.

Wir erfuhren, daß der Kommandeur schon am ersten Tage der Belagerung einen reitenden Boten, einen Eingeborenen, an General Kaufmann abgesandt hatte, mit der Verpflichtung, zurückzukehren und Antwort zu bringen. Da man diesem Dschigiten dafür 100 Rubel versprach und noch eine andere Belohnung, so glaubte man, wenn er nicht wieder erscheine, sei er getötet worden, und das bestätigte sich auch später. Jeden Tag suchte Major Serow gewandte Leute aus, welche es für mehr und mehr erhöhte Belohnungen übernahmen, dem Ober-Kommandierenden von

unserer Lage Nachricht zu geben. Der Kommandant schrieb kleine Berichte in deutscher Sprache, in welchen er mitteilte, daß die Angriffe nicht aufhören, daß Wasser und Salz schon zu fehlen beginnen, daß wir viele Tote und Verwundete haben und die Garnison auf die Hälfte zusammengeschmolzen sei, daß überhaupt unsere Lage kritisch geworden sei.

Aber es kam keine Antwort. Später erfuhr ich, daß der Kommandant nach dem starken Sturm am zweiten Tage einen Kriegsrat versammelt hatte, in welchem beschlossen wurde, sich bis zum Äußersten zu schlagen, und wenn die Feinde in die Festung eindringen, sich in das Schloß des Emirs zurückzuziehen, und noch so lange als möglich die Verteidigung fortzusetzen, dann aber sich in die Luft zu sprengen. Nun, ich danke. Nasarow war mit diesem Beschluß nicht einverstanden und wollte sich, wenn die Festung nicht länger verteidigt werden könne, mit dem Rest der Garnison bis zu dem Hauptkorps durchschlagen. Obgleich sein Vorschlag nicht angenommen wurde, sagte er doch später, er würde es auf seine Gefahr versucht haben, sich durchzuschlagen. Was Major Stempel betraf, so war von diesem schwächlich aussehenden, liebenswürdigen, aber schweigsamen, russischen Deutschen, der aber kaum Deutsch verstand, zu erwarten, daß er diesen Beschluß ausgeführt und uns alle zuerst in die Luft und dann dahin gesendet hätte, woher noch keiner zurückgekommen ist.

Wir, die Jugend, wußten damals nichts davon und ahnten nicht, daß unser Kommandeur solche blutdürstige Beschlüsse gefaßt hatte. Am dritten Tage erfuhren wir durch Kundschafter, daß General Kaufmann auf dem Marsch sei, um uns zu befreien. Der Kommandant teilte dies der

Garnison mit, um sie zu ermutigen, aber es war nur ein Teilchen Wahrheit in dieser Nachricht. Wie wir später erfuhren, stand die Sache so. Von unseren Boten an Kaufmann erreichte ihn keiner, alle wurden ergriffen und ihnen die Hälse abgeschnitten. Nachdem der General die Bucharen bei Sera-Bulak geschlagen hatte, hielt er an und ging nicht weiter, was, wie gewöhnlich, von den Eingeborenen ihren Genossen in Samarkand in Windeseile mitgeteilt wurde und ihre Wut bedeutend hob.

Nachdem Kaufmann den Emir geschlagen hatte, versammelte er einen Kriegsrat zur Lösung der Frage, ob man weiter gehen, oder umkehren sollte. Mein Freund, General Heins, riet, sogleich nach Buchara zu gehen, es zu zerstören und dort dem Emir den Frieden zu diktieren. General Golowatschew war entgegengesetzter Meinung, er wies darauf hin, daß keine Nachrichten von Samarkand kamen, während hartnäckige Gerüchte besagten, diese Stadt sei im Aufstand und die Festung werde gestürmt, und noch andere Gerüchte behaupteten, sie sei von den aufständischen Einwohnern im Verein mit hinzugekommenen Scharen bereits eingenommen. General Kaufmann war sehr beunruhigt über das Ausbleiben aller Nachrichten von uns und schloß sich der letzten Meinung an. Dies rettete uns. Wären die Truppen nach Buchara gegangen, so hätten wir die Festung nicht halten können. Ich selbst z. B., wie ich wohl sagen kann, einer der eifrigsten und unermüdlichsten Verteidiger, begann schon Ermüdung zu empfinden. Nach dem starken Sturm am zweiten Tage legte ich mir selbst die Frage vor, ob unsere Kräfte ausreichen werden, wenn es noch einige Tage so fort dauere, und die Antwort war, das sei kaum zu erwarten.

Mit Recht sagt man, der Herr verleihe Weisheit dem kindlichen Gemüte. Der eine war ein sehr kluger, talentvoller General, der andere war tapfer, aber nicht sehr klug und ohne besondere Talente. Der erste aber war im Irrtum befangen, und der zweite traf das richtige. Dank sei ihm dafür und Friede seiner Asche! Er starb vor kurzem in gedrückter Lage.

Die Tage vergingen und von der erwarteten Hilfe war nichts zu sehen. Wie früher dauerte das Gewehrfeuer fort, vom Morgen bis zum Abend und zuweilen erfolgten bald da bald dort Angriffe, jedoch mit weniger Heftigkeit, als früher. Wir sahen, daß die Zahl der Angreifer geringer war, aber erst später erfuhren wir, daß die Scharen von Schachrisabse aus Furcht vor der Rache des Jarim-Padischah, d. h. des Halb-Zaren, wie sie den General-Gouverneur nannten, sich zurückzuhalten begannen und bald ganz abzogen.

Unsere Kaufleute wurden in dieser Zeit so kühn, daß sie in einem ganzen Haufen unter der Anführung eines unter ihnen lebenden Beamten der Kriegs-Intendantur an die Mauer zogen, um zu sehen und sich selbst zu zeigen. Aber ach! Ihr Anführer wurde sofort auf der Stelle getötet und die ganze Compagnie eilte nach Hause und zeigte nie wieder Neugierde.

Größere Ausfälle wurden nicht mehr gemacht, da der Verlust an Leuten schon zu groß war, aber wir fuhren fort, die an den Mauern liegenden Häuser abzubrennen. Nasarow ließ alles anzünden, vom bucharischen Thor bis zu dem Wege, auf welchem die Entsatztruppen zu erwarten waren. Dies geschah, wie er mir gestand, nicht ohne den Hintergedanken, dem Ober-Kommandierenden zu zeigen, was

er vor seinem Abzug für die Sicherheit der Festung hätte thun sollen.

Es muß hier gesagt werden, daß General Kaufmann außer vielen anderen wundervollen Vorzügen, auch große Gutherzigkeit besaß. Er ließ den Einwohnern kein Haar krümmen, als Samarkand eingenommen wurde und konnte sich natürlich nicht entschließen, ein Drittel der Stadt rings um die Festung zu vernichten, und so viele Leute zu Grunde zu richten, welche sich offiziell noch nichts hatten zu Schulden kommen lassen. Nur damit kann man erklären, daß er abzog, ohne die Festung in den Stand gesetzt zu haben, sich zu verteidigen.

Getreide hatten wir genug, Salz begann zu fehlen, Fleisch war auch vorhanden, aber an Heu für die Pferde und Kühe fehlte es. Man mußte fouragieren. Wir gingen durch einen geheimen Durchgang unter der Mauer, welcher gewöhnlich verfallen war, hinaus, bildeten eine Schützenkette, welche die nächsten Gärten beschoß, während die Soldaten Klee mähten. Dann zogen wir uns langsam, fast ohne Verlust zurück.

In Erwartung baldiger Befreiung beschlossen unsere Artilleristen, an jener Moschee Rache zu nehmen, von deren Minaret auf unsere Verwundeten geschossen wurde. Der Kaufmann Trubtschaninow, welcher meine Schwachheit für Moscheen kannte, benachrichtigte mich davon.

„Wassili Wassiljewitsch, sie schlagen die Stuccatur ab.“

Stuccatur nannte er die Fayenceplatten, mit welchen die Moschee verkleidet war und für welche ich großes Interesse hatte, wie er wußte.

Ich eilte zu M. und beredete ihn mit Mühe, das

Minaret zu schonen, auf welches schon einige Geschosse abgefeuert worden waren.

Am fünften oder sechsten Tage der Belagerung erschien am Thor ein Mensch, der mit einem Papier winkte. Nasarow befahl, nicht auf ihn zu schießen und ihn einzulassen. Der kräftige, bärtige Bursche war wahrscheinlich kein Feigling, da er unter unserem Feuer herangekommen war. Er zeigte sein Papier vor, das nicht in unserer Sprache abgefaßt war und Nasarow beauftragte mich, ihn zum Kommandanten zu führen. Ich nahm das Papier, warf das Gewehr auf die Schulter und führte den Abgesandten fort, der sich mit großer Würde benahm. Vor dem Eingang zum Schloß des Emirs, wo unser Artilleriepark, die Verwundeten u. s. w. lagen, verband ich ihm die Augen mit meinem Taschentuch und sagte ihm in seiner Sprache:

„Fürchte Dich nicht."

„Ich fürchte nichts," erwiderte er.

Ich faßte ihn an der Schulter und führte ihn in das Zimmer des Kommandanten, wo ich ihm die Binde abnahm. Dort war Serow zugegen, welcher die Sprache verstand. Er nahm das Papier, las es und überhäufte meinen Burschen mit heftigen Schimpfworten. Das Papier enthielt die Aufforderung zur Ergebung. Es giebt keine Rettung für Euch, übergebt die Festung und wir werden Euch frei abziehen lassen."

„Ist nichts weiter nötig?" fragte ich den Kommandanten.

„Nein, Sie können gehen."

Ich ging und erzählte den Unserigen von der Aufforderung zur Ergebung und von dem ungnädigen Empfang, den sie bei dem Kommandanten gefunden hatte.

Die Soldaten hatten schon so oft gehört, die Unserigen kommen zum Entsatz, ohne daß jemand erschien, daß sie wieder anfingen unter sich zu reden: „Wir werden wohl hier überwintern, man hat uns vergessen.“

Endlich am siebenten Tage frühmorgens kam ein junger Dschigit vor das Thor geritten, welcher unsere Truppen erreicht hatte und wohlbehalten zurückgekehrt war, um uns die Antwort des Generals zu bringen. Wir betrachteten ihn als unseren Retter und sein schmutziges Gesicht, das mit einem noch schmutzigeren Lappen behängt war, erschien uns entzückend. Er schien auch der Wichtigkeit seines Auftrages bewußt zu sein und mit begreiflicher Selbstzufriedenheit sich dem Vorgenuß seiner Belohnung von 300 Rubeln und des Soldaten-Georgenkreuzes hinzugeben.

„Halten Sie sich,“ schrieb General Kaufmann an den Kommandanten, „morgen bin ich bei Ihnen.“ Welches Hurra donnerte durch die ganze Festung, als der Inhalt dieses Briefes bekannt gemacht wurde! Natürlich begriffen die Aufständischen, daß ihre Sache verloren war und mit Ausnahme einiger verzweifelten Köpfe beunruhigten sie uns nicht mehr ernstlich. Es erwies sich, daß dieses der erste unserer Abgesandten war, welcher die bereits auf dem Rückmarsche zu uns begriffenen Truppen erreicht hatte. Die anderen sechs waren ergriffen und getötet worden.

Das Schießen dauerte fort und abends erfolgte sogar ein kleiner Angriff, aber unsere Epopöe näherte sich ihrem Ende.

Die Truppen übernachteten unweit der Stadt und hörten unser Schießen. General Kaufmann war besonders beunruhigt durch unsere Kanonenschüsse. Golowatschew

erzählte mir später, er habe nicht geschlafen aus Angst, daß die Festung fallen könne. Am andern Tage ging ich in meine Hütte, so sehr mich auch Nasarow und die Offiziere baten, mit ihnen den Truppen entgegen zu gehen, und zum erstenmale seit acht Tagen legte ich mich auf reine Bettwäsche. Ich wollte einschlafen, aber es war vergebens, die Nerven waren zu sehr angespannt, ich lag in einem Halbschlummer, als Nasarow ins Zimmer stürmte.

„Wassili Wassiljewitsch, ich habe ein frisches Bataillon, kommen Sie mit, die Stadt anzünden."

„Nein," erwiderte ich.

„Sie wollen wirklich nicht?"

„Nein."

„Nun, dann gehe ich allein. Man soll sagen, Nasarow habe Samarkand verbrannt!!!"

Bald zeigte eine ungeheure Rauchsäule, daß Nasarow keine Zeit verloren hatte. Der ganze ungeheure Bazar stand in Flammen.

Der gutherzige Kaufmann hatte begriffen, daß es nötig sei, ein Beispiel von Strenge zu geben und augenscheinlich deshalb hatte er einige Werst vor der Stadt übernachtet, um den Einwohnern, besonders Frauen und Kindern, Zeit zur Flucht zu lassen. Dafür aber gab er jetzt den Befehl, die Stadt exemplarisch zu bestrafen, nichts und niemand zu schonen. Ein Intendantur-Beamter, einer der freiwilligen „Rächer", erzählte: „Ich ging mit einigen Soldaten in ein Haus, wo ein uraltes Weib uns mit den Worten „Aman, Aman" (seid gesund) empfing. Wir sahen, daß unter der Matte, auf der sie saß, sich etwas rührte, Richtig, da war ein Bursche von 16 Jahren. Wir zogen ihn heraus und schlugen ihn natürlich tot mit der Alten zusammen."

Den Soldaten wurde erlaubt, die Läden zu „besichtigen“. Und was haben sie nicht alles da hervorgezogen! Man konnte nicht ohne Lachen sehen, wie sie alle möglichen Kleidungsstücke der Eingebornen anlegten, der eine war immer noch bunter und noch mehr aufgedonnert, als der andere. Für einige Rubel konnte man von ihnen ganze Schätze für den Etnographen kaufen.

Aber wie viele alte hölzerne und marmorne Thüren von wundervoller Arbeit, Säulen u. dergl. gingen im Feuer zu Grunde!

Nasarow bezahlte die Stadt mit Wucherzinsen für alle die Unruhe, die sie ihm während der denkwürdigen achttägigen Belagerung verursacht hatte. Besonders richtete er seine Wut auf die Moschee Schirdar, von deren Minaret mit solcher Sicherheit mit Falkonetten auf unsere Kranken und Verwundeten geschossen worden war. „Alles habe ich zerschlagen in der verdammten Moschee,“ rühmte er sich nachher. Ich kannte einen Mulla dieser Moschee, einen Mann von höflichen Manieren und seltener Belesenheit, den ich aber im geheimen im Verdacht hatte wegen dieses Geschützfeuers auf uns. Dennoch war ich besorgt um sein Schicksal und befragte einen der Offiziere, der Nasarow bei seinem Vernichtungswerk begleitet hatte, ob sie viele Leute in der Moschee gefunden haben.

„Nein, nur wenige,“ antwortete er, „alle waren davon gelaufen.“ Ich atmete auf.

„Nur einen alten Mulla haben wir gefangen, er lief wie ein Kätzchen vor uns her, bis zum Gipfel des Minarets.“

„Nun?!“

„Nun, natürlich haben wir ihn mit den Bajonetten hinabgeworfen.“

Uff!

Noch jetzt sehe ich den General Kaufmann vor mir, wie er in unserem Hofe Gericht hielt über Leute, welche mit den Waffen in den Händen ergriffen oder anderer feindlicher Handlungen überwiesen worden waren. Umgeben von seinen Offizieren saß er auf einem Feldstuhl, rauchte Papiercigarren und sagte in vollkommen gleichmütigem Tone: „Erschießen, erschießen, erschießen, erschießen.“

Als ich stehen blieb, um diese Scene anzusehen, erblickte ich unter den Vorgeführten auch meinen Bekannten, den Parlamentär, der uns die Aufforderung zur Übergabe überbracht hatte.

„Wird man wirklich auch diesen erschießen?“ fragte ich General G., der neben mir stand. „Ich kenne ihn als einen tapferen und anständigen Menschen.“

„Sagen Sie das dem Obergeneral“ erwiderte er. „Ihretwegen wird er ihn freilassen.“

Der Satan plagte mich, anstatt mich an den General-Gouverneur zu wenden, erst den Kommandanten zu fragen:

„Major, warum will man diesen Parlamentär erschießen? Sie erinnern sich, er hat sich doch gut benommen.“

„Im Gegenteil, er war frech. Erlauben Sie mir, das besser zu wissen.“ ꝛc. ꝛc.

Ich sah, daß meine Einmischung ihm unangenehm wäre und trat zurück. Einer mehr, einer weniger! . . . .

Über den Parlamentär war übrigens bereits das Urteil „erschießen“ gesprochen. Er schien das zu begreifen, denn

er brach in Schweiß aus. Als er durch die Thüre hinausging, bat der arme Teufel nur um etwas zu trinken. Man gab ihm Wasser. Er trank es, wischte sich mit dem Rockflügel ab und schritt ruhig den Weg entlang in jenes Gebiet, wo es keinen Kummer und kein Seufzen giebt, und wo man niemand zur Ergebung aufzufordern hat. —

An der chinesischen Grenze.

Ein Überfall.

1869.

Als ich an der chinesischen Grenze reiste, machte ich einen Abstecher zu der Festung Borochudsira, dem äußersten Punkte unseres Gebietes gegen Kuldscha hin, von der Station Altin-Imel aus, welche an der Straße von Wernoe nach Taschkent liegt. Nachdem ich einen nicht sehr hohen Höhenzug überschritten hatte, der sich längs der Poststraße hinzieht, empfand ich sogleich einen Unterschied, es wurde wärmer und stiller und war nicht mehr so windig. In dem Nomadenzelt des Dorfvorstehers von Altin-Imel machten wir Halt, um Pferde zu wechseln und im Zelt einer hübschen Kirgisin, einer Verwandten von ihm, auszuruhen.

Die Wirtin erzählte von ihrem Kummer. Vor kurzem war ihr Mann gestorben. Ich erwiderte, die Sache sei wieder gutzumachen, sie werde einen andern finden, aber

sie zuckte mit den Schultern. „Nein, nein; Iki balatscha bar,“ d. h. „ich habe zwei Kinderchen.“ „Was schadet das, es werden noch zwei kommen, Du wirst Dich nicht Dein ganzes Leben lang allein langweilen.“

Sie antwortete nur mit einer Handbewegung auf meine ungenierte Rede und fuhr eifrig mit ihrer Arbeit fort, der Anfertigung von Filz zu Kirgisenstiefeln, welche auf folgende Weise geschieht. Auf eine Scheidewand der Jurte (Kirgisenzelt), welche auf die Erde gelegt wurde, legte sie weiche Baumwolle der Reihe nach in der verlangten Länge und Breite. Diese wurde befeuchtet und zusammengerollt. Nach ziemlich lange dauerndem Zusammenrollen erhielt sie dünnen Filz, welchen sie doppelt nahm. Auf die Stelle, wo die Ränder sich trafen, legte sie noch mehr Baumwolle, befeuchtete diese wieder, und begann wieder zusammen zu rollen. So entstand ein Cylinder von Filz etwa vom Durchmesser eines Beines. Auf diesen schon gut gewalkten Filz legte sie mit der Hand Muster von farbiger Wolle auf und dann begann sie wieder zu rollen.

Während ich dieser einfachen Fabrikation zusah, kam der Vorsteher des Dorfes mit Gefolge und erzählte unter anderem, daß seine Kirgisen sich an den Tarantschen für häufige Plünderungen gerächt und nun ihrerseits neulich viel Vieh und Sachen aller Art, sogar Silberzeug, geraubt hatten. Als aber General-Gouverneur Kolpakowsky davon erfuhr, sei er zornig geworden und habe befohlen, alles zurückzugeben. Darüber waren die Leute sehr betrübt und konnten die Veranlassung dazu nicht begreifen.

Seit Jahrhunderten war man gewöhnt zu plündern, und nun auf einmal sollte man das mit Lebensgefahr Erbeutete zurückgeben! Das war um so betrübender, als sie

bei einem Volk geplündert hatten, das sich gegen die chinesische Oberherrschaft empört hatte, jetzt also keine starke Hand über sich fühlte und daher mit dem Eigentum der Nachbarn, unserer Kirgisen, sehr ungeniert verfuhr.

Gegen Abend erreichten wir das erste der drei Pikete, welche am Wege lagen. Der Abend und die Nacht waren wundervoll, wie im Mai, etwas kühl und hell, obgleich wir schon im Oktober waren.

Der folgende Tag war trübe, zuweilen fiel ein leichter Regen, in den Bergen aber fiel bereits Schnee, der wie ein weißes Tischtuch alle Höhen bedeckte. Nach einem Ritt von 50 Werst, erreichte ich das Piket Nr. 2. Ich jagte ein wenig auf Trappgänse und Hasen, von denen ich dort eine Menge fand. Und ermüdet legte ich mich nieder, um unter freiem Himmel zu übernachten.

Doch das sollte nicht sein. Ich konnte nicht einschlafen wegen des schrecklichen Gebells und Heulens der Hunde.

„Höre, Brüderchen," sagte ich zu dem Kosaken vom Piket, „führe doch Deine Hunde irgendwo anders hin."

„Nicht möglich," erwiderte er. „Man kann sie jetzt nicht fortbringen, weil sie in der Nähe Wild wittern."

„Was für Wild?"

„Tiger."

„Giebt es denn hier Tiger?"

„Ih, solche Menge, jede Nacht kommen sie an diesem Flüßchen entlang, vom Berg herab."

„Kommen sie Euch sehr nahe?"

„Ja, bis zur Hütte und dort, wo Sie liegen, dort schnuppern sie immer umher."

„Dann aber ist es wohl nicht gut, daß ich mich hierher legte? Werden sie mir nicht die Nase abbeißen?“

„Gott bewahre, wenn sie kommen, dann werden uns die Hunde sogleich davon benachrichtigen, sie bellen wie toll.“

In der Überzeugung, daß die Hunde bellen, schlief ich wohlbehalten die ganze Nacht.

Früh am anderen Morgen ritt ich weiter. Anfangs war der Weg ziemlich eben, führte an kleinen Hügeln und kirgisischen Grabmälern vorüber, dann durch eine sehr tiefe und enge Schlucht. Die Seitenwände der Schlucht bestanden aus Sandsteinen von verschiedenartigen hellen Farben, rot, violett, gelb 2c. Wirklich, wenn man diese Farben in einem Gemälde wiedergeben wollte, so würde man sagen, der Maler habe gelogen.

„Ich konnte mich nicht enthalten, einige Berghühner zu schießen, welche von allen Seiten in Scharen über den Weg flogen. An einigen einzelnen Jurten vorüber, welche da und dort in der sich bereits erweiternden Schlucht standen, erreichten wir das Piket Nr. 3. Von hier aus führte der Weg nach einem steilen Berg hinan und senkte sich dann hinab bis zur Grenzfestung Borochudsira. Der Erdboden wurde immer lehmiger, am Rande des Weges wuchs niedriges Schilf, aus welchem sich zuweilen ganze Scharen wilder Enten erhoben. Endlich schimmerten in der Ferne die weißen Kasernen der Garnison. Man hörte bekannte Trommelsignale. Vorüber an den Ansiedlungen der Kalmücken, welche aus China herübergeflüchtet waren infolge der Aufstände der Muselmänner (Dunganen und

Tarantschen) ritt ich in den viereckigen Hof ein, der durch die Kasernen gebildet wurde.

Der Kommandeur der Abteilung war nicht zu Hause, in seiner Abwesenheit wurde ich von einem Compagnieführer, Lieutenant Eman, sehr liebenswürdig empfangen, der mir seine einfache, aber behagliche Wohnung anbot, was ich natürlich nicht zurückwies, weil ich nur ganz leichtes Gepäck führte, also kein Zelt und keine Jurte bei mir hatte.

Als er erfuhr, daß ich reise, um zu sehen und zu zeichnen, erbot er sich, mich schon am nächsten Morgen bis zum ersten chinesischen Städtchen Turgen zu begleiten, welches nur drei Werst vom Flüßchen Borochudsir entfernt war. Im allgemeinen teilte er mir aber wenig Günstiges für meine künftige Beschäftigung mit. Alle chinesischen Städtchen an der Grenze waren, wie er sagte, vollkommen zerstört, weniger von den aufständischen Tarantschen, als durch unsere Soldaten, welche aus Balken und Ziegeln derselben ihre Kasernen auf sparsame Weise erbaut hatten. Die auf diese Weise erzielten Ersparnisse für die Krone konnten bedeutend sein, wenn nur die hiesigen Behörden anders verfuhren, als bei der Station T., wo die Kasernen aus Holz und Ziegelsteinen erbaut wurden, welche in der Stadt Tschugutschak ausgebrochen worden waren, wobei jedoch jeder Balken und jedes Tausend Ziegelsteine der Krone zum vollen Marktpreis in Rechnung gestellt wurden. — „Übrigens," fügte der Lieutenant hinzu, „ist es schon von Gott so eingerichtet. Und die Voltairianer erheben sich vergeblich dagegen."

Es war nicht daran zu denken, wie Eman sagte, weiter als bis zum Flüßchen Chorgos zu fahren, weil ich dort wahrscheinlich auf ein Piket der Tarantschen gestoßen

wäre. Auf meine Frage: „Was wird dann geschehen, wenn ich versuche, mich der Gastfreundschaft der Behörden der Tarantschen anzuvertrauen?" erwiderte Eman: „Schlimmeres könnten Sie nicht thun, aus bloßem Mißtrauen wird man Sie zurückhalten und wahrscheinlich auch noch ein Lösegeld verlangen."

Nach einigem Nachdenken beschloß ich, dies nicht zu riskieren und nicht weiter als bis zum Flüßchen Chorgos zu gehen, obgleich ich sehr gerne das Städtchen Tschampandsi gesehen hätte, welches von den Einwohnern verlassen, aber ganz wohl erhalten war, wie man mir erzählt hatte. Es war nicht daran zu denken, mich nach Kuldscha zu begeben, es lohnte auch kaum der Mühe, da die Tarantschen und Dunganen in dem muselmännischen Kuldscha lebten, das chinesische, viel interessantere Kuldscha aber, in welchem bis zum Aufstand ein General=Gouverneur wohnte, verödet und mehr als zur Hälfte zerstört und vom Fluß Illi weggespült war.

Das Flüßchen Borochudsir, das noch vor wenigen Jahren weit von unserer Grenze mit China lag, floß jetzt unter den Mauern des Kasernenvierecks vorüber, in dessen Ecken Geschütze standen, so daß die Festung für die Krieger der Steppen vollkommen uneinnehmbar war.

Die Gebäude waren Dank dem trockenen Gratismaterial nicht übel, wenn auch niedrig und eng. Bei den Kasernen war ein kleiner Garten, der jetzt noch ziemlich kahl war. Ein kleiner Laden mit allerlei nöthigen und unnötigen Waren und, was das wichtigste ist, gute Bäder, — das alles war mehr oder weniger geeignet, die Muße der

genügsamen Krieger zu versüßen, welche in diesen fernen Winkel unseres ungeheuren Vaterlands vom Schicksal geworfen wurden. Die Offiziere langweilen sich hier natürlich sehr und fahren so oft als möglich nach Wernoe, wo auch weiblicher Umgang und einige gesellschaftliche Vergnügungen zu finden sind.

Die Einnahmen der Offiziere, — natürlich die rechtmäßigen, — sind jetzt stark beschnitten worden, besonders bei der Infanterie, obgleich bei der Verpflegung der Compagniepferde oder bei der Beleuchtung immer noch etwas für den Compagnie-Kommandeur abfällt, und zwar ganz „ohne Sünde". „Denn wenn ich in der Kaserne das ganze gelieferte Quantum Kerzen verbrennen würde," sagte Eman, „so würde man glauben, ich wolle eine Illumination machen, oder ich sei verrückt geworden." Ähnlich sprach sich auch der liebenswürdige, sehr gebildete Artillerieoffizier R. aus: „Es ist unmöglich, den Pferden alles zu füttern, was vorschriftsmäßig geliefert wird, sie würden es nicht ertragen." Nun, und so bleiben Ersparnisse übrig, welche noch dadurch vermehrt werden, daß an diesen gesegneten Stellen der vierte Teil des Hafers gekauft wird, z. B. zu einem Rubel, während der Marktpreis, den die Krone bezahlt, 3½ Rubel beträgt. Der Unterschied ist nicht unbedeutend.

Übrigens war der Kommandeur eines Zuges, d. h. zweier Geschütze, unbedingt genötigt (ich spreche davon, wie es vor 20 Jahren war), Ersparnisse zu machen, um alljährlich 2½ Tausend Rubel seinem Batterie-Kommandeur abzuliefern, welcher zu Gesellschaften und zum Kartenspiel 10000 Rubel über den vorschriftsmäßigen Gehalt haben mußte. Wer den schuldigen Teil nicht einlieferte, hätte den

Verlust seines Kommandos zu erwarten gehabt, — c'était à prendre ou à laisser. Ich wiederhole, so war es früher.

Indem ich von diesen alten Gebräuchen spreche, fällt mir ein, was man mir in Taschkent von dem Batterie-Kommandeur M. erzählte, welcher von allen russischen Liedern, wie er selbst eingestanden haben soll, das eine ganz besonders liebte: „An dem Flüßchen, an der Brücke, wuchs das Gras, grün und zart wie Seide, dunkelgrün.“ Dieses Volkslied konnte er nicht ohne Rührung anhören. „O Himmel,“ soll er jedesmal mit Thränen in den Augen gesagt haben, „wenn man an einem solchen Flüßchen und auf solchem Gras ein Batteriechen hätte und gute Marktpreise dazu — dann möchte man ewig leben.“

Die Ortschaften des dortigen Landstriches, welche nach dem blutigen Aufstand in China entvölkert waren, sind erst vor kurzem in unseren Besitz übergegangen. Sie wurden von scharfsichtigen Offizieren eingenommen, natürlich hauptsächlich ihrer Lage wegen, offiziell aber unter dem Vorwand, daß dort ein Flüßchen mit reinem, gesunden Wässerchen vorüberlief. Es wird nicht zu verwundern sein, wenn die Grenze noch um 100 Werst vorgeschoben wird, sobald man dort in der Ferne wieder ein Wässerchen mit einem Wäldchen findet. Unser Vorpostenpiket stand schon jenseits dieses Flüßchens, wo es eine taugliche Stelle gefunden hat, einen schattigen Baum, auf welchem ein Wachtturm erbaut wurde, für einen weitsichtigen Kosaken, welcher aus der Vogelschau die Umgegend überblickt. Einige andere solche Vögel lagen unten im Schatten des Baumes. Als ich mich mit Eman nach Turgen begab, machte der Wacht-

habende dieses Nestes dem Offizier seine Meldung, von dem Wohlbefinden des Pikets.

Das Städtchen Turgen war eine kleine mit einer Mauer umgebene Ansiedelung; alles war darin zerstört, so daß meine Hoffnung, hier mehr zu sehen als in Tschugutschak, ganz hinfällig wurde. Eman tröstete mich damit, im nächsten Städtchen Ak-Kent werde ich viel Sehenswertes und Wohlerhaltenes finden.

Schon am anderen Tage brach ich dahin auf, in Begleitung einiger Kosaken und eines Wagens, der mit meinen Sachen und Mundvorrat beladen war, worunter sich auch zwei lebende Hammel befanden, welche durch ihr unaufhörliches, verzweifeltes Blöken wahrscheinlich die Wölfe und Tiger der ganzen Umgegend aufscheuchten. Die auf Turgen folgende Ortschaft Dscharkent, war auch ziemlich zerfallen, in den Tempeln waren die Götzen beschädigt, die Fresken an den Wänden beschmutzt und entstellt. Aber obgleich die Bewässerungsgräben zugeschüttet waren, waren doch nicht wenig wundervolle Pappeln und Akazien erhalten geblieben. Fasanen gab es eine solche Menge, daß sie buchstäblich jeden Augenblick vor unseren Füßen aufflogen.

Im dritten Städtchen, Tischkent, hielt ich mich auch nicht auf und durch ein ziemlich dichtes, im Vergleich mit der schwülen Steppe frisches Wäldchen begab ich mich nach Ak-Kent. Ak bedeutet weiß, Kent Ortschaft. (Ak-Kent entspricht also etwa unserem Weißenburg). Es kam später auch richtig so, daß dieses Wäldchen die Veranlassung dazu war, daß unsere Grenze bald darauf noch 100 Werst weiter vorgeschoben wurde.

Das Städtchen war wirklich besser erhalten, als die anderen, besonders das Haus des Stadtältesten, eines Igilda (Oberst) mit einer Galerie rings um den Hof, mit einem durch Figuren geschmückten Baldachin und engbeschriebenen Wänden, mit Drachen auf den Dächern u. s. w. Eine entzückende Laube in einem Blumengärtchen war in dem Zustande noch erhalten, wie sie wahrscheinlich von den Chinesinnen verlassen wurde, welche dort bei einer Pfeife Opium sich der Ruhe überließen.

An einer Stelle stieß ich auf einen eigentümlichen Bau, — eine Grube, welche als Gefängnis diente, wie die berühmten, unterirdischen Wanzenlöcher in Buchara und Samarkand, nur von kleinerem Umfang. Dieses Gefängnis ging nicht tief in die Erde, etwas mehr als einen Faden (zwei Meter) und hatte etwa einen Faden im Durchmesser. Die Wände verengerten sich oben wie eine Flasche, bis zu einer Elle im Durchmesser, so daß ein Mensch kaum hindurchkriechen konnte.

Es ist wohl anzunehmen, daß die, welche in dieser „Hauptwache" saßen, wie mein Kosak das Ding nannte, über den Aufstand nicht unzufrieden waren, der ihnen erlaubte, aus dem feuchten Loch herauszukriechen in dem allgemeinen Spektakel.

Der Haupttempel der Stadt war auch gut erhalten, in diesem schlug ich meine Residenz auf. Während der ganzen Zeit meiner Arbeit in diesem Städtchen brannten beständig Tag und Nacht auf dem kleinen Hof zwei ungeheure Holzstöße zum Kochen der Speisen und zur Reinigung der Luft. Trockenes Holz war genug da, nur das Wasser war nicht in der Nähe zu haben, man mußte danach fünf Werst weit senden. Aber alles Übrige hatten wir.

Unser lebendiger Mundvorrat, die beiden Hammel, hätten uns bald Unheil durch die Tiger gebracht, welche morgens bis an die Mauer des Tempels kamen, ihr Miauen und Heulen war täglich unser Morgenkonzert, an welches wir uns am Ende auch gewöhnt hätten, ohne die beständige Furcht, daß eine dieser Bestien aus besonders großem Hunger über die Mauer hereinspringen könnte. Die Tiger springen bekanntlich erstaunlich hoch. Ein Hündchen, das bei uns war, geriet so sehr in Angst bei diesem Gebrüll, daß es sich irgendwo tief verkroch.

Den Wölfen aber, welche sich zuweilen vor unserer Pforte in Scharen sammelten, antwortete unser Hund sehr mutig, wenn diese unaufhörlich heulten, wahrscheinlich in dem Wunsch, mit unseren Hammelchen Bekanntschaft zu machen. Wenn der Chor der Wölfe eine besonders trübselige Tonart anschlug, welche wahrscheinlich nur einem Hungrigen verständlich ist, verlor ich zuweilen die Geduld, sprang vor die Thüre mit dem Revolver und schoß links und rechts. Mit langen Sätzen flog das feigherzige Kommando nach verschiedenen Seiten auseinander.

Wir waren übrigens fast überzeugt, daß ein Tiger wohl die Hammel und vielleicht auch den Hund angegriffen hätte, nicht aber uns. Nur selten, nur im höchsten Stadium des Hungers fallen sie den Menschen an, gewöhnlich aber, obgleich es hier viele giebt, führen sie sich friedlich auf, wahrscheinlich deshalb, weil sie hier nicht von den Menschen angegriffen werden. Hier wird fast niemals auf die Tiger geschossen, denn hier giebt es weder Bäume noch Elefanten, wie in Indien und auf ebenem Boden auf einen Tiger zu schießen ist äußerst gefährlich. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß er beim ersten Schuß fällt, aber ein

verwundeter und sogar ein schwerverwundeter Tiger wird aller Wahrscheinlichkeit nach sich auf den Schützen stürzen und ihn zerreißen.

Man kann mit Sicherheit sagen, daß ein Tiger stärker und gewandter ist, als ein Löwe, dabei hat er ein erstaunlich zähes Leben.

Nur wenn ein Tiger schon zu viel Vieh zerrissen hat, sammeln sich die Kirgisen in großen Scharen, beschleichen ihn im Schlafe, werfen sich plötzlich auf ihn und töten ihn. Aber auch dann wird das Raubtier nicht immer überwunden und verwundet oft noch viele.

Unsere Soldaten, welche Holz und Ziegelsteine aus den verlassenen chinesischen Ortschaften zum Bau unserer Kasernen herüberführten, begegneten oft Tigern, welche stets davongingen, oder sogar liefen, wobei sie sich nur zuweilen umblickten, und sich den Ochsen näherten, aber nicht wagten, Menschen anzufallen, natürlich wenn sie nicht gereizt wurden.

Nach meiner Erfahrung, welche in vielen Ländern bestätigt wurde, sind die Erzählungen von der Wut der wilden Tiere übertrieben. Durch seine aufrechte Gestalt flößt der Mensch allen übrigen Geschöpfen einen unüberwindlichen Schrecken ein und die großen Raubtiere müssen sehr hungrig sein, die kleinen aber, die Wölfe, müssen sich in großer Anzahl befinden, um einen Anfall auf einen vorübergehenden Menschen zu wagen, der sie nicht reizt und kein Gewehr trägt. Dieses letztere, welches kleine Tiere zwar erschreckt, bringt große immer in Wut, weil sie wohl verstehen, die Absichten eines Menschen zu erkennen.

Es giebt natürlich, wie überall, Ausnahmen. In

Indien kommt es vor, daß ein Tiger, oder eine Tigerin, besonders wenn sie alt sind, und die schnellfüßigen Tiere nicht mehr einholen können, das Menschenfleisch, wenn sie es einmal gekostet haben, so schmackhaft und die Erlangung desselben so leicht finden, daß sie anfangen, sich nur von Menschen zu nähren, weshalb sie auch in der Umgegend Menschenfresser genannt werden.

Doch kehren wir nach Ak-Kent zurück. Meine Arbeiten und Skizzen in Ölfarben, wurden oft unterbrochen durch die Jagd, besonders auf Fasanen, welche in großer Anzahl im Schilf saßen. Häufig fanden sich auch wilde Schweine, aber ich schoß nicht auf sie, aus Furcht, einem verwundeten Eber könnte es einfallen, die Stärke seiner Hauer an meinen Beinen zu erproben. — Darin sind sie Meister. Stellenweise gab es wahrscheinlich auch Tiger. Nach einem Schuß auf einen Fasan entstand zuweilen eine lebhafte Bewegung im Schilf, das sich nach einer Seite bog, unter zornigem Gebrüll wahrscheinlich irgend eines großen Raubtieres, welches davonlief, und so sein Mißvergnügen ausdrückte. In solchen Fällen zog ich mich vorsichtig auch auf offene Stellen zurück.

Ein heftiges Fieber, das mich ergriff, ließ mich an diesen Orten nicht viel arbeiten. Rasch beendigte ich die begonnenen Studien und kehrte nach Borochudsira zurück, von wo ich nach Taschkent abreisen wollte, als plötzlich meine Vorsätze alle umgewandelt wurden und ich wieder durch Ak-Kent kommen sollte auf dem erwünschten Wege nach Kuldscha über den Chorgos.

Drei Tage nach meiner Rückkehr in die Festung kam ein reitender Bote von der Station Lepsinsk, welche nördlich von Borochudsira gelegen ist mit einer Nachricht vom Kommandeur eines Kosakenregiments, daß er bei der Verfolgung von Kirgisen, welche bei ihm eine Pferdeherde weggetrieben hatten, die Grenze überschritten, fast alle gestohlenen Pferde wieder eingeholt und noch 20,000 Häupter Vieh verschiedener Art erbeutet habe. Die Kirgisen aber von der kisjaischen Horde, welche diesen frechen Raubzug unternommen hatten, habe er geschlagen und nach dem See Lob-Nor getrieben. Er schlug dem Chef unserer Truppenabteilung vor, den fliehenden Nomaden von Süden her entgegenzurücken und sie nochmals zu schlagen, um ihnen für lange Zeit die Lust zu nehmen, im russischen Gebiet zu plündern.

Unsere kleine Truppenabteilung, welche der Unthätigkeit überdrüssig war, geriet in Bewegung. Es war natürlich nicht daran zu denken, an den Lob-Nor zu ziehen, oder gar dort Kirgisen zu fangen, obgleich man zum Schein davon sprach und sogar die Karte betrachtete. Dagegen meinten die Offiziere, jetzt oder niemals sei es an der Zeit, die Grenze zu überschreiten und die Nachbarn zu zausen, welche schon lange einige freche Raubzüge und sogar Mordthaten auf dem Gewissen hatten.

Es wurde Befehl gegeben, noch in dieser Nacht auszumarschieren.

Obgleich mich das Fieber noch nicht ganz verlassen hatte, schloß ich mich der Expedition an in der Hoffnung, innerhalb der chinesischen Grenze Neues sehen und zeichnen zu können. Es wurde eine große Macht ausgerüstet:

Sechzig Mann Infanterie, eine unvollständige Sotnie*) Kosaken und ein Geschütz. Die Infanterie rückte noch in der Nacht aus. Trotz des Befehls, sich früh schlafen zu legen, um sich vor dem Überfall zu stärken, welcher plötzlich und überraschend geschehen mußte, — legte sich niemand in der Kaserne schlafen, wie am Vorabend eines großen Festtages. Unter Scherzen und Possen wurde die Nacht verbracht.

Der Kommandeur der Abteilung, der tapfere Major P., marschierte am frühen Morgen mit dem Geschütz und den Kosaken aus, und diesen schloß ich mich an. Wir überholten unsere Infanterie schon beim zweiten Städtchen und machten zusammen Rast hinter Ak-Kent, in Sassü d. h. im Schilfe, von wo ich damals mein Wasser holen ließ.

Wir marschierten geräuschlos und sehr schnell und in der Dämmerung erreichten wir ein halb zerstörtes Gebäude am Flusse Chorgos, wo die Infanterie, welche seit dem Morgen etwa achtzig Werst erreicht hatte, rastete, während wir über den Fluß und weiter vorgingen.

Es dunkelte schon. In diesem Hofe wurden die Wagen zurückgelassen unter Bewachung von dreißig Soldaten, so daß wir also nur dreißig Infanteristen bei uns hatten.

Bei dem Flusse war noch Pflanzenwuchs, weiterhin aber, hinter dem Schilfe hörte er auf und bis zur Stadt Scha-panm-Zi gingen wir über eine vollkommen kahle Oberfläche.

Die Mauern und Häuser dieser Stadt erschienen mir

*) Sotnie bedeutet wörtlich eine Abteilung von 100 Mann.

in der Dunkelheit ungeheuer. Da ich vor Ermüdung im Sattel eingeschlafen war, nachdem wir in 18 Stunden etwa 120 Werst gemacht hatten, so ist es natürlich, daß die verschlafenen Augen für die dunklen Massen der Thore, Tempel und Theater u. s. w. den Maßstab verloren hatten. Rechts von uns stand die hohe Mauer einer Festung, beim Thore derselben lagerten sich die Kosaken und Artilleristen, um das Morgenrot abzuwarten. Dann sollten wir nach dem 12 Werst weiterhin belegenen Ort Masar eilen, wo nach dem Gerücht eine Abteilung von 400 Tarantschen stehen sollte. Sie sollten in der Frühe überrumpelt werden, damit sie die Herden nicht wegtreiben konnten, welche der Hauptgegenstand unserer Begehrlichkeit waren. Unsere Kosaken waren sibirische, nicht die jetzigen gewandten Söhne dieser Truppe, sondern kaum regelmäßig formierte, noch ungeübte Rekruten. Als ich sah, wie sie sich zum Marsch sammelten konnte ich sie nur beklagen. Der eine trug einen Kittel, der andere einen Mantel, der dritte hatte einen Pelzrock mit dem Pelzwerk nach außen, ein vierter hatte einen Flicklappen neben dem andern von oben bis unten. Sie hatten hohe, niedrige und breite Pelzmützen. Die Gewehre hatten Steinschlösser, die neuesten waren aus den vierziger Jahren, einige aber trugen Stempel aus dem vorigen Jahrhundert. Sie waren ganz und gar wie die Kosaken Trubezkois vor Moskau vom Jahre 1612, ich hätte sie sogleich für solche malen können.

Ich streifte ein wenig durch die Festung und die nächsten Straßen. So viel ich in der Dunkelheit erkennen konnte, waren viele Gebäude gut erhalten. Bemerkenswert waren die Malereien, die Drachen, Schnörkel und verschiedenartigen Verzierungen.

Die Bewohner der Umgegend brachen rasch die Gebäude ab und führten Balken und Steine vor, welche an vielen Stellen haufenweise aufgeschichtet waren.

Bei Tagesanbruch stiegen wir zu Pferde und marschierten ab, voran die Kosaken, dann das Geschütz, anfangs im Schritt, dann im Trab und zuletzt im Galopp.

Zur Rechten von uns in der Richtung nach dem berühmten Thal von Kuldscha lagen viele Ansiedlungen, aber um diese frühe Stunde war keine Seele zu sehen.

Weiterhin erschienen die Rauchsäulen von zwei Dörfern, zuerst von Groß- dann von Klein-Masar (Masar bedeutet Grabmal).

An der Spitze unserer Abteilung ritten zwei Chinesen, ein Beamter mit seinem Diener, welche als Führer dienten. Der Sohn des Himmels wurde sichtlich furchtsamer, wahrscheinlich wegen unserer geringen Zahl, je mehr wir uns den Orten näherten, von wo er vor einigen Jahren mit Mühe seinen Kopf gerettet hatte. „Sehen Sie,“ wiederholte er immer wieder, „wenn Sie Tarantschen begegnen, so rühren Sie sie nicht an, sonst werden sie die ihrigen in Kuldscha benachrichtigen und uns den Rückzug abschneiden.“ „Gut, wir werden bald sehen, wer den anderen abschneidet,“ wurde ihm geantwortet.

Etwa noch zwei Werst vor dem Dorfe gingen wir mit Marsch, Marsch! vorwärts, wobei fast die ganze Abteilung auf einem überschwemmten Felde stecken blieb und wie ein Wirbelwind stürzten wir auf die Ansiedlungen.

Mein Himmel, was für ein Spektakel erhob sich jetzt! Menschen liefen über den Weg um sich in ihre Häuser

zu flüchten. Den Kosaken aber schien es unmöglich, dieses zuzulassen. „Halt halt!“ schrieen sie, „haltet sie fest, laßt sie nicht fort.“

Es war ein sehr armseliges Dörfchen, das nur aus einigen Höfchen bestand. In dem einen derselben sammelten sich alle Einwohner. Bleich, buchstäblich zitternd vor Angst erwarteten sie ihr Ende. Feindliche Truppen waren nicht vorhanden.

Ich stieg vom Pferd und trat in eine Hütte. „Hüten Sie sich, Euer Hochwohlgeboren, daß Ihnen nichts geschieht,“ warnte mich ein Kosak. Aber die armen Teufel dachten nicht daran, uns anzufallen. Sie bückten sich tief, gingen rückwärts zurück, da sie nicht wagten, uns den Rücken zuzuwenden und verschwanden. Nur die jungen Frauen sahen weniger erschreckt und eher neugierig aus.

Alle Männer wurden zu dem Anführer der Abteilung gerufen. Sie gingen nicht, man mußte sie mit Gewalt herbeischleppen, wobei sie sich dagegen stemmten. Die Weiber und Kinder folgten ihnen heulend nach. Da sie unsere Gebräuche nach den ihrigen beurteilten, so erwarteten sie natürlich den Tod für die Männer, und die Sklaverei für die Frauen. Ich gestehe, ich hätte gern eine junge Person als Sklavin mitgenommen, welche die Tochter eines angesehenen Mannes, des Aufsehers des Grabmals sein mußte. Das ovale Gesicht hatte ein wenig tartarischen Typus mit hervorstehenden Backenknochen und schiefstehenden Augen, aber das Gesichtchen und die Gestalt waren entzückend. Es war kein Zorn, sondern nur Neugierde bei ihr zu bemerken.

Durch die Fragen des Majors erfuhren wir, daß in diesem Dörfchen nur einige Familien bei dem heiligen

Grabmal wohnen, daß aber im folgenden Dorfe wirklich eine Abteilung von 100 Tarantschen stehe zur Beobachtung der Grenze, die sie aber sehr schlecht bewachten, da sie von unserer Ankunft vollständig überrascht wurden.

In dieses zweite Dörfchen, das mit einer hohen Mauer umgeben war, wurden zehn Kosaken abgesandt, aber die Einwohner ließen sie nicht ein und schlossen das Thor. Der Major befahl den Kosaken, dasselbe zu bewachen, damit kein Reiter entkomme, und nach Kuldscha Nachricht bringen könne. Da wir alle Pferde in der Umgegend wegnahmen, so konnten die Einwohner keine Boten absenden, um ihre Truppen herbeizurufen.

Zu gleicher Zeit wurden einige Kosaken-Patrouillen nach verschiedenen Seiten ausgesandt, um das Vieh in dem geräumigen Hofe bei dem Grabmal zusammenzutreiben, wo auch unser Geschütz aufgestellt wurde.

Ich besichtigte das Grabmal, welches ein großes Heiligtum für alle mittel-asiatischen Muselmänner ist. Es war von Tamerlan oder dem „lahmen Timur" erbaut worden auf dem Grabe des Togluk-Timur, des berühmten Sultans von Dschagatai, bei welchem Tamerlan seine stürmische Laufbahn begann.

Es war ein prächtiges Bauwerk, aber die Kuppel war schon zerfallen und ganze Wolken von Vögeln erhoben sich daraus bei meinem Eintritt. Das Grabmal selbst hat mächtige Dimensionen, bot aber einen traurigen Anblick. Einst war es reich verziert gewesen, jetzt aber war es schmutzig, mit einfachem Thon verstrichen. Die Vorderseite des Bauwerks ist aber noch jetzt mit glasierten Ziegeln

von wundervoller Arbeit bekleidet. — Welche Farben, welche Arbeit!

Ich wünschte sehr, einige Proben von farbigen Ziegelsteinen herauszunehmen, und natürlich hätten die Einwohner das gern gethan, aber ich konnte mich dazu nicht entschließen und begnügte mich mit einigen Bruchstücken. Jetzt aber bedaure ich dies sehr, denn soviel ich weiß, finden sich in keinem einzigen unserer Museen Proben der farbigen Glasur von diesem Denkmal der Tamerlanschen Epoche.

Man begann, das Vieh einzutreiben und damit zugleich ungeheure Staubwolken. Von großen Vieh aber, Pferde, Kühe, Kamele, fand sich wenig.

Ein Kosak kam im Galopp herbei mit der Nachricht, das Volk aus den benachbarten Dörfern sei herbeigelaufen und widersetze sich dem Wegtreiben des Viehes. Der Major sandte 10 Mann zur Verstärkung mit dem Befehl, nicht zu schießen, um nicht die Umgegend aufzuschrecken, sondern nur mündlich einzuwirken, und im Notfalle mit den Säbeln. Die Beute, welche die Kosaken gemacht hatten, betrug schon etwa 4000 Häupter. Ich konnte nicht begreifen, wie man diese Masse von Schafen über die Grenze treiben solle, welche schon jetzt die Absicht zeigten, sich dem Schicksal nicht zu fügen. Ein Bock kletterte auf die Mauer, betrachtete die Umgegend, sprang hinüber und lief dann eilig davon. Ihm folgten natürlich sofort Dutzende und Hunderte von Vierfüßlern. Sie wurden eingeholt und zurückgetrieben, aber das Blöken und der Lärm waren unbeschreiblich.

Die Kosaken brachten anfangs Äpfel und Birnen,

dann Filzdecken und verschiedenen Hausrat heraus. Ich ging, um nachzusehen, wo sie das gefunden hatten, und fand zu meinem Entsetzen, daß in den Häusern alles zerbrochen, zerschlagen und umhergeworfen war. Noch immer streiften Kosaken umher, um „noch etwas zu finden.“ Alles was nicht mitzunehmen war, wurde zerbrochen, vernichtet. Wenn sie einen Beutel mit Kupfergeld fanden, wurde es umhergeworfen, Bücher wurden zerrissen und in den Wind oder in den Ofen geworfen, überall Fetzen, Scherben, Trümmer, die Thüre zur Moschee war erbrochen, die Lanzenschäfte mit Roßhaarbüscheln zerbrochen, die Opferhörner, mit welchen gewöhnlich alle mittelasiatischen Gräber geschmückt sind, waren zerbrochen. Welche Schande! Wilde Zerstörungswut hatte unsere Soldaten ergriffen.

Ich beendigte diese traurige Besichtigung, weil schon das Signal zum Sammeln ertönte, und die Abteilung sich zum Heimweg ordnete. Bis Borochudsira, also 150 Werst weit, mußte man jetzt die von uns geraubten Herden treiben, welche natürlich die Einwohner uns abzujagen versuchen würden. Sobald die Kosaken, welche das Thor des zweiten Dorfes bewachten, abzogen, um sich mit uns zu vereinigen, ritten bewaffnete Reiter heraus, welche zuerst verschiedene kriegerische Evolutionen ausführten, und dann sich regelrecht aufstellten. Auch ein weißes Fähnchen erschien und die Abteilung nahm eine offen drohende Haltung an.

Auch von allen Seiten sammelte sich bewaffnetes Volk mit Piken und Säbeln in regelrechten Schwadronen. Gewehre aber hatten sie wenig. Sobald wir uns in Bewegung setzten, folgten uns alle diese Bewaffneten mit der augenscheinlichen Absicht, die Langeweile unseres Heimwegs durch Angriffe zu erheitern.

Der Feind begann damit, uns mit einem engen Ring zu umgeben. Schon war eine Menge verschiedenfarbiger Fähnchen erschienen, und eine mächtige hellrote Fahne, welche nach ihrer Größe und der großen Masse zu schließen, die sie umgab, wahrscheinlich von einem Anführer begleitet wurde. Mit wildem Geschrei und Geheul umritten sie uns. Jetzt wurde das Kommando gegeben „abprotzen!" und darauf folgte: „Das erste!" Weniger das Geschoß, als der Donner des Schusses jagte in einem Augenblicke die ganze feindliche Macht in die Flucht, jedoch nicht auf lange. — Sie faßten sich wieder, tummelten ihre Pferde und umgaben uns laut schreiend noch enger als zuvor.

Ich ritt mit meinen Kosaken etwas entfernt von der Abteilung und amüsierte mich damit, die feindlichen Dschigiten auf die nächste Entfernung herankommen zu lassen und dann, wenn sie keine Waffe bemerkend im Galopp herbeiritten, und schon die Lanze einlegten, richtete ich meinen Taschen-Revolver auf den nächsten Waghals und in einem Augenblick flogen sie tief im Sattel gebückt davon. Nach einigen vergeblichen Versuchen, mich zu überrumpeln, wurden sie weniger zudringlich und hielten sich in respektvoller Entfernung. Dieses Gefecht war höchst lächerlich. „Kel munda," (Komm hierher) schrieen sie und fügten noch ein starkes Wörtchen hinzu. — „Ech san munda kel" (Nein, komm Du her) erwiderte ich, und ich gestehe, ich fügte auch einen gesalzenen Ausdruck hinzu. Das war die Einleitung des Kampfes „Mann gegen Mann," welche in vergangener Zeit immer dem ernsthaften Gefecht voranging. Es fehlten nur noch die Götter auf beiden Seiten,

welche die Kämpfenden ermutigten, unterstützten und leiteten. So kämpften die Griechen und Trojaner, so beschimpften sie sich gegenseitig, aber in unserem Falle fehlte die schöne Helena.

Die Eingeborenen hielten sich augenscheinlich an einen bekannten Gebrauch. Durch ihre Bewegungen und Schimpfworte suchten sie uns zu reizen und zum Schuß herauszufordern, dem sie gewandt entgingen. Dann stürzten sie kühn vorwärts mit dem blanken Säbel oder der eingelegten Lanze, — aber der sechsläufige Revolver vereitelte ihre gewohnte Taktik.

Gegen meinen Rat hatte mein Kosak sich verführen lassen, auf einen Burschen zu schießen, der ihn sehr ärgerte. Ehe er wieder geladen hatte, bekam er Angst und floh, während der andere mit Geschrei auf ihn zustürzte. Ich verjagte ihn mit dem Revolver und sagte dem Kosaken: „Schämst Du Dich nicht, vor einem solchen Kerl zu fliehen?"

„Mein Gewehr ist nicht geladen, Euer Hochwohlgeboren und mit dem Säbel kann ich mich gegen die Pike nicht verteidigen."

„Du brauchst nur zu thun, als ob Du eine Kugel einschiebst, an den Schaft zu klopfen, und zu zielen und Du wirst sehen wie sie ausreißen." Es kam wie ich sagte. Wir ritten rascher, um die Abteilung einzuholen, da einige Dschigiten uns rasch folgten, hielt der Kosak an, klopfte an sein ungeladenes Gewehr und zielte auf den Vordersten. Im nächsten Augenblick waren sie nicht mehr zu sehen.

Aber unsere Lage begann, einen ernsten Charakter anzunehmen. Von allen Seiten waren wir umgeben, und der Kreis verengerte sich mehr und mehr. Vorn war schon der Rückweg abgeschnitten, mit Geheul und Geschrei wurden wir von allen Seiten auf die Entfernung eines Gewehrschusses umgeben von tausenden von Reitern. Es war ihnen also doch gelungen, Boten abzusenden und die Umgegend von unserer geringen Zahl zu benachrichtigen, Freiwillige aufzurufen, um uns zu erdrücken und das Vieh zurückzuerobern.

Einzelne Dschigiten und ganze Gruppen derselben kamen beständig ganz nahe und hätten beinahe einen Teil der Hammel erbeutet. Ohne die Soldaten, welche in großen Zwischenräumen zur Seite unseres Zuges aufgestellt waren, wäre es den Kosaken nicht möglich gewesen, die Beute zu behaupten.

Die Kosaken, welche nicht nur zum erstenmal im Feuer, sondern überhaupt schlecht diszipliniert waren, fühlten sich augenscheinlich sehr unbehaglich. Als ein Zug abgesandt wurde, um ein Feuergefecht einzuleiten, führten sie den Befehl lässig und ungern aus, nachdem sie auf eine kurze Entfernung vorgeritten waren, und einige Minuten geschossen hatten, kehrten sie zurück.

Es muß aber gesagt werden, daß es schwer war, mit solchen Gewehren wie die ihrigen zu kämpfen. Nur ein oder zwei dieser Gewehre waren Perkussions-Gewehre, die übrigen hatten alle Steinschlösser, und der tapfere Reiter war niemals sicher, ob es losging und mußte eher auf das Gegenteil rechnen: — Das Pulver blitzte auf, eine weiße Rauchwolke stieg auf wie ein kleines Feuerwerk und — das war alles. Wenn aber das Gewehr wirklich losging,

wandte der Kosak sein verwundertes, zufriedenes Gesicht nach seinen Kameraden um, und schrie: „Sieh doch einmal, es ist losgegangen!“

Der Kommandant erteilte dem Zug einen Verweis für sein lässiges Benehmen und sandte einen anderen Zug aus, aber mit diesem ging es ganz schlecht. Er hatte den Befehl erhalten, vorzureiten, entfernte sich aber zu weit und hörte nicht auf das Signal, das ihn zurückrief. Er ritt immer weiter, und endlich, als die Unmöglichkeit, in die dichten Massen des Feindes einzudringen, klar ersichtlich war, machten sie nicht Halt, sondern wandten sich um, nicht im Schritt, sondern im schnellen Trab unter dem Geschrei: „Rette sich wer kann!“ während die Feinde ihnen mit lautem Geschrei in den Rücken fielen.

Wer nicht in einem Gefecht gewesen ist, kann sich nicht vorstellen, wie leicht eine Panik eine Truppe ergreift, welche vom Schlachtfeld zurückweicht, — bei der Reiterei noch mehr, als bei Infanterie, weil durch die Schüsse und das Geschrei die Pferde scheu werden und unaufhaltsam durchgehen. Man konnte kaum seinen Augen trauen: Die Kosaken flohen im vollen Galopp vor den ihnen nachjagenden und auf sie einhauenden Steppenleuten. Einige der Unsrigen, welche durch die Piken von den Pferden geworfen wurden, flohen zu Fuß mit Sprüngen wie Hasen, einige wurden durchbohrt und niedergesäbelt. Ich ritt ihnen entgegen. „Halt, halt ihr Hunde!“ rief ich. Sogleich befand ich mich in der Mitte des Handgemenges. Ein Verwundeter heulte aus vollem Halse, während er seine Flucht fortsetzte, ein anderer hatte auf der Flucht die nach ihm gerichtete Pike erfaßt und zog den Reiter hinter sich her. Die Tarantschen und Kirgisen hieben schreiend auf die Flüchtlinge ein.

Das erste, was ich zum Dank für meine Einmischung erhielt, war ein Schlag mit einer Lanze auf den Kopf, welche glücklicherweise an meiner glatten Pelzmütze abglitt. Ohne diesen Zufall hätte mich der Schlag natürlich nicht nur betäubt, sondern auch aus dem Sattel geworfen. Derselbe machte sich später aber noch fühlbar.

Ich schoß auf kurze Entfernung, aber mein Gegner wandte sich gewandt ab und kam mit eingelegter Pike auf mich los. Hinter ihm erschien noch ein zweiter und ein dritter . . .

Sehr erbost über den Schlag auf den Kopf, wollte ich meinen Revolver auf sie abschießen, als jemand mich von hinten am Arm faßte. Ich wandte mich um, es war der gute F., unser Kosakenrittmeister. „Fort, um Gotteswillen, sonst werden Sie jedenfalls erstochen!"

Da rief das Signalhorn uns zurück und ich mußte die Rache aufschieben, so ärgerlich dieses auch war.

Die Kosaken kamen endlich zum Stehen und eröffneten ein Gewehrfeuer. Die Einen stöhnten vor Schmerz, andere sprachen lebhaft mit einander, stritten und suchten sich zu rechtfertigen. Augenscheinlich begannen sie schon, ängstlich zu werden, da sie ihre geringe Zahl und gefährliche Lage zwischen den dichten Massen der Feinde erkannten, welche immer dreister wurden. Diese begannen schon sich nach der Kanone vorzudrängen, um sie in einem günstigen Augenblicke wegzunehmen.

Von unserem besten Verteidigungsmittel, der Infanterie, hatten wir sehr wenig, weil ich geraten hatte, von den 30 Mann zehn abzusenden, um das Thor und die Mauer der Festung Schampandsi zu besetzen. Das war notwendig, denn wenn der Feind die Festung besetzt hätte, durch welche

der Weg führte, so wären wir sehr gefährdet gewesen. Jetzt liefen unsere Soldaten auf dem Kamm der Mauer hin und schossen nach allen Seiten wodurch der Eifer der Feinde sehr abgekühlt und mancher Sattel geleert wurde.

Zum Glück hatten unsere Feinde wenig Schießwaffen, so daß sie uns den Ausgang aus der Stadt und den Weg zur Grenze nur durch Massen abschneiden konnten, wozu ihnen aber die Entschlossenheit fehlte.

Eman, der sich mit der Abteilung mit 20 Soldaten vereinigte, brachte auch eine bedeutende Herde von etwa zweitausend Häuptern mit. Und damit vermehrte sich natürlich auch das Gedränge noch bedeutend.

Der Weg, besonders unter den engen Thorbogen der Stadtthore war so sehr verstopft, daß alles in Unordnung geriet, das blökte und heulte und bellte und schrie und lärmte, und jeder verfuhr nach Gutdünken. Dazu lagerte eine so große dichte Staubwolke über uns, daß nichts zu sehen war. Wenn der Feind unternehmender gewesen wäre und mit lautem Geschrei zehn Mann auf uns losgestürzt wären, so wäre ein Chaos entstanden und wir hätten einander selbst erschossen.

Man konnte wohl in Verzweiflung geraten. Einer der Offiziere rief sogar: „Wenn der Ausgang besetzt ist, so sind wir verloren.“ Leise erinnerte ich ihn daran, daß die Kosaken rings um uns her das auch hören.

Die Kosaken, welche am meisten geneigt sind, nach ihrem Gutdünken zu verfahren, liefen zwecklos hin und her, wodurch unseren Freiwilligen, den chinesischen Emigranten aller Mut schwand. Mit erschreckten Blicken musterten sie

unsere und die feindlichen Streitkräfte und zweifelten augenscheinlich sehr an einem günstigen Ausgange der Unternehmung, in welchem Falle natürlich ihre Köpfe noch früher als die der anderen bedroht waren.

Jetzt war noch weniger als am Morgen Zeit, die Gebäude der Stadt zu durchsuchen. Ich machte mich mit Eman aus diesem Wirrwarr los und wir drängten weiter nach vorn. Dort erwarteten die Feinde in dichten Massen, gedeckt durch die halbverfallenen Häuser, das Herauskommen unserer Truppen. Ohne lange zu überlegen, ergriff ich meinen Revolver und mein Kamerad seinen Säbel, und mit „Hurra" warfen wir uns mit sechs Kosaken, die wir mitnahmen, auf den Feind. Die ganze Kriegsmacht, die uns bedrohte, stob auseinander.

Hier mußte ich über einen Kosaken lachen, welcher mir ernstlich riet, nicht weiter zu gehen, da aus den letzten Hütten geschossen werde.

„Nun, was dann, wenn sie schießen?"

„Aber sie schießen ja mit Kugeln, Euer Hochwohlgeboren," erwiderte der Kosak.

Unsere endlose Herde und mit derselben auch wir, zogen schon aus der Stadt auf das ebene Feld hinaus, als der Befehl des Majors kam, anzuhalten, da wir in der Festung übernachten würden.

„Unmöglich," sagten wir, Eman und ich, „es ist nicht daran zu denken, sich in diesen Ruinen zu verteidigen. Und wie soll man unsere Vierfüßler wieder hineintreiben? Sollen wir etwa darauf warten, daß am nächsten Morgen

sich die ganze Bevölkerung von Kuldscha um uns versammeln und uns dann wirklich erdrücken werde?

Wir kamen zu dem Schluß, es sei möglich, im Eilmarsch den Fluß Chorgos zu erreichen, wo wir Wasser und außerdem auch einen großen ummauerten Hof finden würden, denselben, in welchem wir unsere Wagen zurückgelassen hatten, unter einer Bedeckung von dreißig Soldaten.

„Kommen Sie — zum Teufel," schloß Eman, „wir gehen weiter, wenn ich dafür auch vor das Kriegsgericht gestellt werde."

Wir ließen dem Major sagen, es sei keine Möglichkeit vorhanden, die Herde jetzt wieder zur Umkehr zu bringen. Und ohne unsere heitere Stimmung zu verlieren, setzten wir den Marsch fort.

F. hörte später, wie einer der bei uns befindlichen Kosaken seinen Kameraden erzählte: „Dieser Civil-Oberst ist doch ein Teufelskerl, dreht Papiercigarren mit dem Rittmeister, — sie lachen miteinander und gehen gerade auf die Kirgisen los."

Ich glaube, alles wäre gut gegangen, wenn nicht Eman zu großherzig gewesen wäre. Er befahl seinen Soldaten, zurückzubleiben und die Befehle des Kommandierenden zu erwarten, wodurch er unsere Avantgarde, der einzigen Unterstützung beraubte, welche imstande war, dem Feinde einen heilsamen Schrecken einzujagen und die ganze zahllose Masse von Vieh, welche sich schon auf eine Länge von zwei Werst hinzog, hatte keine andere Verteidigung, als einige vor Schrecken halbtote Chinesen mit ihren Bogen und Pfeilen, uns zwei, und einige Kosaken. Von den sechs Kosaken waren aber nur noch drei geblieben, da die anderen unter verschiedenen Vorwänden davongegangen waren.

„Nun werden sie aber sogleich über uns herfallen," sagte ich zu Eman.

„Kann sein," erwiderte der Finnländer kaltblütig. Er hatte bei der Rast seine Brille verloren und jetzt ließ er vergebens seine kurzsichtigen Augen umherschweifen, welche kaum einige Faden weit sehen konnten.

„Sehen Sie, gleich werden sie angreifen."

„Wo sehen Sie sie denn?"

„Wo? Nun überall, ringsum," erwiderte ich, auf die uns umschwärmenden Massen deutend.

„Sind denn das alles Feinde? Denken Sie, ich hielt sie für Gebüsche."

„Sehen Sie wirklich so schlecht?"

„Ja. Bei Sassi, wo wir rasteten, habe ich meine Brille vergessen und mit ihr meine Augen." „Nun," dachte ich, „das ist angenehm, einen so scharfsichtigen Kameraden zu haben."

„Was ist denn das, diese hohen Gegenstände, sind das Bäume?"

„Nein, das sind Fahnen. Sehen Sie, wie viele?"

„Ach sonderbar, das hatte ich gar nicht vermutet."

Eben hatte ich einen der Kosaken zum Major abgesandt, um ihn von der Gefahr für uns und für unsere Hammel zu benachrichtigen, als alles ringsum mit Säbeln und Lanzen auf uns zustürzte. Ich gestehe, das war ein kritischer Augenblick, Eman griff wieder zum Säbel und ich zum Revolver, wir drängten uns aneinander, schrieen Hurra und erwarteten den Ansturm.

Ohne Zweifel hätten sie aus uns Koteletten gemacht, wie aus einem der bei uns gebliebenen Kosaken, während es dem anderen gelang, zu entkommen. Aber wir wurden

dadurch gerettet, daß der Feind es mehr auf das Vieh, als auf uns abgesehen hatte und daß Eman und darauf auch ich vom Pferde stürzte. Der kurzsichtige Eman geriet in einen Graben und flog über den Kopf seines Pferdes, wobei er so stark mit der Stirne auf die Erde aufschlug, daß er betäubt liegen blieb. Mein Pferd stolperte über ihn und auch ich flog herab, konnte aber die Zügel festhalten. Ich stellte mich über den auf der Erde liegenden Freund, welcher kein Lebenszeichen mehr gab. In der linken Hand hatte ich den Zügel des Pferdes und mit der rechten hielt ich mir durch Schüsse die von allen Seiten herbeistürzenden Kirgisen vom Leibe. Sie lauerten darauf, die Schurken, mit dem Säbel einzuhauen, oder mit der Pike zu stechen, aber durch einen Schuß, oder das Spannen des Hahnes wurden sie aufgehalten und wagten sich nicht zu nahe heran. Kaum hatte ich den einen und den anderen verjagt, als der dritte von der Seite und der vierte und fünfte von hinten her stach. Wie kam es nur, daß ich da nicht ergraute? Ich gestehe, ich glaubte mein Kamerad habe sich listigerweise tot gestellt, aber er erzählte mir später, er habe beim Fall furchtbar aufgeschlagen und nur wie durch einen Traum das Getümmel vernommen. Unser Glück war es, daß diese Herren meinen Revolver für unerschöpflich hielten. Ich schoß aber nur vier Schüsse ab, da ich wohl wußte, daß ich verloren sei, wenn ich noch weiter schieße, und suchte sie dann nur zu erschrecken. Von allen Seiten näherten sich die Piken, und die vor Wut verzerrten Gesichter der Feinde grinsten und schimpften in nächster Nähe.

Es ist mir unmöglich zu sagen, wie lange diese peinliche Lage dauerte. Wahrscheinlich hatte sie nicht länger

als eine Minute gedauert, als plötzlich alle auseinanderstoben. Soldaten kamen zu unserer Befreiung, das Pferd Emans war an ihnen vorübergaloppiert. Ein Unteroffizier rief: „Brüder, rettet den Rittmeister." Und alle stürmten vorwärts.

Dann kam die Kanone angefahren, protzte schnell ab, und nach dem ersten Schuß waren alle verschwunden. Nach dem zweiten aber hatten sie auch die Hammel verlassen, welche von ihnen weggetrieben worden waren, jetzt aber von uns wieder genommen wurden. Das alles ereignete sich viel schneller, als ich es erzählen kann und war von einem heftigen Lärm begleitet. Schimpfend flogen die Kirgisen herbei, schimpfend schoß ich auf sie, schimpfend schossen die Soldaten, und schimpfend schwang endlich auch Eman seinen Säbel, als er, aus der Betäubung erwachend, auf die Füße sprang und noch einem der Reiter einen Hieb versetzte, welcher davonritt, um zu sterben.

Das Lärmen und Schreien gehörte augenscheinlich zu dem System der Einschüchterung unserer Feinde und zum Teil auch zu dem unserigen. Auch in den bestdisziplinierten Armeen äußert sich im Gefecht das Bedürfnis, den Feind zu erschrecken und sich selbst durch Lärm zu ermutigen.

Mit Vergnügen erinnere ich mich, wie Eman mir um den Hals fiel, um mir zu danken und wie erfreut wir uns küßten. In wenigen Worten erzählte er, er habe wie unter einem Alpdrücken gehört, daß man nach ihm stieß, sich aber nicht erheben können und nur begriffen, daß er in Gefahr war, einige Löcher in seinem neuen Halbpelz zu erhalten und daß ich diese Gefahr abwandte.

Ohne Zeit zu verlieren eilten wir, unsere Trophäen, d. h. die Hammel, wieder zurückzunehmen, welche zum Glück

noch nicht weit gekommen waren. Die Tarantschen und Kirgisen, welche sehr gut mit denselben umzugehen verstehen, hatten sie aber so sehr gedrängt, daß die Tiere in Schrecken gerieten und anstatt vorwärts zu gehen, sich in einem toten Kreis drehten, d. h. so wie man gewöhnlich die Hammel über die Steppe treibt, wenn man nicht will, daß sie sich zerstreuen. Zwei Kanonenschüsse über die Köpfe der Reiter nahmen ihnen alle Lust, um die Beute zu streiten und sie ritten davon, ohne sich umzusehen.

Ich muß bemerken, daß gerade dieser Angriff als Vorbild diente für meine Bilder „Die Überrumpelung" und „Umzingelt — Verfolgt." Der Offizier mit dem blanken Säbel, der den Angriff erwartet im ersten dieser Bilder, giebt einigermaßen meine Lage wieder, als ich, den Ernst des Augenblicks begreifend, beschloß, mich durch Schießen zu befreien und wenn das nicht möglich wäre, mich nicht leicht der angreifenden Horde zu ergeben. Natürlich ist vieles in diesen Gemälden verändert, einiges ist auch aus einer zu dieser Zeit noch frischen Erzählung von einem plötzlichen Überfall des bekannten Sadük entnommen, der eine russische Abteilung, die ausgesandt war, ihn aufzusuchen, überfiel. Das war vor meiner Ankunft in Turkestan geschehen und ich bin an dem Kampfplatze vorübergeritten. Da ich auch diese Scene nicht im ganzen aufgenommen, sondern aus derselben nur das Nötige, Charakteristische entnahm, so hatte ich später nicht wenig Vorwürfe darüber zu hören, daß meine Bilder Erdichtung, Lüge, Verleumdungen der tapferen turkestanischen Truppen seien. Selbst der kluge, gutherzige und mir wohlgeneigte

General Kaufmann machte mir öffentlich den Vorwurf, ich habe meiner Phantasie zu sehr freien Lauf gelassen.

Es ist nicht ohne Interesse, daß im gefährlichsten Augenblick den Menschen die Sorge um Nebensächliches nicht verläßt. Als die feindlichen Reiter sich mit Geschrei auf uns stürzten und wir erwarteten, sogleich zerhackt zu werden, sprach ich mit Eman nicht über unsere Verteidigung, sondern sagte ihm:

„Nun nehmen sie uns die Hammel ab."

„Ja, ja, schade," erwiderte er.

„Schadet nichts, wir nehmen sie ihnen nachher wieder ab." Und diese Fragen und Antworten wurden unter Hurrageschrei gewechselt, während wir unsere Waffen schwangen.

Der eine Kosak, der bei uns war, wurde gänzlich niedergesäbelt, zerschlagen und zerhauen. Er atmete noch, als man ihn aufhob und mit anderen Verwundeten auf die Lafette legte, aber bald starb der arme Teufel. Vor dem Tode führte er seine verstümmelte rechte Hand mit den durchhauenen Fingern zum Mund und so verschied er. Es war peinlich, seine ausgestreckte Gestalt anzusehen, welche die Hand vor die Nase hielt wie um jemand zu verspotten.

Wieder sammelten sich die Feinde rings um uns in dichten Haufen, aber unser Geschütz wirkte ausgezeichnet. Ich betrachtete mit Entzücken den gutherzigen, friedfertigen R., wie er im Galopp weit vorwärts auf die feindlichen Gruppen

zueilte, abprotzte, und ehe unsere tapferen aber undisziplinierten Gegner sich zerstreuen konnten, den ersten Schuß abfeuerte, wodurch oft mehrere Reiter auf einmal in den Sand gestreckt wurden. Sogleich wurde aufgeprotzt und im Galopp nach einem anderen bedrohten Punkte abgefahren, wo dann wieder „die erste" von neuem sich hören ließ.

Der Lärm und das Geschrei waren die ganze Zeit über schrecklich. — Jeder kommandierte. Wenn es einem Kosaken schien, daß der Punkt, an dem er sich befand, bedroht sei, schrie er sofort aus Leibeskräften: „Bringt die Kanone her, schnell die Kanone!" Unser Geschütz war der Held des Tages. Beim Abmarsch von Borochudsira glaubte R., er werde nur einige Schüsse abzufeuern haben, für die Berichterstattung. Aber die Wirklichkeit übertraf seine kühnsten Hoffnungen, denn er hatte unaufhörlich zu schießen und erfüllte seinen Dienst so, daß ich in allen Gefechten, an welchen Anteil zu nehmen mir beschieden war, niemals eine glänzendere Thätigkeit der Artillerie gesehen habe. Alle die Unserigen vergaßen die Gefahr und die Hammel beim Anblick des donnernden Geschützes.

Einen kalmükischen Oberst konnte ich nicht ohne zu lachen ansehen. Auf dem Rücken trug er einen Köcher voll Pfeile und in den Händen den Bogen. Er dachte eben daran, einen Pfeil aufzulegen, als der Teufel der Neugierde ihn überwältigte und er sich im Sattel umwendete und mit erschrockenen und neugierigen Blicken den Bewegungen des Geschützes folgte. Zum Unglück war dieser Oberst auch noch kurzsichtig und trug eine mächtige Brille auf der Nasenspitze, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Es war zum Totlachen. Wahrscheinlich dachte er: „Ja, wenn wir Chinesen mehr solche Kanonen hätten,

wir wüßten damit umzugehen. In einem Augenblick würden wir sie — in den Händen des Feindes lassen."

Übrigens wäre es auch bei uns beinahe dazu gekommen. In den kurzen Zwischenräumen zwischen den Schüssen drängte der Feind so sehr nach dem Geschütz, daß der Major wahrscheinlich für den Ausgang unserer Expedition fürchtete.

Ich ritt mit Eman, welcher bereits wieder sein wundervolles Pferd bestiegen hatte, das beinahe in die Hände der Feinde gefallen wäre, bei der Avantgarde, als der Major stark aufgeregt uns einholte.

„Es scheint, man muß die Hammel aufgeben."

„Wie Major? Kein Stück davon, das wäre ein Schimpf."

„Ja, aber sie nehmen uns das Geschütz weg, sie drängen so, daß man kaum schießen kann."

Eman ritt mit ihm davon zur Arrieregarde, um nachzusehen, was dort vorgehe, und ich blieb allein vorn.

Ich mußte wieder schrecken und schimpfen. Es genügte, den Soldaten einzuschärfen, nicht ins Leere zu schießen, um nicht schließlich ohne Patronen zu bleiben. Die Kosaken aber mußten beständig hin- und hergejagt und geschimpft werden, denn sie sammelten sich in Gruppen und teilten einander ihre Befürchtungen mit, anstatt das Nötige zu thun d. h. die Herde rascher vorwärts zu treiben, welche sich jetzt auf wenigstens vier Werst Länge erstreckte.

Es dämmerte bereits, als wir den ersten Flußarm des Chorgos erreichten. Endlich!

Von hinten waren keine Kanonenschüsse mehr zu

hören, aber die Soldaten, welche in einer Schützenkette zur Seite gingen, schossen noch.

Die bei den Wagen zurückgebliebenen Soldaten erzählten, Kirgisen seien gekommen und hätten ihnen versichert, unsere Abteilung sei zerstreut und vernichtet und ihnen vorgeschlagen, abzuziehen. „Wir werden Euch nicht anrühren,“ sagten sie. Aber als Antwort wurde ihnen geraten, zum Teufel zu gehen.

Mit größter Mühe, — von dem ungeheuren Lärm nicht zu reden, — wurden unsere Trophäen über den Fluß gebracht und in den Hof eingetrieben, aus welchem der Major eine Festung machte, welche für die uns Verfolgenden uneinnehmbar war. Auf der Mauer wurden Schützen verteilt, die Kosaken nahmen Gefechtsstellung ein und das Geschütz stand an der Pforte. Diese Vorsichtsmaßregeln erwiesen sich als keineswegs überflüssig, denn nach kurzer Erholung, als es bereits dunkelte, ertönte auf allen Seiten ein höllisches Geschrei und Geheul. Die Schüsse, welche aufs Geradewohl abgefeuert wurden, verjagten die Feinde und wir verbrachten die Nacht ziemlich ruhig.

Seit dem gestrigen Frühstück auf der Rast bei Sassi, hatte ich nichts mehr gegessen außer einigen Birnen, die wir in Masar gefunden hatten. Sie waren sehr schmackhaft, aber lange nicht genügend. Ich bat mit solchem Nachdruck, mir etwas zu essen zu geben und drohte so entschieden, andernfalls sofort Hungers zu sterben, daß sich noch ein Stückchen Rindfleisch und ein alter Fladen fand, der mir natürlich sehr schmackhaft erschien.

Am nächsten Tag erwarteten wir dieselben Beschwer-

lichkeiten, aber gegen unsere Erwartung marschierten wir am frühen Morgen ganz ruhig ab. Erst zwei Stunden später zeigte sich im Hintergrund der Feind, der sich jedoch auf den Hügeln, außerhalb Schußweite hielt. Da er am vorhergehenden Tage nicht wenig Leute verloren hatte, wollte er wahrscheinlich nicht wieder das Glück versuchen und nahm von dem geraubten Vieh von ferne Abschied. Als wir wieder auf derselben Stelle bei Sassi Rast machten, wurde zur großen Freude Emans seine Brille gefunden und darauf erreichten wir ohne fernere Abenteuer Borochudsira.

So endigte unser Überfall. Die schöne Helena wurde geteilt, unter welcher die Hammel zu verstehen sind, welche die Rollen der griechischen Schönen spielten. Jeder Gemeine erhielt zwei Hammel, die Unteroffiziere fünf, die Offiziere je fünfzig, der Kommandeur der Abteilung zweihundert. Die übrigen 5—6000, sowie der kleine Teil Hornvieh wurde auf Befehl des Kriegsgouverneurs verkauft und das Geld der Kronkasse überwiesen.

Und die verwundeten Kosaken? Nun natürlich genasen sie.

Und der niedergesäbelte Kosak? — Hm, nun der war natürlich gestorben und wurde mit allen Ehren, mit Musik und Gewehrsalven begraben. Bei dieser Gelegenheit wurden auch alle Gewehre entladen, welche nach dem Marsch noch geladen geblieben waren. So wurde der arme Kerl mit seinem zum Munde erhobenen Arm begraben und der Sargdeckel mußte deshalb noch höher als gewöhnlich gemacht werden.

Das ging auch nicht ohne Spaß ab. Beim Begräbnis spielte ein Horn unermüdlich immer dieselbe einförmige Melodie. Ich fragte R. was da gespielt werde.

„Wissen Sie nicht," erwiderte er, „das Horn fragt den Toten: ‚wohin gehst du, wohin gehst duu, wohin gehst duuu?‘"

Unsere Fahrt nach dem goldenen Vließ hatte auch ein Nachspiel.

Der Kommandeur erhielt Nachricht, daß die Tarantschen eine große Macht sammelten, etwa 40 000 Mann, um die Besatzung von Borochudsira zu erdrücken. Zum Transport des Mundvorrats seien Tausende von Kamelen zusammengetrieben worden und dergleichen mehr. Man traf auf alle Fälle Vorbereitungen zum Empfang der Gäste. Vor allem wurden Patrouillen ausgesandt, um den Feind aufzuspüren, den Kosaken wurde befohlen, die Pferde gesattelt zu halten, Zwieback wurde aufgestapelt für den Fall einer Belagerung und die Geschütze machten Proben für die neue Komödie, welche uns versprochen wurde. Gleichzeitig sandte Major P. einen Bericht an das Oberkommando und bat um Verstärkung.

Alle diese Vorbereitungen und Erwartungen fanden bald ihre Lösung auf unerwartete Weise. Nach zwei Tagen beständiger Aufregung erhielten wir endlich Nachricht, daß eine Kriegsmacht anrücke.

Eine Kosaken-Patrouille kam im Galopp zurück, die Pferde mit Schaum bedeckt, da sie zwanzig Werst weit galoppiert waren. Der Feind hatte sie gejagt, aber es war ihnen gelungen, sich zu retten. Sie konnten nicht

sagen, wieviel Feinde es seien, sie hatten nur die Vordersten gesehen, aber dort weiterhin hinter dem Schilf war eine ungeheure Anzahl.

Es wurde Allarm geschlagen, in einigen Minuten waren alle auf den Beinen, die Geschütze in den Ecken, die Schützen an den Fenstern und Schießscharten.

„Und Sie werden sehen, wie wir sie empfangen werden,“ sagte mir der Major, der im Hof auf und ab ging und beständig Befehle gab.

In Erwartung dieses Empfanges, der sich noch etwas verzögerte, ging ich mit Eman auf sein Zimmer, um Thee zu trinken. Bald darauf aber kam lachend und schimpfend auch Major P.

„Ach die Schurken, die nichtswürdigen Feiglinge!“ rief er. „Stellen Sie sich vor, was sie gemacht haben. Vorgestern war eine Patrouille von acht Mann befreundeter Kirgisen abgesandt worden, mit dem Befehl, dem Fluß zu folgen und zu ermitteln, ob sich irgendwo Tarantschen sammeln. Da die Patrouille lange nicht zurückkehrte, sandte ich noch zehn Kosaken nach, um nach den Feinden zu sehen und gelegentlich auch die Kirgisen aufzusuchen. Nachdem die Kosaken zwanzig Werst zurückgelegt hatten, sahen sie plötzlich aus dem Schilf bewaffnete Reiter hervorkommen, einen, noch einen, einen dritten. Ohne sich lange zu besinnen, ritten die Kosaken davon. Inzwischen hatte die Kirgisen-Patrouille keine Feinde gefunden und war auf dem Heimweg begriffen, als sie von den Kosaken erblickt wurde. Die Kirgisen ritten den Kosaken nach und riefen: „Halt, wir sind's!“ Aber es war vergebens, die Kosaken rissen noch schneller aus und galoppierten bis zur Festung,

die sie dann mit der Nachricht vom Anrücken des feindlichen Heeres aufschreckten."

Alle Teilnehmer an diesem Überfall wurden mit Orden belohnt, aber meine Belohnung war noch besser. Als General Kaufmann aus dem Bericht des Kriegs-Gouverneurs des Gebietes von Semiretschensk, des Generals Kolpakowsky erfuhr, welchen Anteil ich an diesem Gefecht genommen hatte, schrieb er mir: „Dank, Dank für die Rettung Emans!"

Noch zwei Worte über den dramatischen Tod Emans. Er war ein gebildeter, tüchtiger Offizier, pünktlich und vernünftig im Dienst und einige Jahre lang nachher noch war seine Carriere ganz gut und er war bei seinen Vorgesetzten gut angeschrieben. Dadurch, daß er sich aber mit einem zweifelhaften Frauenzimmer einließ, wurde er zum Verbrechen getrieben. Er veruntreute 5000 Rubel Kronsgeld und entschuldigte sich damit, er sei unterwegs von Räubern überfallen und beraubt worden. Aber als man nach der Untersuchung einige ganz unschuldige Leute verhaftete und verurteilte, konnte die ehrliche Natur Emans dies nicht ertragen. Er schrieb einen Brief an den Oberkommandierenden, worin er alles aufklärte, mit der Bitte, die unschuldig Verurteilten frei zu lassen und, wenn möglich, auch ihm zu vergeben . . . und erschoß sich.

An der Donau.

1877.

Nachdem ich in Kischinew angekommen war und mich in einem armseligen Gasthofe umgekleidet hatte, begab ich mich nach dem Hauptquartier der Armee. Der gute General Hall stellte mich den Herren Nepokoitschizky, Lewizky und anderen vor und zu meiner großen Verwunderung auch einem jungen General Skobelew.

„In Turkestan kannte ich einen Skobelew," sagte ich.

„Das bin ich."

„Sie? Ist das möglich? Wie Sie gealtert haben! Wir sind also alte Bekannte."

Skobelew hatte sich bedeutend verändert, sah reifer, männlicher aus, und hatte eine Generalshaltung und Generalsredeweise angenommen, die er aber im Gespräch mit mir bald mit einem aufrichtig freundlichen Tone vertauschte. Er war eben angekommen. Über seine beiden Georgenkreuze, die er in Turkestan erhalten hatte, wurde gelacht. Man sagte, er müsse sie erst noch verdienen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß diese letzte Phrase allgemein gefiel und wiederholt wurde, ebenso wie die Bemerkung: „Man kann diesem jungen Menschen nicht einmal eine Compagnie Soldaten anvertrauen."

Als Skobelew erfuhr, daß ich mich seinem Vater anschließen werde, bat er mich, ihn von seiner baldigen Ankunft zu benachrichtigen. Er war zum Stabschef seines Vaters, des Generals Dmitri Iwanowitsch Skobelew ernannt worden, welcher eine Kosaken-Division befehligte. Das

war kein besonderer Ehrenposten für einen Generalmajor mit dem Georgenkreuz um den Hals, welcher früher ein ganzes Gebiet beherrscht hatte.

Die Division des alten Skobelew bestand aus einem Regiment donischer und einem Regiment kubanischer Kosaken in der einen Brigade, — einem Regiment wladikawkasischer und einem Regiment osetiner Kosaken in der zweiten Brigade. Die erste Brigade kommandierte der Oberst Tutolmin, ein kluger, guter Mensch und großer Redner. Die zweite Brigade stand unter dem Oberst Wulfert, der das Georgenkreuz in Taschkent erhielt, in das er beim Sturm als erster eindrang. So sehr Tutolmin liebte, eine Rede zu halten, eben so sehr liebte Wulfert zu schweigen.

Die Regiments-Kommandeure waren, bei dem donischen: Denis Orlow ein lebhafter und sympathischer guter Kamerad, bei dem kubanischen: Kucharenko, der Sohn eines im Kaukasus bekannten Generals, der selbst das Aussehen eines tapferen Kaukasiers hatte, sich aber späterhin als reizbar und nervös erwies. Die Wladikawkasier kommandierte Oberst Löwis, ein Halbrusse und Halbschwede, der dick, rot, gutmütig und tapfer und der wahre Typus eines Kriegers war. Der Regiments-Kommandeur der Osetiner, ein Russe nach seinem Äußeren und seinem Namen, war Pankratjew.

Ich quartierte mich in einem Bauernhaus mit dem alten Skobelew ein. Er hatte eine Tarataika, (einen zweiräderigen Bauernwagen), mit einem Paar Pferden bespannt. In diesem Fuhrwerk fuhren wir morgens nach dem Auf-

bruch der Truppen ab. Wenn wir dieselben einholten, setzte Skobelew die mächtige Uniform-Pelzmütze auf, stieg aufs Pferd, ritt durch die Regimenter, begrüßte sich mit den Offizieren und Kosaken und setzte sich dann wieder in die Tarataika. Die Pelzmütze wurde unter den Sitz versteckt und eine rote Mütze hervorgezogen. Der General hatte einige Jahre zuvor den Convoi*) des Kaisers befehligt und trug die Uniform derselben. Wenn wir uns Dörfern näherten, so vergaß er nie, seinen Paletot zu öffnen und seine Tscherkeßka zu zeigen, welche mit breiten silbernen Borten gestickt war. Die Rumänen bewunderten überall den stattlichen General. Ich erinnere mich noch, wie bei einer Musterung der Kosaken vor dem Ober-Kommandierenden in Galatz der alte General mir durch seine Gestalt, sein schönes Gesicht mit großen blauen Augen und dem breiten roten Bart imponierte. Er saß auf einem kleinen Kosakenpferd, an das er angewachsen zu sein schien. Er sagte mir, er habe viel litauisches Blut in sich.

Unterwegs erzählten wir uns gewöhnlich etwas, oder der General sprach mit seinem Kutscher Mischka über ein schlecht beschlagenes Pferd, über einen schlechten Zaum oder einen Zapfen am Rad u. s. w. Meist zankte er mit ihm, schimpfte und drohte, ihn nach Hause zu schicken. Nach dem Überschreiten der Grenze aber drohte er, ihn auspeitschen zu lassen, da „jetzt andere Gesetze gelten,“ aber es blieb bei der Drohung, wie Mischka sehr wohl wußte. Später, nach Ankunft seines Sohnes, Michael Skobelew, war es oft schwer, zu unterscheiden, von wem

*) Die tscherkessische Leibwache.

der Alte sprach, von Mischa, seinem Sohne, oder Mischka, dem Kutscher*)

Gewöhnlich fuhren wir den Truppen weit voraus. Unterwegs wurde eine gute Stelle zur Rast für die Division ausgewählt nnd wir machten Halt. Wenn Bauernhöfe in der Nähe waren, wurde frische oder saure Milch geholt und sobald die Offiziere eintrafen, wurde kalt gefrühstückt.

Ich vergaß noch drei beständige Mitglieder unserer Gesellschaft zu erwähnen: Den Kapitän vom Generalstab Sacharow, mit einem breiten Gesicht von stark tatarischem Typus, der bei der Division als Stabschef fungierte, einen sehr scharfsinnigen Menschen, — dann den Stabsrittmeister Derfelden, einen Adjutanten des Ober-Kommandierenden, der denselben bei der Division vertrat, eine prächtige, russische Natur, ungeachtet seines deutschen Namens, — und endlich den Stabsrittmeister von den Kürassieren von Gatschina, Lukaschew, der als Stabsadjutant fungierte, wenn ich nicht irre.

Bei der Division befand sich auch Kosaken-Artillerie, aber der Kommandeur der Batterie hielt sich meistens abgesondert zu seinen Offizieren. Die Regiments-Kommandeure der zweiten Brigade, sowie auch Wulfert, waren selten bei uns, weil sie einen Tagemarsch hinter uns marschierten und erschienen beim General nur dann, wenn sie uns an einem Rasttag einholten.

Unsere Frühstücke auf dem Felde unter den Bäumen

*) Der Russe liebt es, allen Taufnamen noch eine vertrauliche Form zu geben. Mischa ist die vertrauliche Form von Michael und Mischka ist das Diminutiv von Mischa, heißt also etwa „Michelchen.“

oder unter dem Vordach eines rumänischen Bauernhauses waren sehr lebhaft und heiter. Nach der Rast ertönte das Signal zum Aufbruch, wir bestiegen wieder unsere Tarataika und hinter derselben setzten sich die Truppen in Bewegung.

Zuweilen hielten wir unterwegs an, wenn uns Bauern oder ein Bauernweib begegneten, um sie zu befragen und mit ihnen zu plaudern, wobei wir selbst nicht wenig lachten über unsere Anstrengungen, uns verständlich zu machen.

„Sie verstehen es nicht,“ sagte mir einmal der Alte, „warten Sie, ich werde es ihnen begreiflich machen.“ Und wirklich erhielt er zuweilen eine Antwort. Einmal lenkten wir eine Hammelherde vom Wege ab, welche beim Anblick des Generals anfangs in Schrecken geriet, dann aber sich von unseren friedlichen Ansichten überzeugte. Skobelew wollte einen Hammel kaufen. Er streckte die Arme nicht weit von einander aus und machte mit dünner Stimme: „Bäh, bäh!“ Der Bauer verstand dies, verkaufte uns den Hammel und lachte noch lange hinter uns. Wir fuhren den Hammel im Wagen weiter, aber er führte sich so schlecht auf und beschmutzte uns, daß er zum Train versetzt wurde.

Nach Ankunft der Division an der vorherbestimmten Stelle, wurde in einem Bauernhause, in dem der Alte sich einquartierte, Mittagessen bereitet. Es war die Bestimmung getroffen, daß der General den Mundvorrat und den Koch, Tutolmin den Wein, Sacharow Thee und Zucker stellte. Mir wurde vorgeschlagen, für die Süßigkeiten, d. h. Rosinen, Mandeln, Nüsse u. s. w. zu sorgen. Skobelew bereitete immer selbst den Salat, wobei infolge beständigen

Probierens sein ganzer Bart sich mit Salatblättern bedeckte. Nach dem Mittagessen, vor dem Thee, unterhielt man sich mit Gespräch und Scherzen, zuweilen wurden auch Lieder gesungen, welche der General mit seinem Baß begleitete. Den Gesang liebte Tutolmin sehr, er zog die Töne gefühlvoll in die Länge und schloß wonnig die Augen. Wir legten uns früh schlafen, da man sehr früh aufstehen mußte.

Einmal hatten wir uns an einem Rastplatz eben schlafen gelegt, als einige Schüsse ertönten, auf welche allgemeiner Allarm folgte. Ich kleidete mich hastig an und fragte Skobelew, was das sein könne.

„Die Türken,“ antwortete er.

In wenigen Minuten war die Division auf den Beinen. Mein Kosak hatte den Zaum meines Pferdes verloren, weshalb ich erst ganz zuletzt ausreiten konnte. Es herrschte dichte Finsternis. Nachdem ich über einige Gräben geritten und beinahe vom Pferde gefallen war, erreichte ich die schon aufgestellten Truppen. Ich hörte halblaute Stimmen: „Wo ist die Artillerie? Die Artillerie hierher, die Kubaner zur Rechten!“ Dann rief die Stimme des Generals: „Wassili Wassiljewitsch! Wo ist Wassili Wassiljewitsch?“ Ich schloß mich dem Stabe an.

Patrouillen wurden ausgesandt und bald ergab es sich, daß ein jüdischer Marketender, welcher in der Nähe übernachtete und sich in der Finsternis fürchtete, sich durch einige Revolverschüsse Mut machen wollte. Die Kosaken, besonders Orlow, baten um die Erlaubnis, diesen Helden tüchtig durchzupeitschen, welcher die ganze Division im Schlafe gestört hatte. Aber ich trat für ihn ein und schlug

vor, ihm nur für jeden Schuß einen Peitschenhieb zu geben. Das wurde angenommen und der Missethäter erhielt nur drei Peitschenhiebe, aber wahrscheinlich sehr gesunde.

In großen Dörfern übernachteten die Kosaken in den Häusern, auf dem freien Felde aber in Zelten. Im allgemeinen benahmen sich die Truppen gut, obgleich es nicht ohne Klagen abging. Da hatte ein Kosak eine Gans gestohlen, dort hatten die Soldaten einen Hammel so flink abgestochen und aufgegessen, daß nicht Haut, nicht Knochen zu finden waren. Es kamen auch Klagen vor, obgleich selten, daß ein Kosak „ein Weib angerührt habe."

Wir marschierten mit großer Vorsicht, wie im Feindesland mit Patrouillen auf den Flanken, welche Skobelew seine Augen nannte. Obgleich einige Offiziere dieser Vorsicht spotteten, so war sie doch wohl nicht überflüssig, da man sich nicht darauf verlassen konnte, daß nicht eine Horde Tscherkessen in einer dunklen Nacht über die Donau setzte und in der ganzen Umgegend Schrecken verbreitete. Obgleich wir noch weit von der Donau entfernt waren, befanden sich doch die Einwohner in großer Besorgnis infolge der beständigen Gerüchte, daß der Feind bald da bald dort über die Donau herübergekommen sei.

Die Offiziere und Kosaken führten ein sehr ruhiges Leben, es kamen weder große Trinkgelage, noch starkes Spiel vor. Ich erinnere mich nur eines Trinkgelages bei Kucharenko, dem Oberst des kubanischen Kosakenregiments, welcher irgend etwas, vielleicht seinen Geburtstag, feierte. Orlow erschien mit einem halben Dutzend Flaschen von gutem donischen Champagner, den letzten, wie er versicherte,

dann aber erschien noch ein halbes Dutzend, das allerletzte und beinahe wäre ein drittes allerletztes hervorgeholt worden.

Von großem Interesse bei dieser Feier war das längst angekündigte Fohlenfleisch, mit welchem Kucharenko uns bewirten wollte. In Turkestan hatte ich einmal Pferdefleisch gegessen, aber noch niemals Fohlenfleisch.

Es wurde aufgetragen. „Meine Herren," sagte Kucharenko, „bedienen Sie sich, hier ist das Fohlen." Auf der Platte lagen mächtige Koteletten, Rippstücke mit etwas bläulichem Fleisch. Alle versuchten es. Mir gefiel das Fleisch, den meisten aber nicht. Einige aßen wenig und manche ließen es ganz stehen.

Eine zweite Platte wurde aufgetragen. „Den Herren, welchen Fohlenfleisch nicht schmeckt, ist vielleicht Hammelfleisch gefällig," rief der Wirt. Man machte sich an das Hammelfleisch.

„Das ist etwas anderes, das ist doch Fleisch!" sagten Sacharow und andere.

Als alles aufgegessen war, erhob sich Kucharenko wieder und rief: „Nehmen Sie vorlieb, meine Herren, beide Platten waren Fohlenfleisch."

Ich hatte kein Pferd, kein Fuhrwerk und das alles mußte ich anschaffen. Es wurde entschieden, das alles werde mir der Rittmeister W. von den kubanischen Kosaken besorgen, welcher immer und überall alles zu erlangen verstand. Der General machte mich mit ihm bekannt.

„Das läßt sich machen," erwiderte dieser. Und schon am andern Tage erhielt ich einen Fuchs, ein gutes Pferd,

das zwar auf einem Auge den Star hatte, aber mit dem andern gut sah. Es kostete nur 70 Rubel, was bei damaligen Pferdepreisen nicht teuer war.

Später verschaffte mir W. in Bukarescht ein Fuhrwerk mit einem Pferd für 400 Franken, von einem russischen Ansiedler, einem Skopzen.*) Für mein Fuhrwerk gab mir Skobelew einen donischen Fußkosaken, Iwan, und für meine Pferde einen jungen Osetiner, Namens Kaitow.

Bald traf der junge General Skobelew bei uns ein und vor ihm kamen seine Pferde an. Das eine, das ihm sein Vater geschenkt hatte, eine englische Vollblutstute, war schon ziemlich alt und hatte steife Beine, das andere, ein weißer Hengst von persischer Abstammung, hatte einige gute Züge, war aber im ganzen beinahe ein Ungeheuer. Das dritte Pferd war ein goldglänzender Turkmene aus Chiwa, aber lange nicht das beste turkmenische Pferd.

Von dem jungen General hatte man in der Division schon gehört, und ich wurde als sein Bekannter oft gefragt, was er für ein Mensch sei. Ich sagte Allen, er sei ein tapferer, tüchtiger Offizier.

Die Beziehungen zwischen Vater und Sohn waren freundschaftlich, aber es schien mir, daß dem Alten das Georgenkreuz dritter Klasse seines Sohnes nicht ganz angenehm sei, da er selbst nur die vierte Klasse besaß. Dabei sprach der Alte, als früherer Kaukasier meist ironisch von den kriegerischen Verdiensten seines Sohnes in Turkestan.

*) Die Skopzen bilden eine Sekte, die von der herrschenden Kirche abfiel, mit teilweise ungeheuerlichen Gebräuchen.

Die dortigen Kämpfe nannte er den Hammelkrieg. Bei Tisch mußte ich einmal für den jungen General stark eintreten, worüber der Alte sogar verdrießlich wurde. Im allgemeinen wurde unser ruhiges patriarchalisches Feldleben durch den jungen General mit seinen kriegerischen Erzählungen und besonders mit seinen Plänen und Vorschlägen für den bevorstehenden Feldzug etwas gestört.

Der junge Skobelew entwarf eine große Menge von Plänen zum Übergang über die Donau, sowohl der ganzen Armee, als einzelner Teile, und zu Überfällen der türkischen Vorposten, Batterien u. s. w. Und diese Pläne teilte er bald diesem, bald jenem der älteren Offiziere geheimnisvoll mit, wodurch er viele ganz konfus machte. „Er ist ein Sonderling," sagte mir S., „fast jede Stunde hat er einen neuen Plan. Dann faßt er einen am Arm und fängt an: „Wissen Sie, was ich Ihnen sagen will?" und darauf folgt dann solch ein Unsinn!"

Da ich Skobelew aufrichtig zugethan war, riet ich ihm, zurückhaltender und vorsichtiger zu sein. Es interessierte ihn sehr, zu wissen, welchen Eindruck er auf die Truppen machte. Ich sagte ihm, seine Jugend, seine Gestalt, seine Georgenkreuze u. s. w. haben unstreitig eine gewisse Ehrfurcht hervorgerufen, aber er solle sich hüten, diesen Eindruck zu vernichten, indem er alle mit seinen Projekten langweile, so sehr sie ihm selbst auch praktisch und ausführbar erscheinen mögen. Er dankte mir lebhaft dafür. „Das ist der Rat eines wahren Freundes," sagte er.

Als wir Bukarescht erreichten, betraten wir, der Konvention zufolge, nicht die Stadt selbst. Der Oberst

Bobrikow, unser früherer Militäragent in Konstantinopel, kam uns mit einigen rumänischen Offizieren entgegen und führte uns um die Vorstädte herum. In der einen derselben, auf der Seite nach der Donau zu, quartierten wir uns ein. Man war in der Division sehr unzufrieden darüber und fand die Bedingung, nicht durch die Stadt zu ziehen, sehr beleidigend. Doch darüber konnte man anderer Meinung sein.

Kaum hatten wir uns eingerichtet, als dem alten Skobelew mitgeteilt wurde, der Ober-Kommandierende sei auf der Durchreise in Bukarescht und wohne im Hause des Konsuls Stewart. Der ehrenwerte General freute sich darüber so sehr, während er im Bett saß, daß er die Beine ganz vertikal in die Höhe hob. Er ritt mit seinem Fähnchen aus blauer Seide mit einem großen weißen Kreuz, das in Rumänien der Division voranging, zum Ober-Kommandierenden und hatte mit ihm eine Besprechung über einen Umstand, welcher ihn dann beinahe um das Kommando der Division gebracht hätte.

Ich fuhr mit dem jungen Skobelew zur Stadt und ich gestehe, ich schämte mich etwas seiner Gesellschaft, denn den uns begegnenden Damen, besonders den hübschen, zeigte er die Zunge.

Skobelew war der Unthätigkeit überdrüssig. Es war klar ersichtlich, daß man ihm kein selbständiges Kommando anvertrauen wollte, und er grämte sich stark darüber, daß er nicht in Turkestan geblieben, wo jetzt einem Gerücht zufolge eine Demonstration gegen England vorbereitet wurde. Der Gedanke an einen Feldzug nach Indien ließ ihm keine Ruhe.

„Wir sind beide Dummköpfe gewesen, daß wir hierher

gekommen sind," sagte er zum Kapitän Maslow, der mit ihm zusammen den Dienst in Turkestan verlassen hatte und sich sehr zurücksehnte. Ich riet dem jungen General, das Murren zu unterlassen.

„Wir werden warten, Wassil," sagte er, „ich verstehe zu warten und erreiche mein Ziel." Maslow riet ich, sein Schicksal mit dem Skobelews zu verbinden, welcher wirklich verstehe, seine Stelle einzunehmen. Es ist nur schade, daß es so spät geschah und daß seine Jugend solange ihm ein Hindernis war, und einem solchen Traber nicht freier Lauf gelassen wurde. Der Ausgang des Feldzuges wäre ein anderer gewesen.

Der alte Skobelew bewirtete uns alle mit einem Diner im Gasthaus Huck, in welchem auch ich mich während unserer Rast in Bukarescht aufhielt. Der Gasthof ist gut und nicht teuer und machte zu dieser Zeit vortreffliche Geschäfte. Es gab übrigens wahrscheinlich keinen Menschen in Bukarescht, welcher nicht auf die eine oder andere Weise von den Russen Gewinn zog. Die Schenkwirte und Gastwirte machten sich wahrscheinlich Vermögen, während dieser lebhaften Zeit.

In Bukarescht wurde ich mit dem Oberst Parenzow bekannt, dem früheren Stabschef unserer Division, dessen Pflichten S. versah. Jetzt hatte er eine andere Stellung und augenscheinlich nicht den Wunsch, sich an uns anzuschließen.

Da ich verpflichtet war, für unsere Tischgesellschaft die Süßigkeiten zu stellen, durchlief ich alle Läden in der Stadt, aber außer schmutzigen Rosinen und Pflaumenmus konnte ich nichts finden — alles war verkauft. So be-

schämend es war, mußte ich doch die guten Kameraden mit diesem ekelhaften Zeug bewirten. Nach zweitägiger Rast marschierten wir weiter in der alten Ordnung. Den einen Tag marschierten die Donischen, am andern Tage die Kubanischen voran, meist unter Gesang und Kosakenmusik, welche nicht immer harmonisch, aber laut und ermutigend klang. Bei der Erwähnung dieser Musik, erscheint in meiner Erinnerung ein Offizier, der die Musik im kubanischen Regiment leitete, dessen Namen ich aber vergessen habe, ein stattlicher schöner Mann von mächtigem Wuchs. Er dirigierte persönlich die Musik durch Paukenschläge, und was für Paukenschläge! Man konnte sie nur aus ehrerbietiger Entfernung anhören.

Wie früher übernachteten die Truppen, wenn wir Ortschaften erreichten, in den Häusern, und, wo diese fehlten, unter Zelten, wenn nur Wasser in der Nähe war. Für uns fanden wir immer ein Häuschen, bald ein Bauernhaus, bald ein Herrenhaus. Zuweilen besuchte ich mit dem alten General die Gutshöfe in der Nachbarschaft, wo man uns in Abwesenheit der Herrschaft alles zeigte und uns mit eingekochten Früchten und dem unvermeidlichen Glas Wasser bewirtete. Einmal hatten wir Quartier in einem großen, sehr geräumigen und bequemen Herrenhause, die Truppen aber waren in dieser Nacht schlecht gebettet. Soviel man auch suchte, es war kein geeigneter, trockener Fleck zu finden und die Kosaken waren genötigt, ihre Zelte auf morastigem Boden aufzustellen. Zum Unglück war das Wetter feucht, beständig fiel ein dünner Sprühregen. Und hier beschuldigte man den Anführer, daß ihm mehr an einem guten Quartier für sich, als an einem guten Lagerplatz für die Truppen gelegen sei.

Von hier aus wurde der alte General für einige Zeit in das Hauptquartier berufen. Während seiner Abwesenheit übernahm sein Sohn das Kommando. Wie war er erfreut, durch die Kosakenregimenter zu reiten und sie zu begrüßen: „Seid gesund, Brüderchen!“ Er hatte sich schon über mich beklagt, als ich ihn von seinem Vorhaben abhielt, sich wieder nach Turkestan versetzen zu lassen: „Glauben Sie, Wassil, es falle mir leicht, daß ich nicht das Recht habe, die Truppen zu begrüßen, nachdem ich Regimenter ins Gefecht geführt und ein ganzes Gebiet kommandiert habe?“

Die Kosaken bemerkten den Unterschied zwischen Vater und Sohn. „Solch einen Kommandeur müßten wir haben,“ sagten sie. Der Alte erfuhr das und wurde zornig.

„Diese Stelle kann er nicht haben, weil ich darauf bin,“ sagte er zu mir.

Ich weiß nicht, warum alle den alten Skobelew Pascha nannten. S. nannte ihn sogar „Rülpspascha,“ weil er oft lautes Aufstoßen hatte.

Der junge Skobelew überzeugte sich von der Güte der Nahrung der Soldaten und erkundigte sich nach manchen Gebräuchen bei den Truppen. Das wurde den Soldaten sogleich bekannt und machte den jungen General beliebt. Ich erinnere mich, daß er so nervös war, daß er jeden Augenblick dem Pferde die Sporen gab und am Zügel riß. Ich sagte ihm, er solle das wenigstens vor den Kosaken nicht thun, welche alles bemerken.

Bald kamen wir nach Frateschti an der Eisenbahn, von wo aus die Donau in der Ferne wie ein silbernes Band in der Sonne glänzte. Da die Division sich längs des Flusses aufstellen sollte und vom Übergang über den-

selben noch nicht die Rede war, so kam ich auf den Gedanken, für kurze Zeit nach Paris zu reisen, wenn es erlaubt werde. Unterwegs waren einige meiner Malgerätschaften verdorben worden, bei einem Fall wurden die Farben zerquetscht und die Leinwand zerknittert. Ich mußte entweder schnell neue verschreiben, oder selbst darnach fahren. Ich zog das Letztere vor und nachdem ich Skobelew davon Mitteilung gemacht hatte, fuhr ich an demselben Tage zur Station und von da über Bukarescht nach Plojeschti, wo sich damals das Hauptquartier befand. Der Ober-Kommandeur entließ mich freundlich und riet mir, nur vorsichtig in Gesprächen zu sein.

Nach zwanzig Tagen kehrte ich zurück. Das Hauptquartier war um diese Zeit sehr belebt und geräuschvoll, da der Kaiser schon bei der Armee eingetroffen war. An demselben Abend noch fuhr ich nach Giurgewo, wo Skobelew mit seiner Division stand, und am folgenden Morgen wurde ich durch Kanonendonner aufgeweckt. Ein Kosak war vom General abgesandt worden, um mich zu ihm zu berufen, da die Türken Giurgewo bombardierten.

Ich ritt an das Ufer der Donau. Es war ein prachtvoller, sonnenheller Tag. Ruschtschuk mit seinen Festungswerken, seinen weißen Minarets und dem fernen Lager, lag wie auf der Hand vor uns.

Der alte Skobelew mit seinem Stabe saß unter dem Vordach eines Hauses, dem Flusse gegenüber. Die Türken bombardierten, wie es sich bald erwies, nicht die Stadt, sondern Handelsschiffe, welche bei der Stadt zwischen dem Ufer und einer kleinen Insel versammelt waren, und auf

welchen, wie die Türken meinten, unsere Truppen übersetzen wollten. Es waren sonderbare Barken, Bauwerke aus dem vorigen Jahrhundert und die Türken mußten eine sehr schlechte Meinung von unseren Mitteln zum Übergang über den Fluß haben, wenn sie glaubten, daß wir auf diesen Galeeren übersetzen wollten.

So lange der Feind sich noch nicht eingeschlossen hatte, fielen einige Granaten in die äußersten Häuser der Stadt und verursachten einen großen Spektakel. Alles stürzte mit Kram aller Art in den Händen heraus und lief nach dem anderen Ende der Stadt. Ich ging auf ein Schiff, und ließ mich auf dem mittleren derselben nieder, um einerseits den Wirrwarr in den Häusern, und andererseits das Niederfallen der Granaten zu beobachten. Eine Granate, und darauf eine zweite schlug in ein langes Gebäude ein, eine Art Magazin, das jetzt von einer halben Schwadron kubanischer Kosaken bewohnt war. Nach der ersten Granate nahmen sie ihre Sachen auf, aber als die zweite durch das Dach schlug, krochen sie wie Tarakanen heraus und liefen mit gesenkten Köpfen, mit einer Hand den Dolch, mit der andern die Pelzmütze haltend, längs der Mauer auf die Straße heraus.

Einige Granaten fielen auf den Sand am Ufer und warfen ganze Erdmassen in Form von Blumensträußen oder von Blumenkohl in die Höhe, in deren Mitte Steine und Erdschollen trichterförmig mit aufflogen. Über diesen Bouquettes bildete sich eine dichte weiße Rauchwolke.

Die Granaten fielen ganz nahe bei mir nieder. Als die Türken sich eingeschossen hatten, fielen nur wenige Geschosse ans Ufer, die meisten schlugen in die Schiffe ein, oder in das Wasser, zwischen oder vor denselben. Zweimal

wurde die Barke getroffen, auf der ich stand, ein Geschoß traf das Vorderteil, das andere die Mitte und warf unter dem Deck alles durcheinander, wobei die Explosion einen höllischen Lärm und Spektakel machte. Dadurch wurden zwei Hündchen auf das obere Verdeck getrieben, welche vergnügt miteinander spielten, und nur beim Platzen einer Granate stehen blieben, die Ohren spitzten, dann aber weiter spielten.

Am interessantesten war es, wenn eine Granate ins Wasser fiel, wodurch eine mächtige Fontaine in die Höhe getrieben wurde.

Wenn sich in der Ferne ein Wölkchen zeigt, so wird man von einem ängstlichen Gefühl befallen. „Gleich wird sie an der Stelle einschlagen, wo du stehst," denkt man, „sie wird dich verstümmeln, ins Wasser werfen und niemand wird wissen, wo du geblieben bist."

Die Türken feuerten 50 Granaten ab, worauf sie das Feuer einstellten. Das Resultat des Bombardements war sehr unbedeutend.

„Wo waren Sie denn?" fragte man mich. „Wie konnten Sie eine so interessante Gratisvorstellung verscherzen!"

„Ich habe alles besser als Sie gesehen, denn ich war die ganze Zeit über auf dem Schiff."

„Nicht möglich!" erwiderten alle einstimmig.

„Kommen Sie mit, wir wollen die Havarie besehen," sagte Skobelew.

Wir gingen auf die Schiffe, besichtigten die Schußlöcher, aber die Hündchen waren nicht mehr da. Vielleicht hatten sie sich aus Angst verborgen, oder sie waren ins Wasser geworfen worden.

Ich blieb nicht ungestraft für meine Beobachtungen. Einige glaubten einfach nicht daran, daß ich mich im Centrum der Zielscheibe befunden hatte, andere nannten das unnütze Prahlerei und niemand dachte daran, daß gerade diese Beobachtungen der Zweck meiner Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatze waren. Hätte ich meinen Farbenkasten bei mir gehabt, so hätte ich einige Explosionen skizziert.

Unsere Division stellte längs der Donau auf eine lange Strecke, Vorposten aus. Auf dem linken Flügel in Malorosch lagen die donischen Kosaken Orlows, in der Mitte, bis zum Dorfe Klein Dischos die Kubaner und weiterhin, bis zum Dorfe Petroschan die Osetiner. Zuerst ritt ich zu den Donischen nach Malorosch. Sie hatten einen musterhaften Wartturm erbaut, welcher die Türken so reizte, daß sie anfingen, die Kosaken zu beschießen.

Dieses gefiel aber Orlow schlecht, die Granaten fielen in die Pferdekoppel und erschreckten die Pferde so, daß sie sich lange nicht wieder beruhigten. Man versuchte, mit unserer Kosaken-Artillerie darauf zu antworten, aber diese Geschütze trugen nicht so weit, und um sich nicht zu blamieren, wurde das Feuer eingestellt. Während meiner Anwesenheit im Lager verfertigten die Kosaken unter Anleitung von Sappeuren Faschinen. — Ich besuchte Grekow und andere mir bekannte Offiziere. Grekow blühte und glühte wie gewöhnlich nach dem Rotwein.

Bei Giurgewo wurden Batterieen aufgeführt. Ich ging mit den beiden Skobelew dorthin, um beim Bau zuzusehen. Der Alte sagte einem Sappeur-Offizier, er habe die Decke über den bombensicheren Räumen zu leicht gemacht. Das junge Offizierchen legte stutzerhaft die Hand an den Mützenschirm und erwiderte: „Für die Türken ist's genug, Excellenz." Bald erwies es sich, daß diese Schätzung keineswegs richtig war.

Etwas weiter von der Stadt entfernt, beim ersten Dorfe Slobodse wurde noch eine Batterie aufgeführt, für Belagerungsgeschütze, welche neun Kilometer weit tragen sollten. Dort arbeitete der unternehmende Oberst Pluschtschinsky.

Im Städtchen Giurgewo nahm das Leben seinen gewöhnlichen Verlauf. Stellenweise war es noch lebhafter als gewöhnlich. Zwar waren viele davon gezogen, aus Furcht vor einem Bombardement, und besonders die Häuser am Ufer standen leer. Aber weiterhin, im Innern der Stadt, auf den Plätzen und in den Straßen herrschte immer ein starkes Gedränge, der Handel ging lebhaft, Gasthöfe und Schenken waren überfüllt von Offizieren, welche zechten und schwärmten, sowohl einzeln als in ganzen Gruppen, mit Vertreterinnen des schönen Geschlechts, oder ohne solche. Dieses Treiben wurde immer schrankenloser, bis zum Vergessen des Anstandes. Ich erinnere mich, wie ich einmal abends mit Skobelew und anderen Offizieren in ein Gasthaus ging, um zu speisen. Dort trafen wir eine betrunkene Gesellschaft von Offizieren an, welche Säbel, Mützen und sogar Röcke abgenommen und

den Mädchen umgelegt hatten, welche mit ihnen zechten. Das geschah im öffentlichen Saal.

Unsere Jugend, der erwähnte S., L. und andere, besuchten oft einen Garten, wo Harfenistinnen spielten, und erzählten Skobelew so viel davon, wie angenehm man dort die Zeit verbringen könne, daß der Alte sich vornahm, die Sache auf einem Umwege sich anzusehen, um nicht die Würde eines Divisionsführers durch einen offenen Besuch dieses Paradieses zu kompromittieren. Man sah, wie er näher schlich und über den Zaun in den Garten blickte. Alles lachte über ihn, aber er leugnete die Sache ab und versicherte, das müsse jemand anderes gewesen sein.

Schon in Bukarescht war ich bei dem jungen Skobelew mit dem bekannten Korrespondenten der Daily News, Mac Gahan bekannt geworden und später sah ich in Giurgewo auch Forbes, welcher zum Stab der Division mit irgend einer Mitteilung gekommen war. Ich allein sprach englisch und bemühte mich, als Dolmetscher den kalten Empfang, den er bei uns fand, zu mildern. Um nicht einer zu lebhaften Teilnahme für die „treulosen Engländer" beschuldigt zu werden, vermied ich es, beim Begegnen auf der Straße mich in ein Gespräch mit ihnen einzulassen, obgleich ich gestehen muß, daß ich mir darüber Vorwürfe machte. Es war ersichtlich, daß Forbes das allgemeine Mißtrauen gegen sich fühlte und sich bemühte, sich angenehm zu machen.

Der Divisions-Kommandeur quartierte sich in einem kleinen Häuschen am Ufer ein, wo wir uns alltäglich zum Mittagstisch versammelten. Dort vereinigte sich mit uns auch Fürst Zertelew, der frühere Sekretär unserer Gesandtschaft in Konstantinopel, welcher jetzt als Unteroffizier bei den kubanischen Kosaken eingetreten und dem alten Skobelew beigegeben worden war. Der junge Skobelew war selten bei uns, obgleich er Stabschef der Division war. Meist war er in Bukarescht, hauptsächlich angezogen von den Damen aller Nationalitäten, welche aus ganz Europa dort zur Ernte zusammenströmten. Welches Leben, welches tolle Treiben herrschte jetzt in dieser Stadt! Von dem Fähnrich an, welcher zum erstenmal in seinem Leben 300 Rubel in der Tasche hatte, bis zum Intendanten, welcher Zehntausende verschwendete, drehte sich alles wie in einem Wirbel und ließ der slavischen Natur freien Lauf. Es wurde geschwärmt, gegessen, getrunken, — hauptsächlich getrunken.

Bald hatte der junge General keinen Groschen mehr in der Tasche, und er sah sich um, wo Geld zu bekommen wäre. Natürlich versuchte er auch, seinen Vater zu rupfen, welcher mit Geld nicht voreilig oder freigebig war. Einmal, als der junge Skobelew zum Alten nach Geld sandte, gab ihm dieser vier Goldstücke, worüber der Sohn außer sich geriet.

„Das ist nicht soviel, als ich einem Diener Trinkgeld gebe," sagte er zornig. Aber, um die Wahrheit zu sagen, in dieser stürmischen Zeit hätte er nirgends Geld bekommen.

Oft ging ich mit dem alten Skobelew in den Alleen auf dem Boulevard spazieren. Einmal sagte er mir:

„Kommen Sie mit, wir wollen sehen, wie man einen Spion abführt.“ Wir setzten uns auf eine Bank gegenüber dem Hause, in das Oberst Parenzow und der Adjutant des Ober-Kommandierenden eintraten. Vor der Vortreppe und zu den Seiten derselben wurden je zwei Soldaten aufgestellt. Lange warteten wir, und ich wollte schon hineingehen, um die Procedur des Verhörs und der Durchsuchung anzusehen, aber Skobelew hielt mich zurück.

Endlich erschienen sie auf der Vortreppe, der Spion ging voran, die Hände in den Rocktaschen, mit gleichgültiger Miene, als ob er sagen wollte: „Das geht mich nichts an, ich bin unschuldig.“ Aber als er die Soldaten erblickte, schien er den Ernst der Sache zu begreifen. Einige Augenblicke blieb er stehen, holte tief Atem und stieg die Stufen hinab.

Das war ein österreichischer Baron K. Ob er wirklich ein Spion war, weiß ich nicht, wahrscheinlich aber hat man etwas Verdächtiges bei ihm gefunden, da er nach Sibirien verschickt wurde, von wo er jedoch nach kaum zwei Monaten zurückkehrte.

Schon im Hauptquartier vor meiner Abfahrt nach Paris hatte ich den Lieutenant Skridlow, von der Garde-Equipage*) getroffen. Er war eben im Begriff, eine Rekognoszierung der Donau vorzunehmen und forderte mich auf, ihn nach Klein-Dischos zu begleiten, wo die Donau-Abteilung der Garde-Equipage lag. Er teilte mir auch mit, daß er Vorbereitungen treffe, einen der türkischen

*) Zur Marine gehörig.

Monitore mit seinem Minenboot anzugreifen und forderte mich auf, ihn dabei zu begleiten. Ich nahm die Einladung unter der Bedingung an, daß er mir sein Ehrenwort gebe, mir eine Explosion zu zeigen. Die Gelegenheit war einzig und ich durfte sie nicht verscherzen.

Bald nach der Rückkehr von Giurgewo besuchte ich die Seeleute, welche in dem Teil des Dorfes wohnten, der vom Ufer mehr entfernt war, um das Dynamit und das Pyroxylin, woraus sie ihre Pasteten machten, nicht dem türkischen Feuer auszusetzen.

Skridlow war gleichzeitig mit mir in der Marineschule gewesen, in einer um zwei Jahre jüngeren Klasse. Wir machten zusammen eine Fahrt auf der Fregatte Swetlana. Als ich Feldwebel in der Garde-Marinecompagnie war, stand er unter meinem Kommando, und ich erinnere mich, wie ich den armen Kerl auszankte, besonders wegen seines beständigen Sprechens und Flüsterns in der Front, das er sich bei der Lebhaftigkeit seines Charakters nicht abgewöhnen konnte.

Ich quartierte mich bei ihm und seinem Gefährten Podjapolsky in ihrem Häuschen am Ende eines großen schmutzigen Platzes ein. Zuweilen speisten wir im allgemeinen Offiziersspeisehaus, meist aber kochten wir selbst etwas zu Hause. Zur Bedienung hatten wir einen Matrosen, einen guten Kerl, der uns mit seinem unbeholfenen Wesen zum Lachen brachte. Wir schliefen unter dem Vordach des Häuschens, unter Segelleinwand, da die Ameisen zu dieser Jahreszeit, Ende Mai, sehr bösartig waren.

Vom ersten Tag an wurde ich durch Wort und That in das große Geheimnis der beiden Kameraden eingeweiht. Als nämlich die Gardeequipage von Petersburg ab-

marschierte, hatte der Besitzer des bekannten englischen Magazins, der ihr Lieferant gewesen war, der Abteilung auf den Weg eine Kiste Sherry gewidmet, welche Skridlow nach der Donau zu schaffen übernahm. Er schaffte sie auch wirklich dahin. Aber außer Podjapolsky erfuhr niemand etwas von dieser Kiste. Die Freunde betranken sich oft in dem Sherry, der nicht schlecht war, und bewirteten auch zuweilen ihre Gäste, natürlich nur solange, bis die Anderen von dem Streich erfuhren und ihnen die Kiste abnahmen, nachdem sie jedoch bedeutend erleichtert worden war, da Skridlow und Podjapolsky keine schlechten Trinker waren.

An demselben Platz wohnte auch der Chef der ganzen Minenabteilung, der Kapitän ersten Ranges Nowikow, ein sehr tapferer Offizier, der schon im Krimkrieg mit dem kleinen Georgenkreuz geschmückt worden war. Zum erstenmal sah ich ihn beim Mittagessen bei einer höheren Persönlichkeit in der Armee, welche ihn fragte, wofür er das Kreuz erhalten habe.

„Pulvermagazin gesprengt,“ erwiderte Nowikow mit einem so tiefen Baß, daß alle erstaunt waren. Wir tranken bei ihm Thee, hörten und beobachteten mit Interesse seine Worte und Anordnungen und suchten daraus zu erraten, ob das lang erwartete Auslegen der Minen in der Donau bald beginnen werde, zum Schutz des Überganges, welcher unmittelbar darauf erfolgen sollte.

Nowikow war unermüdlich, tapfer und verständig und hatte nur zwei bemerkbare Mängel: Erstens betäubte er alle ohne Ausnahme durch seine Kanonenstimme, zweitens nannte er die Minen immer Bomben. Doch das

wurde gern von allen verziehen, wegen seiner Gutherzigkeit und seines einfachen Wesens.

Einige Male begleitete ich Skridlow bei der Ausführung verschiedener Aufträge, die er erhalten hatte. Wir fuhren natürlich nachts die Donau entlang, um Bojen zur Bezeichnung des Weges für die Minenboote beim Auslegen der Minen auszusetzen. Die Donau war noch stark angeschwollen und auf dem überschwemmten, niedrigen Ufer konnten die Minenboote nicht überall durchkommen, da einige derselben ziemlich tief gingen. Man mußte durch Bojen das Fahrwasser eines Flüßchens bezeichnen, das in die Donau mündete. Auf diesem Flüßchen wollte man mit den Minen hinausfahren.

Da befohlen war, die Türken nicht zu beunruhigen, ihre Aufmerksamkeit nicht durch Arbeiten zu erregen, und wenn möglich ihre Wachsamkeit einzuschläfern, so fuhren wir erst bei Eintritt der Dunkelheit ab. Gegen Morgen waren alle Bojen ausgelegt, aber die Reinigung des Fahrwassers, das an der Mündung mit soliden Pfählen eingefaßt war, kostete viele Mühe und konnte dieses Mal nicht beendigt werden. Nachdem wir einstweilen einen kleinen Ausgang für die Boote hergestellt hatten, fuhren wir in die Donau hinaus, eigentlich aus Prahlerei und dann auch, um zu untersuchen, ob Türken auf der Insel seien, oder nicht. Leise und kaum die Ruder ins Wasser tauchend, fuhren wir längs des dichten Weidengebüsches hin, bei jedem plötzlichen Geräusch, dem Plätschern eines Fisches, dem Schrei eines Nachtvogels, fuhren wir zusammen. Wir legten an der Insel an, gingen umher und überzeugten

uns, daß keine Türken darauf waren, obgleich sie augenscheinlich vor kurzem dort gewesen waren, und Gras gemäht hatten. Dann fuhren wir über die Donau, das türkische Ufer war ganz nahe. Der Strom war so stark, daß es schwer war, vorwärts zu kommen, und um die Leute nicht unnötig zu ermüden, und nicht die Aufmerksamkeit des Feindes zu erregen, kehrte Skridlow um. Gegen Morgen waren wir zu Hause. Der Midshipman Nilow, Skridlows Gehilfe, welcher diesmal uns begleitet hatte, fuhr nun in der folgenden Nacht aus, reinigte das Fahrwasser und beseitigte die Stauungen. An dieser Stelle wurde dann die ganze Minenabteilung versammelt.

Ein anderes Mal ritt ich mit Skridlow, der einen geheimen Auftrag erhalten hatte, am Ufer hin zu den Truppen, welche Vorposten an der Donau unterhielten. An unserer Kosaken-Division vorüber, ritten wir bis Simnitza, wo Husaren Vorposten ausgestellt hatten.

In Parapan machte ich Bekanntschaft mit General Dragomirow, welcher vorüber fuhr, um Vorbereitungen zum Übergang zu treffen. Er erkundigte sich, ob ich nicht ein Korrespondent sei, und nachdem er eine verneinende Antwort erhalten hatte, sprach er über den Verlauf der Dinge so offen, vernünftig und logisch, daß wir uns wunderten, nämlich ich, Skridlow und Wulfert, bei dem wir uns aufhielten. Dragomirow besaß und besitzt noch jetzt eine große Popularität, seit dem Tode Skobelews gilt er für einen der besten Generale unserer Armee.

Die Offiziere, bei denen wir Halt machten und speisten, waren außerordentlich liebenswürdig gegen uns. Wir wurden gut bewirtet und mit neuen Pferden versehen. Übrigens wäre es Skridlow vielleicht angenehm gewesen,

wenn man dabei eine bessere Auswahl getroffen hätte, da er eine solche Rosinante erhielt, daß er auf der letzten Strecke von den Husaren bis zu den Kosaken genötigt war, sein Pferd zu peitschen. Und noch unangenehmer war es, daß er ungeachtet seiner Bemühungen, nach englischer Art zu reiten, d. h. auf die Steigbügel gestützt zu hüpfen, sich bis aufs Blut durchrieb.

„So mußt Du reiten," hatte er mich belehrt, indem er auf den Steigbügeln hüpfte, und die ganze Woche darauf konnte mein Professor kaum gehen. Es ist bekannt, daß Damen und Seeleute die kühnsten und unbändigsten Reiter sind.

Ich zeichnete eine Skizze der Donau und ein Kosakenpiket an derselben. Im allgemeinen aber arbeitete ich wenig mit Farben, ritt oft nach Giurgewo, ging zu den Kosaken und streifte zuweilen umher, um die Arbeiten der Mineure zu beobachten, oder ritt mit Skridlow aus, um die Maschine und den Gang seines Minenbootes zu erproben. Um dabei nicht die Aufmerksamkeit der Türken zu erregen, mußte man entweder nach Sonnenuntergang aufbrechen, oder bei schlechtem Wetter, und keinen Rauch, keinen Funken sehen lassen, weshalb nur die besten Kohlen verwendet wurden. Die Türken wußten nicht und sollten nicht wissen, daß bei uns eine ganze Dampferflottille versammelt war.

Einmal gingen wir ziemlich spät bei sehr schlechtem Wetter aus. Der Wind verstärkte sich so sehr, daß die „Schutka" bei der Rückfahrt gegen den Strom nicht aufkommen konnte. Die trübe Donau war schrecklich aufgeregt

und bei dem starken Regen auf einige Schritt Entfernung nichts zu sehen. Dieses brachte Skridlow auf den Gedanken, den längst beabsichtigten Angriff auf einen der türkischen Monitore, der bei Ruschtschuk lag, auszuführen. Wir wußten, daß der eine vor den Festungswerken und der andere rechts davon, hinter einer kleinen Insel lag und da wir durch das Hämmern seit einigen Tagen erraten hatten, daß bei dem letzteren eine Krinoline oder ein ähnliches Schutzmittel angefertigt wurde, so konnte man nur bei ersterem Monitor auf die Möglichkeit einer Annäherung rechnen. Bei solchem Wetter war natürlich die Möglichkeit unbemerkter Annäherung fast vollständig.

„Also gehen wir, willst Du?“ fragte Skridlow.

„Gut, ich bin bereit.“

Wir kamen aber doch nicht dazu.

„Unsere Aufgabe liegt nicht darin,“ sagte endlich Skridlow, „einen türkischen Monitor zu vernichten, sondern darin, Minen zu legen, um die Möglichkeit zu erreichen, eine Brücke für den Übergang der Armee zu schlagen. In Rücksicht auf diesen wichtigen Zweck wäre es unvernünftig, sogar unverzeihlich, eines unserer besten Minenboote zu riskieren, deren wir so wenig haben. Wie denkst Du darüber?“

„Das ist auch richtig,“ erwiderte ich.

Wir beschlossen, am Ufer anzulegen, aber da das Unwetter uns am Sehen hinderte, so verfehlten wir den Weg, kamen weit von unserem Dorf ab und gelangten erst in der Nacht nach Hause. Interessant ist es, daß auf der Landzunge, an der wir anlegten, ein Posten von drei Kosaken stand, welche, in ihre Mäntel gewickelt, so fest eingeschlafen waren, daß wir sie kaum aufwecken konnten.

Wäre statt uns eine Schar Tscherkessen gekommen, so wären sie wie Hammel abgeschlachtet worden. Ich sagte dem Schwadrons-Kommandeur davon, nachdem ich ihm jedoch zuvor das Ehrenwort abgenommen hatte, sie für das erste Mal nicht zu bestrafen.

Dieser Schwadrons-Kommandeur, der in Klein-Dischos stand, war K. P. W., derselbe allwissende und allgegenwärtige Offizier, welchem Skobelew aufgetragen hatte, mir ein Pferd und ein Fuhrwerk zu kaufen. Ich war ziemlich bekannt mit dieser eigentümlichen Persönlichkeit und besuchte ihn oft.

Wenn ich zu ihm kam, fragte er vor allem, ob ich nicht Beetensuppe wünsche. — „Nun, aber Thee?“ fuhr er dann fort und ohne meine Antwort auf die zweite Frage abzuwarten, befahl er Wasser zu kochen. Was das für ein Thee war, von welcher Pflanzung, ist mir unbekannt. Es genügt, daß er stark das Wasser färbte und daß der Rittmeister ihn gut fand. Ein Theelöffel fand sich jedoch nicht vor, obgleich der Wirt wiederholt seinem Burschen befahl, einen Theelöffel zu bringen. Der Bursche wußte schon, wie das zu verstehen war, ging hinaus, nahm seinen Dolch heraus und schnitt von dem geflochtenen Zaun eine Rute ab. Der Rittmeister war sehr ökonomisch mit dem Zucker und trank nach russischer Art, indem er ein erbsengroßes Stück Zucker in den Mund nahm, das übrig gebliebene Stückchen fiel dann wieder zurück in die Zuckerbüchse, mit allen Fingerspuren daran.

Die Unterhaltung mit mir und wahrscheinlich auch mit jedem anderen Besucher begann gewöhnlich mit seiner

Frage: „Nun, haben Sie nichts gehört, werden wir bald übersetzen?“ Dann ging er zu den Friedensgerüchten über, welche noch bis zum Anfang der kriegerischen Ereignisse zu ihm gelangten, wobei er nie vergaß, sich mehr oder weniger vertraulich danach zu erkundigen, wie man am besten und sichersten Geld nach Hause schicken könne, und ob es nicht auffallend wäre, Gold zu senden.

Er erzählte viel von seinem Gutshof bei Stawropol, von seinem älteren Sohn Kusmitsch und seiner frühzeitigen geistigen Entwicklung, von der Hasen- und Fuchsjagd im ersten Schnee.

W. erzählte auch von Gefechten gegen die Bergvölker am Kubanfluß, an welchen er teil genommen hatte, wobei er jedoch nicht prahlte und keine Heldenthaten erdachte, sondern offen eingestand, daß er in diesem oder jenem Gefecht davon gelaufen sei, um sein Leben zu retten, was bei den Kosaken durchaus nicht für beschämend gilt, nach der Regel: „Wenn Du stärker bist als der Feind, so erdrücke ihn, wenn er aber stärker ist, dann rette Dich, je schneller, desto besser.“ Die Begriffe von Tapferkeit sind bei den Kosaken nicht dieselben, wie bei den Soldaten.

W. war auch Musikant. Einmal war ich mit Skridlow und noch zwei Marineoffizieren zu ihm eingeladen, wir trafen ihn in einer Pelzjacke, mit einer Geige in den Händen, indem er einen Sängerchor dirigierte. Zwar erlaubte sich die Hand, welche den Bogen führte, große Freiheiten, aber „wo kein Kläger, ist auch kein Richter“, sagt das Sprichwort, und „einem geschenkten Gaul, sieht man nicht ins Maul.“

W. sprach immer ruhig und gleichmäßig und so war auch sein Blick. Auch sein Benehmen gegen die Kosaken

war gleichmütig, ohne Schimpfworte, welche für ganz ungewöhnliche Fälle vorbehalten blieben. Obgleich bei den Kosaken auch die Regel gilt, „Schimpfworte bleiben nicht an der Thüre hängen.“

W. verehrte sein Pferd, einen kleinen kabardiner Rappen. Er ritt immer auf einem anderen Pferd, dieses aber fütterte und verwöhnte er so sehr, daß es ganz rund war, wie ein Apfel. Er behauptete, solche Pferde finde man jetzt auch bei den Kabardinern nicht mehr und er würde es für kein Geld weggeben, was ihn aber später nicht hinderte, es mir für 300 Rubel zu verkaufen, obgleich es nicht mehr als 100—150 wert war. Er war der Typus eines Kosakenoffiziers, der sich vom Unteroffizier aufgedient hatte, nicht besonders tapfer, aber auch kein Feigling. — Diese beiden Extreme sind bei den Kosaken selten. — Er war ohne jede Bildung, aber sehr vernünftig und überlegt und verstand, sich in jeder Lage zurecht zu finden, sich mit Proviant zu versehen, auch wo solcher allem Anscheine nach, nicht zu finden war, gewandt, einen zurückweichenden Feind niederzuschlagen, vor einem heranrückenden aber nicht ohne Ehren sich zurückzuziehen.

Skridlow teilte mir als Geheimnis mit, er habe bei Nowikow ein Papier aus dem Hauptquartier gesehen, in welchem der Ober-Kommandierende sein Mißfallen über die Verzögerung der Vorbereitungen aussprach, wodurch das Herbeiführen der bereits ganz fertigen Pontons und der Übergang der ganzen Armee aufgehalten werde. In diesen Tagen also mußten sie auslaufen, obgleich es noch an Kohlen, an diesem und jenem fehlte. Er teilte mir

auch mit, daß er und X. dazu bestimmt seien, die feindlichen Monitore anzugreifen, im Falle diese die Arbeiten stören würden, daß ich also vielleicht die Sprengung eines Monitors mit ansehen könne.

Ferner teilte er mir mit, Nowikow wolle keine Privatpersonen mitnehmen, folglich müsse ich mich schon jetzt mit dem Kommandeur besprechen.

Dieser war anfangs unbeugsam und riet mir, vom Ufer aus zuzusehen, also auf eine Entfernung von drei Kilometern. Endlich aber ließ er sich erweichen und wir trafen Vorbereitungen zum Feldzug. Einige Hühner wurden gekocht und einige Flaschen Sherry, Brot &c. für eine Woche eingepackt. Ich nahm Papier und meinen kleinen Farbenkasten mit, dem jedoch nicht beschieden war, das Licht Gottes zu sehen.

Am Tage vor unserer Expedition, erhielt ich durch Skobelew ein Telegramm: „Der Maler W. soll sogleich nachfolgen mit der Schützenbrigade. Skalon.“

Anfangs begriff ich nichts davon, dann aber, nachdem ich nach Giurgewo geritten war, verstand ich, um was es sich handelte: Schon lange hatte ich G. A. Skalon, den Kanzleichef des Ober-Kommandierenden gebeten, mir die Möglichkeit zu verschaffen, den Übergang zu sehen und mich dazu zeitweilig den vordersten Heerteilen zuzuweisen, und jetzt marschierte die Schützenbrigade nach Simnitza, dort wurde also der Übergang vorbereitet. — Da der Nachtmarsch der Brigade (bei Tage marschierte sie nicht, um nicht die Türken aufmerksam zu machen) nicht weniger als zweimal 24 Stunden erforderte, so dachte ich, daß ich

bei den Seeleuten bei der Minenlegung bleiben und dann immer noch den General Zwezinsky mit seiner Brigade einholen könne.

Ich ging nach dem Häuschen, in welchem meine Sachen niedergelegt waren, um das nötigste mitzunehmen. Während ich sie durchmusterte, empfand ich einige Unbehaglichkeit. Der Gedanke, daß die Türken es nicht ruhig aufnehmen werden, wenn Skridlow sie in die Luft sprengen und ich dabei zusehen werde und daß unsere Minen aller Wahrscheinlichkeit nach, uns selbst zuerst in die Luft blasen werden, bei welcher Gelegenheit ich dann die Explosion des Monitors sehen werde, war mir wirklich unbehaglich.

Ich nahm Abschied von meinem Quartier, besichtigte meine Pferde, unter welchen ein neuer weißer Paßgänger war, den ich vor kurzem für 25 Goldstücke gekauft hatte. Dann besuchte ich einige Offiziere und in derselben Nacht kehrte ich nach Klein-Dischos zurück, um mich sogleich auf das Minenboot zu begeben.

Mein jüngerer Bruder, welcher schon verabschiedet war, aber beim Wladikawkas'schen Regiment wieder in den Dienst trat, kam an diesem Tage von der Reise bei mir an. Ich sandte ihn zum Ober-Kommando, während ich selbst mit meinem Reisekoffer zu den Seeleuten ging.

Nach dem Mittagessen im Hofe des Hauses, wo der allgemeine Mittagstisch stattfand, verteilte T., der ältere Offizier der Marineabteilung, unter die Leute Schnaps, nachdem er ihnen das Bevorstehende angekündigt hatte. Dieses that er auf so feierliche Weise, daß unser Aufbruch

dadurch verzögert wurde. Es war schon beinahe finster, als alle sich ans Ufer der kleinen Bucht begaben, in welcher die Minenboote unter Dampf lagen.

Unerwartet kam der junge Skobelew, führte Nowikow beiseite und sprach lebhaft mit ihm. Er drückte den Wunsch aus, der Marineabteilung nützlich zu sein und schlug vor, ihn auf einem der Minenboote mitzunehmen, aber Nowikow weigerte sich entschieden.

Der Geistliche vom Minskschen Regiment, ein junger Mann, begann ein Abschiedsgebet zu sprechen. Ich erinnere mich, daß ich auf den Knieen liegend neugierig das interessante Bild beobachtete, das vor mir lag. Rechts die letzten Strahlen der untergehenden Sonne und auf dem hellroten Hintergrund des Himmels und des Wassers zeichneten sich wie schwarze Silhouetten die dampfenden und rauchenden Minenboote ab. Am Ufer — die Matrosen in einem Halbkreis und in der Mitte die Offiziere, alle auf den Knieen und andächtig betend. Ringsum war alles still, man hörte nur die Stimme des Geistlichen, der das Gebet sprach.

Ich hatte noch nicht Gelegenheit gefunden, die Skizze eines Minenbootes aufzunehmen, was mich auch verhinderte, ein Bild dieser Scene zu malen, die sich in meinem Gedächtnis eingeprägt hatte, ein wirklich ergreifendes Bild.

Nach Beendigung des Gebetes verabschiedeten sich die Ausziehenden von den Zurückbleibenden mit Küssen. Unter letzteren befand sich auch Podjapolsky, unser Freund und Stubengenosse. Ich umarmte Skobelew zum Abschied.

„Sie gehen, so ein Glücksvogel, wie ich Sie beneide!“ flüsterte er mir zu.

Augenscheinlich hatte er den Wunsch, sich recht bald vor der Donauarmee zu zeigen.

Skridlow hatte sich nicht beeilt, Dampf zu machen und ich machte ihm darüber Vorwürfe, da wir nun genötigt waren, mit Rudern auszulaufen.

„Sei versichert," erwiderte er, „daß wir alle überholen und zuerst in die Donau einlaufen werden, sie kennen das Fahrwasser nicht und werden immer auf Steine auflaufen."

So kam es auch. Es war so finster, daß nichts zu unterscheiden war, und obgleich sich auf dem vordersten Boot ein Lotse befand, sahen wir doch bald rechts und links von uns unbewegliche schwarze Massen, als wir Dampf hatten und rascher fuhren. Wir riefen sie an, sie riefen uns an und es erwies sich, daß es Minenboote waren, welche auf dem Sand saßen. „Schutka" machte viele wieder flott, aber wahrscheinlich liefen sie wieder auf, denn wir kamen nur langsam vorwärts.

Es war beabsichtigt, noch vor der Dämmerung das Fahrwasser der Donau zu erreichen, und von Tagesanbruch an, mit dem Legen der Minen zu beginnen. Aber es dämmerte bereits und noch war niemand in das Fahrwasser gelangt. Es war schon Morgen, als wir an der Stelle vorbei kamen, wo wir um die Pfähle wendeten, mit welchen wieder viele ihre Not hatten. Es kam, wie Skridlow gesagt hatte, wir kamen fast zuerst in das Fahrwasser der Donau, vor uns war nur X., d. h. das zweite Minenboot, das zum Angriff bestimmt war, das

leichteste und schnellste von allen. Das zweitschnellste war unsere „Schutka".*)

Lange blieben wir auf einer Stelle, um den übrigen Zeit zu geben, heranzukommen. Dann fuhren wir längs einer kleinen Insel hin, deren dichtes Weidengebüsch uns den Türken verbarg. Augenscheinlich war nicht mehr daran zu denken, uns unbemerkt dem türkischen Ufer zu nähern und Minen auszulegen. Übrigens rauchten und keuchten alle Minenboote schrecklich, mit Ausnahme des unserigen und eines anderen und schon das mußte uns den Türken verraten.

Eben begannen wir hinter der ersten kleinen Insel hervorzukommen, als beim Wachthaus gegenüber am Ufer sich eine Rauchwolke zeigte, ein Schuß donnerte, und dann noch einer und so fort, je näher, desto mehr. Das Ufer war nicht fern und wir sahen deutlich Soldaten, welche eilig durcheinander liefen. Bald kamen viele neue Schützen herbei, besonders Tscherkessen, wir wurden mit Kugeln überschüttet, welche beständig rings um das Boot ins Wasser klatschten.

Nowikow überholte uns und ging voran. Er stand am Vorderteil des Bootes auf das eiserne Geländer gestützt, ohne auf die Schüsse zu achten, für welche seine dunkle Gestalt im Mantel ein gutes Ziel gab.

Bald wurde es sehr heiß, von der Masse des niederfallenden Bleis, das ganze Ufer war buchstäblich mit Schützen bedeckt und die Schüsse bildeten schon einen ununterbrochenen Trommelwirbel.

Schwerfällig und langsam bewegten sich die Minen-

*) Schutka bedeutet: „Der Scherz."

boote vorwärts. Schon hielten die ersten beim Ufer und begannen ihre Arbeiten, während die letzten erst in das Fahrwasser des Flusses einbogen. Die Sonne war schon aufgegangen, es war ein heller Sommermorgen, ein leichter Morgenwind kräuselte das Wasser. Die Minen wurden unter dem feindlichen Feuer ausgelegt. Die Flottille hatte einen großen Irrtum gemacht, als sie anfing, sie zu versenken, indem sie nicht sogleich gerade nach dem türkischen, d. h. dem rechten Ufer des Flusses hinüberging, sondern an dem diesseitigen linken Ufer begann. Es kam so, daß die ersten Minen ordentlich ausgesetzt wurden, selbst bei der Mitte warf Mitschman Nilow noch seine Mine aus, aber in der Eile nicht ganz richtig, so daß sie an der Oberfläche schwamm. Weiter aber wagte keiner der Offiziere zu gehen, so daß die Hälfte des Fahrwassers ohne Verteidigung blieb. Später fuhr Podjapolsky in der Nacht aus, um diesen Schaden wieder gut zu machen, aber immerhin, wenn die Türken nicht versuchten dort überzugehen — was sie hätten thun können — so muß man dieses dem Umstand zuschreiben, daß sie durch die vorhergehenden Sprengungen ihrer Schiffe durch russische Minen erschreckt waren. Später gingen die Türken, wie ich erfuhr, ganz ruhig an dieser Stelle über den Fluß.

Unsere zwei Minenboote hatten sich inzwischen hinter einem Wäldchen auf der kleinen Insel verborgen, welche etwas unterhalb der Arbeitsstelle lag. Wir hörten Geräusch in den Gebüschen der kleinen Insel, achteten aber nicht darauf. Plötzlich aber kamen hinter derselben zwei Boote hervor und näherten sich uns rasch. Schon machten

wir uns fertig, sie mit kleinen Handminen zu empfangen, welche S. für den Fall eines Nahegefechts angefertigt hatte, als es sich erwies, daß es Kosaken waren, welche schon früher als wir die Insel besetzt hatten, um die Arbeiten zu schützen. Das hatte Skobelew angeordnet, und die Wahrheit zu sagen, diente es zu nichts.

Während dieser Zeit kam von Ruschtschuk her ein Dampfer und begann auf unsere Flotille zu schießen, ohne derselben Schaden zuzufügen."

„Nikolai Larionowitsch," sagte ich zu Skridlow, „warum greifst Du ihn nicht an?"

„Ach, warum soll ich ihn anfassen, wenn er nicht näher kommt, thun seine Schüsse keinen Schaden."

Der Dampfer ging bald zurück. Wir sahen, wie das Minenboot Nowikows uns näher kam. „Skridlow, warum griffen Sie den Monitor nicht an?" rief Nowikow.

„Das ist kein Monitor, sondern ein Dampfer. Ich glaube, Sie haben befohlen, nur in dem Falle anzugreifen, wenn der Feind nahe herankommt."

„Ich habe Ihnen befohlen, ihn in jedem Fall anzugreifen, also greifen Sie an."

„Zu Befehl."

Nowikow wandte sich wieder zu den Arbeiten.

„Nun, Brüderchen," sagte ich zu Skridlow, „nun achte auf beides, wenn beim Legen der Minen ein Mißgeschick vorkommt, so wirst Du der Sündenbock sein. Deinetwegen, wird man sagen, sei es nicht gelungen."

„Jetzt greife ich an, jetzt ist der Befehl klar."

Skridlow befahl, alles vorzubereiten, er selbst stellte sich vorne beim Steuerrad auf, um das Steuer und die vordere Mine zu beaufsichtigen. Mich bat er, über die

schwimmende hintere Mine die Verfügung zu übernehmen. Schon früher hatte er mich gelehrt, wie man dieselbe behandelt, wenn man sie auswirft, auf das Kommando: „Los!"

Um die Mannschaft aufzuheitern, befahl er allen, sich zu waschen.

„Du hast Dich noch nicht gewaschen, willst Du Dich waschen?" fragte er mich.

„Ich habe mich schon gewaschen."

„Du hast ja keine Seife."

„Schadet nichts, ich habe mich bereits mit Seife gewaschen."

Wir legten alle Korkgürtel an, für den Fall, daß Schutka in die Luft fliegen sollte und wir ertrinken müßten, was die erste und wahrscheinlichste Folge der Explosion unserer Mine sein mußte. Wir aßen ein Stück Huhn und tranken einen Schluck Sherry, worauf mein Freund sich hinlegte, um zu schlummern, und seltsam, seine eisernen Nerven ließen ihn wirklich einschlafen.

Ich schlief nicht, sondern stand am Hinterteil, stützte die Ellbogen auf das eiserne Dach, welches die Maschine bedeckt und blickte über den Fluß in der Richtung nach Ruschtschuk.

„Da kommt etwas," sagte leise einer der Matrosen und richtig, zwischen dem türkischen Ufer und den hohen Bäumen der Insel, welche das Fahrwasser der Donau verdeckten, zeigte sich Rauch, der sich uns rasch näherte.

„Nikolai!" rief ich, „stehe auf, es kommt etwas!"

Skridlow sprang auf.

„Rasch vorwärts, mit vollem Dampf!"

Wir flogen sehr rasch dahin, dank der Strömung. Aber es war kein türkisches Schiff zu sehen.

„Skridlow!“ rief ich wieder. „Halte ein wenig an, damit wir ihnen hier in der Nähe begegnen, sonst stoßen wir an das türkische Ufer an.“

„Noch nicht, Bruder, Du hast gehört, was Nowikow sagte, jetzt gehe ich meinetwegen bis Ruschtschuk.“

„Nun, los dafür.“

Jetzt kam der Dampfer hervor, der mir in der Nähe, wahrscheinlich im Vergleich mit der Schutka, ungeheuer erschien. Skridlow wandte sogleich das Ruder und wir stürzten ihm entgegen mit der Schnelligkeit einer Lokomotive.

Was für ein Spektakel erhob sich jetzt, nicht nur auf dem Schiff, sondern auch am Ufer! Augenscheinlich hatten alle begriffen, daß diese kleine Nußschale dem Dampfer Tod bringe. Am Ufer eilten Schützen und Tscherkessen über Hals und Kopf bis zum Wasser herab, um aus der Nähe nach uns zu schießen und überschütteten buchstäblich das Minenboot mit Blei. Das ganze Ufer wurde durch die Schüsse bald in dichten Rauch gehüllt, auf dem Verdeck des Dampfers liefen die Leute auf und ab, wir sahen, daß die Offiziere nach dem Steuerruder stürzten und zur Flucht nach dem Ufer zuwendeten, und gleichzeitig begrüßten sie uns mit einem solchen Geschützfeuer, daß die arme Schutka im Lauf hüpfte.

„Nun, Brüderchen, nun ist's aus mit uns,“ dachte ich, „lebendig kommen wir nicht davon.“ Ich nahm die Stiefel ab und rief Skridlow zu, dasselbe zu thun. Er gehorchte und befahl den Matrosen, seinem Beispiel zu folgen.

Ich blickte mich um, das andere Minenboot war nicht hinter uns. Man sagte, es sei etwas an seiner Maschine gebrochen.

Die Sache war schlimm. Schutka war ganz allein,

die übrigen waren weit hinter uns. Das Feuer wurde unerträglich, alles erzitterte von den aufschlagenden Gewehrkugeln und die Kanonenschüsse erschütterten das Boot. Schon waren einige bedenkliche Treffer gefallen, einer am Stern, nahe der Stelle, wo ich stand, fast in der Wasserlinie. Unser eisernes Schutzdach über der Maschine war auch durchschlagen. Die Matrosen verbargen sich auf dem Boden des Bootes, bedeckten sich mit allem, was ihnen in die Hände geriet, so daß keiner zu sehen war. Nur von einem der Mineure war ein Teil des Gesichts zu sehen und er hielt vor sich zum Schutz eine Boje, sonst lag er unbeweglich wie ein Götzenbild. Wir kamen dem Dampfer ganz nahe. Das Knattern und Prasseln der auf die Schutka aufschlagenden Kugeln verstärkte sich immer mehr.

Ich sah, wie Skridlow, welcher beim Steuerruder saß, sich zusammen zog. Eine Kugel hatte ihn getroffen und dann noch eine andere. Ich sah auch, daß unser Offiziermechaniker ganz bleich die Mütze abnahm und anfing zu beten — er war Katholik — dann aber sich faßte, die Uhr herauszog und zu Skridlow sagte: „Es ist acht Uhr fünf Minuten.“ Das war nicht übel!

Die Neugierde bekam bei mir die Oberhand und ich beobachtete die Türken auf dem Dampfer, als wir ihnen ganz nahe gekommen waren. Sie waren wie erstarrt, in verschiedenen Stellungen standen sie mit aufgehobenen und ausgebreiteten Armen, oder hielten die Köpfe gesenkt und blickten auf uns herab, wie in der Schlußscene des „Revisor“.

Im letzten Augenblick wurde unser Steuermann furchtsam, legte das Ruder rechts, und wir begannen mit der Strömung uns vom Dampfer zu entfernen. Skridlow klammerte sich an ihn an.

„Links das Ruder, Du Hundesohn! Ich schlage Dich tot!“ rief er, und ergriff selbst das Steuerruder. Die Schutka wandte sich wieder gegen den Strom, näherte sich langsam dem Dampfer und stieß mit ihrer Stange*) leise an die Bootwand. In diesem Augenblick herrschte tiefe Stille, sowohl bei uns, als beim Feinde.

Alles war erstarrt in Erwartung der Explosion. Es war ein peinlicher Augenblick!

„Ist's losgegangen?“ fragte mich der Mineur, der mit untergeschlagenen Beinen sich auf die Leitung herabbückte.

„Nein,“ erwiderte ich ihm halblaut.

„Los! Nach Belieben!“ ertönte wieder das Kommando Skridlows — und wieder erfolgte keine Explosion.

Mittlerweile erfaßte uns die Strömung. Die Stange war halb abgebrochen und verwickelte sich in ein Tau des Dampfers, während der Stern unserer Schaluppe beiseite trieb. Die Türken erholten sich wieder und schossen vom Dampfer und vom Ufer noch heftiger als zuvor. Skridlow befahl, die Stange abzuhauen, und endlich kamen wir los. Dann wandte sich der Dampfer und brachte das Wasser in so heftige Bewegung, daß unsere Schutka, welche von allen Seiten durchschlagen war, sich mit Wasser zu füllen begann. Zum Unglück ging auch der Dampf aus und wir trieben nur noch mit der Strömung. Da hatte unser Maschinenmeister etwas versäumt.

In der Erwartung, daß wir sogleich untergehen werden,

---

*) Diese Minenboote oder „Minenträger“ trugen damals die Mine an einer langen Stange, welche über das Vorderteil hinausragte. Es waren die Vorläufer der heutigen Torpedoboote.

stand ich mit einem Fuß auf der Bordwand. Plötzlich hörte ich ein starkes Krachen vor mir und erhielt einen Schlag in die Hüfte. Und was für einen Schlag, — wie ein Beilhieb! Ich wandte mich um und fiel nieder, aber sogleich stand ich wieder auf den Beinen.

Wir trieben immer weiter mit der Strömung, sehr nahe dem türkischen Ufer, von wo aus der Feind jetzt auf nahe Entfernung feuerte. Wie ist es möglich, daß sie uns nicht alle niedergestreckt haben? Sie liefen uns nach und schossen, und dabei schimpften sie, was wir deutlich hörten. Ich versuchte mit einigen Schüssen zu antworten, unterließ es aber, als ich sah, daß es nutzlos war.

Wir hatten schon eine ziemlich lange Strecke auf dem Fluß zurückgelegt, an einer ganzen Reihe von Handelsschiffen vorüber, welche zwischen dem Ufer und einer kleinen Insel auf der rechten Seite lagen. Links zog sich noch immer jene Insel mit den großen Weidenbäumen hin, das Fahrwasser war dort sehr enge. Der Dampfer verfolgte uns nicht, aber von der Festung her kam uns ein Monitor mit vollem Dampf entgegen, welcher wahrscheinlich von dem Dampfer herbeigerufen worden war.

„Skridlow!“ rief ich. Aber meine Stimme wurde von den Schüssen ganz übertönt. „Skridlow, siehst Du den Monitor?“ — „Ja.“ — „Was willst Du machen?“

Ich werde ihn mit Deiner Mine angreifen, mache sie bereit und wirf sie aus, wenn er nahe kommt.“

Anzugreifen, während wir dem Sinken nahe waren, und nur mit der Strömung trieben, war schwierig, aber es war nichts anderes zu machen. Der Monitor näherte sich und

feuerte schon zwei Schüsse auf uns. Ich durchschnitt das Seil, mit dem die Mine angebunden war und machte mich fertig, sie auszuwerfen, als sich plötzlich zu unserem Glück am Ende der Insel zur Linken ein freier Flußarm zeigte, in den wir mit den letzten schwachen Kräften der Maschine einbogen. Hier, und erst hier atmeten wir auf. Große Schiffe konnten uns jetzt nicht mehr verfolgen und der Monitor sandte uns nur noch einen Schuß nach.

Da die Schutka immer mehr einsank, befahl Skridlow, ein Segel unter den Kiel zu ziehen, um einigermaßen die Lecke zu verdecken. So konnten wir hoffen, wohlbehalten ans Land zu kommen.

Als wir durch die Insel geschützt waren, begannen wir, das Resultat zu besichtigen. Die Schutka war ganz zertrümmert und augenscheinlich nicht mehr diensttauglich, nicht nur über, sondern auch unter der Wasserlinie fanden sich große Schußlöcher. Von bleiernen Geschossen wurden einige Hände voll gesammelt und weggeworfen. Skridlow hatte zwei Wunden in den Füßen und eine Hand war verbrannt. Ich war in der Hüfte verwundet. Nachdem ich mich nach meiner Verwundung wieder erhoben hatte, stand ich die ganze Zeit wie früher, aber ich fühlte eine Schwäche im rechten Bein und befühlte es. Die Beinkleider waren an zwei Stellen zerrissen und mein Finger traf das Fleisch. „Oho, bin ich wirklich verwundet?“ dachte ich. „So ist es, die ganze Hand ist voll Blut. Also so ist's, wenn man verwundet wird? Wie das einfach ist, früher hatte ich gedacht, das sei viel umständlicher.“ Eine Kugel, oder gar eine Kartätschenkugel, hatte den Boden der

Schaluppe getroffen, war von dort abgeprallt, durch die Hüften durch und durch gegangen, und hatte den Muskel durchbohrt, nur um eine Haarbreite vom Knochen entfernt. Hätte sie diesen Knochen berührt, so wäre mir der Tod sicher gewesen.

Von den Matrosen war keiner verwundet.

Unsere Besichtigung ergab ein sonderbares Faktum. Die Explosion der Mine war deshalb nicht erfolgt, weil die Leitungsdrähte durch das furchtbare Gewehrfeuer durchschossen worden waren.

Skridlow war sehr erfreut darüber, die Verantwortlichkeit für Unkenntnis oder gar Nachlässigkeit, die man ihm hätte vorwerfen können, war ihm jetzt abgenommen. Als wir uns von dem Dampfer entfernten, bedauerte Skridlow nur, daß er wegen der abgebrochenen Stange und wegen Mangel an Dampf den Angriff mit der vorderen Mine nicht wiederholen konnte. Zwar bewegten wir uns damals gerade auf den Monitor zu und es blieb uns noch der Angriff durch die hintere Mine, aber dieses Vergnügen erschien ihm augenscheinlich weniger verführerisch. Er fuhr sich in die Haare und rief verzweifelt: „So viel Arbeit, Mühe und Vorbereitungen — und alles vergeblich!“

„Höre auf!“ rief ich ihm zu, „was hast Du zu verzweifeln? Es war Mißgeschick, aber nicht Unkenntnis.“

Mein Freund erheiterte sich darauf wieder, besonders als er erfuhr, daß eine Explosion ganz unmöglich war. Man muß auch nicht vergessen, daß es höchst unvorteilhaft war, um 9 Uhr Morgens an einem sonnenhellen Sommertag im dichten Kugelregen ein Schiff mit einer Schaluppe anzugreifen.

Es blieb aber noch eine Frage, welche wir nicht lösen

konnten. Warum war die zweite Schaluppe uns nicht zum Angriff gefolgt? Es ist anzunehmen, daß dieser Angriff eines feindlichen Schiffes mit einer Schaluppe der erste und letzte sein wird. Er widersprach allen Regeln. Nowikow sagte mir später, der Kommandeur dieses Minenbootes sei nervös gewesen.

Übrigens war das Resultat befriedigend. Der Dampfer und der Monitor waren umgekehrt, der Zweck des Angriffes war also erreicht.

Hier muß ich einige Worte über die Freiwilligen sagen, von welchen ein Spezialist in Kronstadt behauptete, sie seien hinderlich im Gefecht. Ich meine im Gegenteil, wenn ein Volontär die Disziplin kennt und das Gefecht, das bevorsteht, so wird er nicht nur tapfer, sondern auch kaltblütig sein, was sehr wichtig ist. Als es z. B. nötig war, die hintere Mine bereit zu halten, war der Mineur so furchtsam geworden, daß er sich nur zwecklos umdrehte, mit zitternden Händen etwas suchte, und ich nahm mein Taschenmesser heraus, um das Seil abzuschneiden. Auch der andere Mineur handelte vor dem Angriff augenscheinlich nicht ganz bewußt, weil er ohne jede Notwendigkeit die Leitung berührte, welche den Strom zur Mine leitete, noch in großer Entfernung vom Feind. Der erwähnte Steuermann endlich legte, vom Schrecken befangen, das Ruder rechts und fing noch überdies Skridlow zu bitten an: „Wäre es nicht besser, stromabwärts zu fahren?“ — Alle diese Beispiele beweisen, daß ein Matrose oder ein Soldat, welcher vorwärts zu gehen gezwungen ist, dies nicht mit

demselben Bewußtsein und Verständnis thut, wie ein Freiwilliger, welcher selbst vorwärts zu gehen wünscht.

Skridlow fuhr nun zu den andern Minenbooten, um Nowikow Meldung zu machen. Alle Offiziere standen am Ufer und wußten augenscheinlich nicht, was bei uns vorgegangen war, da wir während der ganzen Zeit des Angriffes durch die Insel ihren Blicken entzogen waren.

„Habt Ihr gesprengt?“ rief man uns entgegen. — „Nein,“ erwiderte Skridlow, „das Feuer war zu heftig und hat die Leitung durchschnitten. Ich und W. sind verwundet.“ Allgemeines Schweigen folgte, in welchem sich Mißfallen ausdrückte. Nur der brave Nowikow reichte Skridlow die Hand und dankte ihm für seinen Mut bei dem ungleichen Kampfe am hellen Tage.

Die Mannschaft ruhte aus, frühstückte und machte sich auf den Weg. Wir wurden an das rumänische Ufer geführt. Aus Rudern wurde eine Tragbahre verfertigt, auf welche Skridlow gelegt wurde, während ich zu Fuß ging. Ich fühlte weder Schmerz noch Ermüdung, aber nachdem wir einen Kilometer zurückgelegt hatten, hing ich an den Schultern der mich stützenden Matrosen.

Am Ufer begegneten wir Skobelew und Strukow, welche von ferne das Legen der Minen beobachtet hatten. Der erstere, mit dem ich Küsse wechselte, wiederholte nur immer: „Tapfere Jungen, tapfere Jungen!“ — Der Tapferste der Tapferen beneidete uns sichtlich, weil wir verwundet waren. Man brachte uns nach dem Dorfe Parapan, in ein großes Herrenhaus, dasselbe, in dem Wulfert hauste und wo ich mit Dragomirow bekannt geworden war.

Später erzählte man mir, man habe vom Ufer aus gesehen, wie unser Rauch dem türkischen entgegen ging und da man wußte, daß die Schaluppe Schutka zum Angriff vorging, so begriffen alle, daß ich Sünder mit dieser Rauchwolke dahinflog.

Bald kam aus Ruschtschuk eine reitende Batterie und hatte schon abgeprotzt, um in der Richtung zu feuern, wo unsere Seeleute ausruhten. Aber Strukow benachrichtigte die Flotille noch rechtzeitig, so daß es ihr gelang, aus dem Wege zu gehen. Bis zur Brust und sogar an manchen Stellen bis zum Hals im Wasser, ritt Strukow eine ganze Werst (Kilometer) weiter und alarmierte die Mannschaft, welche eben frühstücken wollte. Die Seeleute sammelten sich rasch, griffen den größten Teil ihrer Sachen auf und fuhren den Fluß hinauf, um eine zweite Reihe Minen zu legen. Die Batterie schoß auf Boote und auf Sachen, welche die Minenboote unvorsichtigerweise weggeworfen hatten und war auch im Begriff, das Haus zu bombardieren, in welchem wir lagen.

Bei dieser Gelegenheit brachte ich ganz unbeabsichtigt alle bei uns befindlichen Offiziere zum Lachen. Um nicht erschossen zu werden, schlug man uns vor, in ein Bauernhaus, das etwas entfernt lag, überzusiedeln. Skridlow war einverstanden, aber ich weigerte mich und erklärte, wie mir jetzt scheint mit Recht, in dem Bauernhaus werden wahrscheinlich Flöhe hausen, hier aber nicht.

Der Übergang über den Balkan. — Mit Skobelew im Schipka-Paß.

1877 und 1878.

„Lassen Sie mich los, Wassil!"

„Nein."

„Lassen Sie los, sage ich Ihnen, — ich habe Eile!"

„Nichts davon."

„Lassen Sie los, zum Teufel! Der Ober-Kommandierende erwartet mich und die ganze Abteilung wartet."

„Ich lasse Sie nicht los."

Endlich riß sich Michael Dmitriewitsch Skobelew (der Jüngere) los, an der Thüre seines Kabinetts in unserem Haus in Plewna. Er hatte sich zum Übergang über den Balkan einen ungewöhnlich langen und warmen Mantel mit schwarzem Schafspelz gefüttert, bei einem jüdischen Schneider im Wladimir'schen Regiment bestellt, der aber den Mantel nicht zum Termin brachte. Skobelew wurde schrecklich zornig, schrie, rief seinen Burschen Kurkowsky, drohte, er werde alle durchhauen und lief nach der Thüre. Ich aber stand bei der Thüre und ließ ihn nicht passieren, weil er jedenfalls jemand durchgeprügelt oder überhaupt etwas angerichtet, was ihm später leid gethan hätte.

„Seien Sie überzeugt," tröstete ich ihn, „daß man jetzt sich die größte Mühe giebt, Ihren Mantel fertig zu machen. Man arbeitet mit den Händen, Augen und Zähnen, und es ist ganz überflüssig, daß Sie so lärmen und vielleicht gar noch zuhauen."

„Wo ist die Bestie hingeraten?" schrie Skobelew durch

die halbgeöffnete Thüre. „Lassen Sie mich endlich durch, Wassil, ich muß nur diesen Hallunken erwischen und ihn..“ Dabei lief er aus einer Ecke in die andere, wie ein Tiger im Käfig.

„Ich lasse Sie nicht fort, erhitzen Sie sich nicht überflüssigerweise.“

Doch alles nimmt ein Ende, — auch die Pein Skobelews. Der Bursche kam mit dem Mantel, der geradezu kläglich zugeschnitten war. Skobelew schimpfte entsetzlich, wieder drohte er alle aufzuspießen, den Mantel in den Ofen zu werfen und dergleichen. Aber die Hauptsache war doch erreicht.

„Nun, Wassil, wie ist der Mantel? Abscheulich, wie? Sprechen Sie doch! Was für Hallunken! Was für Schurken, Hundevolk . . .!“

So sehr ich ihn auch zu beruhigen und zu trösten wünschte, muß ich doch gestehen, daß der Mantel schlecht saß. Aber dabei war nun nichts zu machen. Seine Excellenz legte ihn um und fuhr zum Großfürsten.

Ich blieb zurück, um meine Pferde aus der Stadt Orchanie von dem Korps des General Gurko zu erwarten, wohin ich einen Kosaken gesandt hatte, um sie zu holen. Mit diesem sandte ich einen Abschiedsgruß an die Mitglieder des englischen Klubs, den wir alle, die zum Stabe Gurkos gehörten, gebildet hatten: Skalon, Kossikowsky, Suchanow, Obolensky, Zertelew, Petlin, Schachowskoi, Kasnokow — und bat, mir mit den Pferden meine zurückgelassenen Sachen zu senden. Diese erhielt ich dann mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben von Seiten der liebenswürdigen Kameraden, welche mir freundschaftlich Vorwürfe machten über meine Treulosigkeit gegen sie, indem

ich von dem Korps Gurkos zu dem Skobelews übergegangen war. Die Bösewichter behielten aber meine Konserven, Chokolade, Kaffee, süßes Backwerk und dergleichen Eßwaren zurück, die ich vor kurzem mit nicht geringer Mühe mir von einem Marketender verschafft hatte. Anstatt einer Entschuldigung ließen sie mir sagen, ich habe wahrscheinlich das alles jetzt nicht mehr nötig, da bei Skobelew alles im Überfluß sei. Skobelew aber hatte erklärt, während des Feldzuges müsse jeder für sich selbst sorgen und er werde nur um seinen Magen sich bekümmern. Ich war deshalb vom Korps Gurko zu Skobelew übergegangen, weil mir bei meiner Ankunft in dem eben eroberten Plewna auf meine Bitte, mir im Vertrauen zu sagen, bei welchem es jetzt interessanter sein werde, geantwortet wurde: „Bei Skobelew."

Die Studien, welche ich bei den Gardetruppen Gurkos gemacht hatte, übergab ich dem Doktor Stukowenko, welcher es übernommen hatte, sie nach meiner Wohnung in Sistowo zu schaffen und sie auch pünktlich bis zum letzten Stück — verloren gehen ließ. Es waren etwa 30—40 Skizzen, die ich auf den Kampfplätzen selbst gemalt hatte, buchstäblich im feindlichen Feuer. Daß er sie verloren, war noch begreiflich, aber daß er behauptete, er habe sie dem Kommandanten übergeben, das hatte keinen Wert und veranlaßte nur mich und andere zu nutzlosen Nachforschungen.

Eine Menge wundervoller Bilder aus der Zeit, als die Garde nach dem Balkan und in den Balkan selbst vorrückte, ging so verloren. Sie blieben mir im Kopf, aber sie auf der Leinwand wiederzugeben ohne die Skizzen, erwies sich als unmöglich. Es waren Scenen der Gefechte bei Prawetz, bei Schandornik rc.

Bei meiner Abfahrt ereignete sich noch eine Überraschung. Der Wirt des Hauses, in dem ich mit Skobelew wohnte, legte mir eine Rechnung vor über Verschiedenes, was ich bei ihm genommen haben sollte. Für solche Sachen, wie Holz, das in zerstörten türkischen Häusern gesammelt worden war, brauchte ich natürlich nicht teuer zu bezahlen, aber hier waren z. B. zwei Schlitten in Rechnung gestellt ... Es war nichts zu machen, ich mußte eine hübsche Anzahl Goldstücke bezahlen.

Ich gedachte, die ausmarschierte Heeresabteilung an demselben Tage einzuholen, aber in Bogoto im Hauptquartier gab es Aufenthalt. Der Großfürst war nach seiner Gewohnheit sehr liebenswürdig. Als mein Freund Skalon mich meldete und ich ins Zelt trat, befand sich der Großfürst in starker Aufregung, da er jeden Augenblick Nachrichten von Gurko erwartete, der am Abend vorher seinen berühmten Übergang über den Balkan im tiefen Schnee begonnen hatte. „Ach, wenn es ihm gelingen möchte, wenn er glücklich durchkommen würde," wiederholte der Ober-Kommandierende, augenscheinlich in großer Sorge.

Ich sagte, nach meiner Ansicht sei am Erfolg nicht zu zweifeln und da ich vor kurzem von dorther gekommen war, so beschrieb und zeichnete ich ihm unsere und die türkische Stellung bei Schandornik, gegenüber Arab-Konak auf.

„Dann also, auf Wiedersehen dort," sagte der Ober-Kommandierende beim Abschied, indem er nach dem Balkan deutete.

Mein Pferd, welches ich jetzt zum erstenmal benützte, erwies sich als ganz untauglich. Ich hatte es von **** gekauft, der mir zu seiner Empfehlung mitteilte, das sei ein früheres Pferd von Skobelew, welches unter dem General sehr angestrengt worden sei, sich aber jetzt erholt habe. Das Pferd war entweder ganz abgejagt, oder Skobelew hatte es wegen Untauglichkeit abgeschafft, es ging weder im Schritt noch im Trab, noch im Galopp. Es war eine wahre Strafe, dieses hohe, melancholische Pferd zu reiten.

Da es mir bis zum Abend nicht gelang, Lowtscha zu erreichen, so mußte ich in einem türkischen Dorfe übernachten. Als ich an das erste Haus zu klopfen begann, kam ein Soldat heraus.

„Euer Hochwohlgeboren, bitte nicht zu klopfen, wir weisen Quartiere an, dazu sind wir hier aufgestellt."

Es war nämlich verfügt worden, in den türkischen Dörfern eine Wache zum Schutz gegen die durchmarschierenden Truppen aufzustellen und die Folge war, daß die türkischen Dörfchen bis jetzt voll von guten Sachen aller Art waren, während in den bulgarischen Not und Hunger herrschte.

Als ich am anderen Tage in die Stadt Lowtscha kam, konnte ich in allgemeinen Zügen den Plan der dort geschlagenen Schlacht und die Erstürmung der Höhen durch Skobelew erkennen. Nach Erzählung des letzteren und vieler Anderen erfuhr ich, daß die Schlacht sehr blutig gewesen war und daß in den Redouten die Toten haufenweise aufeinander lagen. Die Überzahl der russischen

Truppen war allerdings bedeutend, 20000 gegen 8000, aber es waren schrecklich steile Höhen zu erstürmen, welche noch überdies mit Erdwerken gekrönt waren, in deren Bau die Türken sich als Meister erwiesen.

Einer der Leute, welcher mir von dieser Schlacht erzählte, sprach sehr kaltblütig von den Leichenhaufen, von den Stellungen der Erstochenen und von dem üblen Geruch, welcher ringsum herrschte. Aber er konnte sich eines Schauders am ganzen Körper nicht erwehren, als er sich dessen erinnerte, daß nach drei oder vier Tagen aus dem Haufen Toter noch Lebendige hervorgezogen wurden. Jeder hat seine Schwachheit.

Ich bin fest überzeugt, wenn man die Erstürmung der Befestigungen nicht vollständig Skobelew anvertraut hätte, so wären sie nicht genommen worden.

Als ich in die Stadt Selwi kam, ging ich direkt zu Skobelew, welcher sich eben mit seinem Stabschef, dem Oberst Kuropatkin und einigen Kommandeuren beriet. Ich richtete ihm einen Gruß vom Ober-Kommandierenden aus und bemerkte sofort, daß mein Freund sehr nervös zu sein schien.

„Stellen Sie sich vor," sagte er, „Radecky will nicht von der Stelle, er sagt, er wolle nicht mit dem Kopf durch die Wand, der Schnee werde uns verschütten und dergleichen. Nun, wir werden auch allein gehen und wenn nötig, sterben wir."

Nicht wenig beunruhigte ihn auch das, daß die Truppen des Fürsten Mirsky, welche kürzlich die Stadt passiert hatten und auch zum Übergang über den Balkan von einer anderen Seite des Schipkapasses her bestimmt waren, einen

Teil der Schlachttiere, Sättel und andere Vorräte requiriert hatten, welche der umsichtige Skobelew schon lange für seine Truppen bereit gelegt hatte. Es ist merkwürdig, daß Skobelew und Kuropatkin schon im Oktober, als sie noch vor Plewna lagen, alles zum Übergang über den Balkan vorbereiteten. Es war nichts zu machen, man mußte alles nochmals vorbereiten, ohne eine Stunde Zeit zu verlieren. Kuropatkin eilte nach Tirnowa, wo er mit Hilfe des Gouverneurs, unseres gemeinschaftlichen turkestanischen Freundes Schtscherbinski, in drei Tagen wieder alles anschaffte.

In Gabrowo, wohin wir darauf gingen, herrschte eine babylonische Verwirrung. Was war aus dem niedlichen, reinlichen Städtchen geworden! Alles war mit Kranken angefüllt, hauptsächlich mit solchen, welche im Schipkapaß Körperteile erfroren hatten. In den Straßen und Höfen lagen krepierte Pferde, Frauen und Kinder irrten umher, die Witwen und Waisen von Bulgaren jenseits des Balkans, welche von den Türken ermordet worden waren. Dabei herrschte ein lebhafter Handelsverkehr, Thee, Zucker, Wein ꝛc. wurden in großen Mengen herbeigeführt, Heu und Hafer wurden um ihr Gewicht in Silber verkauft.

Auf den Straßen herrschte ein unbeschreibliches Gedränge und Gewühl. Es ist erstaunlich, daß sich in dieser Menschenmasse aller Art keine Spione fanden, um die Türken von dem beabsichtigten Übergang zu benachrichtigen. Diese dachten nicht an die drohende Gefahr von der Seite her, so daß sie ganz unerwartet überfallen wurden.

Skobelew suchte ein Pferd, da das eine der seinigen sehr abgängig geworden war. Er rühmte sehr meinen Paßgänger.

„Nehmen Sie ihn,“ sagte ich ihm.

„Nein, danke, ich muß ein weißes Pferd haben. Wissen Sie kein weißes?“

„Doch, aber es wird Sie nicht tragen, es ist zu klein.“

Irgendwo, ich glaube bei den Dragonern, fand er endlich ein gutes, hohes, weißes Pferd. Als ich nach Schipka ritt, um alte Bekannte dort zu besuchen, begegnete ich auf dem Wege von dort Skobelew, der durch den tiefen Schnee und Schmutz galoppierte. „Nun,“ dachte ich, „mit dem neuen Pferd wird es nicht lange dauern.“ Er sah nochmals Radecky im Schipkapaß, erhielt von ihm Befehle und hörte nochmals seine bestimmt ausgesprochene Absicht, aus den eingenommenen Stellungen nicht vorzugehen. Dasselbe hörte ich auch von dem tapferen General D., auch einem alten Turkestaner, dem Stabschef Radeckys, als ich ihn am Abend desselben Tages besuchte. Er war stark aufgeregt, einen Winterfeldzug über die Berge verwarf er und prophezeite uns den Tod im Schnee, nichts mehr und nichts weniger.

Der Plan zum Übergang über den Balkan mit Umgehung der türkischen Armee, welche bei Schipka stand, gehörte Radecky und seinem Stabschef Dmitrowsky an. Aber sie schlugen vor, das im Frühjahre zu thun und als der Ober-Kommandierende nach der Einnahme von Plewna Befehl gab, diesen Plan auszuführen, geriet Radecky in Entsetzen, erklärte, diese Bewegung sei beabsichtigt für das Frühjahr, aber nicht für den Winter und jetzt im tiefen Schnee unausführbar.

Skobelew dagegen war vollkommen vom Erfolg überzeugt und am 26. Dezember 1877 marschierte er nach dem Dorfe Toplisch, das in den Vorbergen liegt, wohin schon

früher die Truppen seiner Heeresabteilung vorgeschoben worden waren.

Mein Kosak, ein Kubaner, Kurbatow, hatte sich trotz meines strengen Befehls, mir nachzueilen, dennoch nicht beeilt. Er behauptete, man werde sich für die Nacht in Gabrowo schon einrichten können, aber er begann mit Freunden zu schwärmen, so daß ich für meine Vertrauensseligkeit bestraft wurde und während mehrerer Tage weder ihn, noch meine Sachen zu sehen bekam, d. h. während der ganzen Zeit des Überganges über die Berge. Plötzlich ging mir die Leinwand und die Farben zu meinen Skizzen aus und ich war genötigt, die Skizze eines rasch aufgeworfenen Laufgrabens 2c. auf das Brett einer Cigarrenkiste zu zeichnen.

In Toblisch kam ich nachts an und wußte entschieden nicht, wo ich mich in diesem Dörfchen verkriechen sollte, das mit Truppen überfüllt wär. Ich ging zu Skobelew, aber er hatte sich schon niedergelegt und schnarchte in seinem reckenhaften Schlummer, der ihn stets vor einem ernsten Gefecht so sehr stärkte. Da ich ihn als einen nervösen Menschen kannte, konnte ich niemals diese Fähigkeit an ihm begreifen, gerade dann einzuschlafen, wenn es nötig war.

Ich weiß nicht, wie ich in die Hütte des Oberarztes der Heeresabteilung geriet, eines sehr guten Mannes, den ich auf dem Verbandplatz gesehen hatte, aber nicht persönlich kannte. Er bewirtete mich mit Thee und in der benachbarten Hütte schlief ich mit unbekannten Herren. Von Insekten war nur Kavallerie da, was noch gut war, wenn

ich hätte unter Soldaten schlafen müssen, so wäre die graue Infanterie nicht zu vermeiden gewesen.

Am nächsten Tage zogen sich schon am frühen Morgen die Truppen in einer langen Bogenlinie den Abhang hinan bis zum Gipfel. Skobelew war vorne und es war schwer, ihn in dem Engpaß im Schnee einzuholen, man mußte sich vor den Bajonetten der Soldaten hüten. Die Sappeure waren am Tage vorher hier vorübergegangen und hatten den Schnee weggeschaufelt, aber es blieb doch noch soviel davon übrig, daß mein Pferd Fehltritte machte und einsank, und am unbequemsten war es, daß der aus dem Wege geschaufelte Schnee zu beiden Seiten des Weges ganze Mauern in Manneshöhe gebildet hatte, so daß die Soldaten einem Reiter nicht ausweichen konnten. Sie drängten sich unter Lachen und Scherzen gegen ihre Nebenmänner.

„Nimm doch das Bajonett ab! Sieh doch, beinahe hättest du dem Reiter die Augen ausgestochen.“

Beständig mußte ich gymnastische Übungen im Sattel machen, um nicht jemand zu überreiten, um nicht selbst in ein Bajonett zu rennen, oder mir die Kniee an einer Patronenkiste zu zerschlagen. Von den Bajonetten konnte ich mich fern halten, aber die Kniee zerschlug ich mir stark. Das Schwerste war natürlich, durch die uralischen Kosaken zu kommen, welche vor den Sappeuren mit den Führern gingen. Sie bahnten den Weg über die ganz mit Schnee bedeckten Berge, führten die Pferde am Zügel und sanken oft vollständig in den Schnee ein. Auch der Befehlshaber der Kosaken war ein Turkestaner, der Rittmeister Kirilin. Hinter den Kosaken folgte eine Compagnie Sappeure, unter dem Befehl von Laskowsky, einem Adjutanten

des Ober-Kommandierenden, welche den Weg regelrecht frei machten.

An einer Stelle erblickten wir ein sehr klägliches Bild, eine Gruppe Musikanten, welche sich bei einem Steinhaufen am Wege niedergelassen hatten. In ihren dürftigen Mänteln saßen sie da, eng aneinander geschmiegt wegen der Kälte. Ihre Instrumente lagen vor ihnen in Überzügen, einige von sehr großem Umfang. Die armen Künstler! Es war ihnen jetzt nicht musikalisch zu mute.

Es war noch ziemlich früh, als wir zur Rast auf einer Hochebene halt machten, gegenüber dem Felsen „Markus-Säulen." Unter den Bäumen zur Rechten wurde im Schnee eine freie Stelle ausgegraben für das Zelt Skobelews und Kuropatkins. Nicht weit davon ließen wir uns nieder, und im Halbkreis am Rande des Waldes, der die Ebene umgab, lagerten die Truppen.

Ich zeichnete eine Skizze dieser Stelle und erwärmte mich bei Skobelew mit einem Glas Thee. Dann aber mußte ich nach meinem kleinen Vorrat von Konserven, Kaffee und Chokolade greifen, welcher natürlich von unserer verhungerten Jugend sogleich vernichtet wurde. Wir versuchten auch, die Pferde mit Roß-Konserven zu füttern, aber sie wandten die Schnauze ab und nahmen dieses Futter nicht gerne. Bei den Soldaten flammten bald überall die Feuer auf, denn der ganze Wald stand zur Verfügung der Truppen. Obgleich die Türken beim Feuerschein uns entdecken konnten, hatte Skobelew doch richtig entschieden, es sei besser, durch den Feind Verluste zu haben, als durch den Frost, welcher ziemlich stark war. Die Soldaten waren

froh darüber, daß nicht nur das Schneetreiben, sondern auch der Wind aufgehört hatte, sonst hätte sich die üble Prophezeiung von D. zum Teil verwirklicht. Überdies muß gesagt werden, daß durch die Vorsorglichkeit Skobelews und seines Stabschefs Kuropatkin alles vorgesehen war. Alle Soldaten hatten Leibbinden und an den Füßen gefettete Fußlappen. Jeder hatte auch einen Vorrat von gekochtem Rindfleisch, Zwieback und Thee. Außerdem waren die Soldaten angewiesen, einander zu beobachten, damit nicht in der Nacht Fälle von Erfrieren vorkommen.

Ich bedeckte mich mit allem, was ich bei mir hatte, Halbpelz, Mantel und Decke. So lag ich unmittelbar am Feuer, fühlte aber doch, wie ich langsam erstarrte. Ich krümmte und bog mich zusammen, einem Kringel ähnlich, aber nichts half. Ich mußte alle Hoffnung auf Schlaf aufgeben und erwartete rauchend im Gespräch mit den Kameraden beim Feuer den Morgen. Ein Teil der Truppen erhob sich schon in der Nacht und ging weiter vor, und gegen Morgen folgten wir ihnen nach.

Ich zeichnete eine Skizze des Laufgrabens, der in dem Schnee gegraben war, zur Seite der türkischen Stellung. (Später malte ich danach ein Bild dieses Laufgrabens.) Als Skobelew auf diesem Wege fortgaloppierte, erwiderten die Soldaten lebhaft und heiter seinen Gruß.

Man mußte sehen, wie die Türken sich wunderten, als wir aus dem Walde auf dem offenen Abhang des Berges herauskamen. Sie feuerten einige Kanonenschüsse ab, aber ohne uns Schaden zu thun, ihre Kugeln flogen nicht bis zu uns herüber.

Alle Stellungen der Türken, sowie auch die unserigen lagen wie auf der flachen Hand vor uns und mit den

Feldstechern sahen wir deutlich alle Einzelheiten ihres Treibens in den Erdhütten.

Dort lag der Nikolausberg, wo unsere Soldaten uns mit Ungeduld verfolgten und das Resultat unserer Umgehung erwarteten, welche sie endlich von dem langen peinlichen Warten in den mit Schnee bedeckten Erdhütten von Schipka befreien sollte. Dort lagen die türkischen Batterieen auf dem sogenannten kahlen Berge, wo die Türken in großen Gruppen überlegten, was ihnen das Kismet, d. h. das Schicksal, vorbehalten habe. Unsere Bewegung aufzuhalten waren sie jetzt nicht mehr im stande, daran hätten sie früher denken müssen, und ein Flankenangriff auf uns von ihrer jetzigen Stellung aus durch den tiefen Schnee war sehr schwierig.

Es blieb ihnen nur übrig, unser Herabsteigen zu verhindern, aber damit hatten wir schon begonnen. Unsere Feinde hatten sich ganz und gar verspätet.

Beim Beginn unseres Herabsteigens lagen zwei hohe Berge zu jeder Seite des Weges. Als alter Krieger sagte ich sogleich zu Kuropatkin, diese beiden Höhenpunkte müßten unbedingt sofort und stark besetzt werden.

„Was sagen Sie, Wassili?“ fragte Skobelew, der uns voraus ritt und nach seiner Gewohnheit immer scharf darauf achtete, was in seiner Nähe gesprochen wurde.

Ich wiederholte, daß diese Höhen, welche den Abhang beherrschen, jedenfalls besetzt werden sollten.

„Ja, Alexe Nikolajewitsch,“ wandte er sich an Kuropatkin, „das ist vollkommen richtig. Lassen Sie sie sogleich besetzen und die Truppen sich eingraben.“

„Zu Befehl,“ erwiderte Kuropatkin widerwillig. Selbst sehr gebildete Offiziere nehmen sehr ungern Rat von Bürger-

lichen an, doch hatte ich eigentlich das Recht, mich für kriegerischer zu halten, als die meisten Offiziere unserer Heeresabteilung.

Skobelew war übrigens darüber erhaben und immer geneigt, einen Rat anzunehmen, wenn er ihn vernünftig fand, woher er auch kommen mochte.

Oberst Kuropatkin, der Stabschef Skobelews, war unstreitig einer der besten Offiziere unserer Armee. Von mittlerem Wuchs und nicht besonders imposanter Erscheinung, aber tapfer, vernünftig und kaltblütig. In vielen Charakterzügen war er das Gegenteil von Skobelew, der schon lange mit ihm befreundet war und ihn hochschätzte, obgleich er oft mit ihm stritt. Und man muß sagen, daß bei diesen Streitfällen der bedächtige Stabschef meist mehr recht hatte, als der glänzende General, der sich leicht hinreißen ließ. Doch kann man nicht sagen, daß der Gesichtskreis Kuropatkins größer war als der Skobelews, oft war es umgekehrt: z. B. bei der Frage nach der Möglichkeit eines Überganges über den Balkan im Winter, einer Frage von hoher Wichtigkeit für den Ausgang des ganzen Feldzuges, trat Kuropatkin der Meinung von R. und D. bei, d. h. er war absolut gegen diesen Übergang, Skobelew dagegen war mit Leib und Seele dafür und vollkommen überzeugt vom günstigen Verlauf. „Wir gehen hinüber und wenn nicht, so sterben wir mit Ruhm," wiederholte er seine Lieblingsphrase.

„Er weiß nichts anderes als „wir sterben, wir sterben", sagte Kuropatkin darüber zu mir noch in Plewna. „Sterben, das ist ja nicht schwer, man muß nur wissen, ob es sich lohnt, zu sterben."

Kuropatkin hatte nicht diese stutzerhafte und zugleich

dreiste Tapferkeit, wie Skobelew, aber auch er besaß eine bemerkenswerte Kühnheit. Es wurden auch Pferde unter ihm erschossen und Patronenkisten explodierten vor seiner Nase und er selbst wurde oft verwundet. Aber er blieb am Leben und ist jetzt ebenso furchtbar für die Feinde Rußlands, wie früher, — wenn nicht mehr.

Bald kam von der Avantgarde ein Sappeur mit der Meldung, die Türken greifen an. Ich sah, wie die Röte im Gesicht Skobelews aufstieg bei dieser Nachricht. Sogleich wandte er sich zu den Soldaten.

„Ich wünsche Euch Glück, Brüderchen, zum Beginn des Gefechts, die Türken greifen an.“

Die Soldaten antworteten vergnügt mit ihrem gewöhnlichen: „Wir werden uns Mühe geben, Excellenz.“

Der Ordonnanzoffizier Dukmassow wurde mit zwei Compagnien den Sappeuren zu Hilfe gesandt. Skobelew, welcher die Statuten des Georgenordens auswendig wußte, sagte ihm zuvor, er werde dafür das Georgenkreuz erhalten. „Schlagen Sie sie, dann werde ich Sie für einen tapferen Kerl ansehen.“

Das Hinabsteigen war noch mühsamer, als das Aufsteigen. An manchen Stellen versanken die Pferde im Schnee bis zum Halse. Ich war meinem Fuchs sehr dankbar für die verzweifelten Anstrengungen, mit denen er sich aus den Schneewehen herausarbeitete, ohne mich jemals mit der Nase darauf zu stoßen. An manchen Stellen war es jedoch ganz unmöglich zu reiten und man mußte hinabrutschen. Einige Soldaten ließen sich, wie bei ihren Jugendspielen hinabgleiten, manche kamen wohlbehalten an,

andere kopfüber, unter Lachen und Scherzen. Für mich selbst war es nicht schwer, herunter zu gleiten, aber das Pferd auf dieselbe Weise hinab zu bringen, war nicht so einfach. Ich weiß nicht mehr, wie ich mein Pferd an einer steilen Stelle, einem wahren Absturz, hinabführte, ich glaube, wir rutschten beide mit einander hinab.

Diese Stelle abzugraben hätte natürlich viel Zeit er-erfordert und wahrscheinlich deshalb unterließen es unsere Sappeure. Anderseits aber war es sehr gefährlich, wenn nicht unmöglich, solche Stellen stehen zu lassen und darauf Kavallerie oder gar Artillerie herabsteigen zu lassen.

Wir waren schon am südlichen Abhang des Balkans. Skobelew machte auf einer der äußersten Anhöhen Halt und betrachtete mit dem Fernglas lang und scharf das Thal der Tundscha und die türkischen Stellungen, welche sich vor uns ausdehnten.

Zur Linken lag der Nikolausberg mit Schipka. Die Stellungen unserer Regimenter zeichneten sich auf den weißen Schneemassen scharf ab, durch schwarze, unreine Linien. Im Feldstecher sahen wir alle Einzelheiten, oben auf dem Felsen des Nikolausberges lag die Meschtschersky-Batterie, welche nach dem Namen eines dort gefallenen Offiziers so genannt wurde. Infolge seiner Gewohnheit, sich französisch auszudrücken, sprach der tapfere Fürst Meschtschersky nur schlecht russisch und war deshalb anfangs die Zielscheibe für den Spott der Offiziere und der Soldaten, dann aber erwarb er sich durch seine Unerschrockenheit die allgemeine Achtung und starb ohne zu blinzeln tapfer auf seinem Posten.

Ich erinnere mich, wie ich schon bei meiner ersten Ankunft im Schipkapaß diese Batterie gezeichnet habe. Das Feuer war so stark, daß ich alle Augenblick nickte und den Kopf abwandte, wenn Kugeln, Granaten und zuweilen auch Bomben pfeifend von den türkischen Batterieen auf den jenseitigen Höhen herüberflogen. Die Kugeln flogen an dieser Stelle buchstäblich wie Regen umher und sich vor ihnen durch Kopfnicken schützen zu wollen, war einfach unsinnig.

Die Bomben wurden im Schipkapaß Krähen genannt. Diese Krähen durchschlugen sogar die Erdhütten. Wie man mir erzählte, saßen in einer derselben Offiziere beim Kartenspiel, als eine solche Krähe einschlug und alle tötete oder verwundete.

Weiterhin stehen die Ruinen eines türkischen Blockhauses. An einem Fenster desselben hatte ich einmal meinen Platz gewählt, um das Tundschathal zu zeichnen, das man von hier aus in einen wundervollen violetten Nebel gehüllt überblickte. Ich hatte einen Feldstuhl, aber um nicht an einer ganz unbedeckten Stelle zu sitzen, ließ ich mich im Hause an einem Fenster nieder. „Ach, unter das Dach wird sich keine Kugel verkriechen," dachte ich. Aber es kam anders. Die Türken beobachteten sehr genau und aus sehr naher Entfernung, was bei uns vorging. Natürlich bemerkten sie sehr bald den hinkenden Liebhaber von Landschaften, — es war im September, als meine Wunde noch nicht ganz geheilt war — und bewirteten mich mit drei Granaten Schlag auf Schlag. Die erste durchschlug die Wand, ohne großen Schaden zu thun, die zweite traf das Dach, aber nicht an der Stelle, wo ich saß, bewarf aber das ganze Blockhaus mit Sprengstücken und

beschmutzte meine Farben mit Staub, die dritte aber schlug mit einem Höllenlärm krachend in das Dach ein, gerade neben meinem Fensterbrett und bewarf mich und meine Malerei mit einer solchen Masse von Steinen und Erde, daß ich beschloß, mit der noch unbeendigten Skizze davonzugehen.

Noch weiterhin auf dem Berge lagen die Centralbatterie und die runde Batterie und dazwischen die Erdhütten des Minskschen Regiments. In einer derselben hatte ich einige Tage bei meinem Freund Naswetewitsch zugebracht. Auch weiterhin sah ich bekannte Stellen: Jenseits des Nikolausberges die türkischen Batterieen, die „Neunaugige", das „Krähennest" und der „Zuckerhut". Dort war auch der Teil des Weges, welchen in der letzten Zeit niemand mehr betrat, sondern durch einen Umweg umging, weil er offen vor den Blicken der Türken lag, und welcher ungeachtet dessen, daß er gewöhnlich von Reitern und Wagen nur im Galopp durchfahren wurde, doch mit Granaten und Bomben in Bogenschüssen beworfen wurde. Die Stelle wurde mit Recht „das Thal des Paradieses" genannt.

Unterhalb der russischen Stellungen lagen türkische Erdhütten und Batterien und ganz unten im Thal, von den Ruinen des Dorfes Schipka bis zum Dorf Schenowo sah ich die befestigten Hügel liegen, welche das Centrum der türkischen Stellung bildeten und hinter welchen der dichte Eichwald von Schenowo beginnt.

Weiterhin, gerade gegenüber unserem Abhang, liegt der Gebirgszug des kleinen Balkan, zur Rechten das Dorf Imetli, nach dem auch unsere Anhöhe benannt wird. Dahin und weiterhin nach rechts in das Tundschathal blickten

Skobelew und Kuropatkin besonders aufmerksam, da dem Gerücht zufolge von dorther das Heer Suleiman-Paschas der Armee im Schipkapaß zu Hilfe kommen sollte.

Die Vortruppen machten in der Schlucht Halt, um zu rasten und Skobelew ging nach seiner Gewohnheit vor, um den Weg zu rekognoszieren. Er war zu Pferd, aber die Türken, welche sich auf dem Felsen festgesetzt hatten, eröffneten ein so heftiges Feuer, daß wir absteigen mußten. Kuropatkin war bei uns, sowie auch sein Gehilfe, Graf Keller, ich und einige Kosaken. Ich erinnere mich nicht, ob noch mehr Offiziere dabei waren. Die Türken überschütteten uns buchstäblich mit Blei und es war unmöglich, sie von dort zu vertreiben, da unsere Krenkagewehre nicht bis zu ihnen hinübertrugen. Ich begann in mein Taschenbuch den vor uns liegenden Teil des Thales abzuzeichnen, während Skobelew noch weiter vorging. Als ich aufblickte, führte man Kuropatkin unter dem Arm zurück, bleich wie ein Tischtuch. Er machte Halt, um sich auf demselben Felsblock zu erholen, hinter welchem ich zeichnete. Eine Kugel hatte ihn am linken Schulterblatt getroffen, war am Knochen entlang geglitten und dann hinausgegangen. Der Bedauernswerte war schrecklich abgefallen und bat mich, die Wunde zu besichtigen und ihm die Wahrheit zu sagen, ob sie tötlich sei. Bald kam Skobelew und wir kehrten zurück. Kuropatkin wurde natürlich unter den Armen geführt, da er nur mit Mühe die Beine fortbewegen konnte.

Ich bin schon in sehr starkem Feuer gewesen, aber ich gestehe, in einem solchen Höllenfeuer noch nicht. Selbst an der Donau bei unserem Angriff mit dem Minenboot,

als man uns vom Ufer und von dem türkischen Schiff aus mit Geschossen überschüttete, war das Feuer nicht so stark.

Um unsere Beine, Arme, Köpfe flog eine Kugel nach der anderen, bald pfeifend, bald singend, schlug an den Felsen und fiel entweder zu Boden, oder rikochetierte. Es folgte nicht ein Schuß auf den andern, nein, es war ein beständiger Trommelwirbel von Schüssen, die auf unsere Truppen gerichtet waren, ein zudringliches, lästiges, mückenartiges Summen.

Mein Pferd und das Skobelews, welche uns am Zügel nachgeführt wurden, blieben unverletzt. Aber das Pferd meines Bulgaren wurde erschossen, wie überhaupt viele Menschen und Tiere getroffen wurden.

Ich ging zur linken Seite von Skobelew und ich gestehe, daß ich bei diesem Prasseln nicht ganz kaltblütig bleiben konnte.

„Warte, Brüderchen," dachte ich, „gleich wird es Dich treffen, dann wird Dir das Geheimnis offenbar, das Du so gern erkennen wolltest, — was der Krieg ist."

Ich erinnere mich aber, daß ich auch Skobelew beobachtete. Ich sah nach ihm, ob er sich nicht etwa ein wenig bücke beim Pfeifen der Kugeln. — Nein, er bückte sich nicht im geringsten. Ich schaute nach ihm, ob nicht eine unwillkürliche Muskelbewegung im Gesicht oder an den Händen zu bemerken sei. — Nein, sein Gesicht war ganz ruhig und die Hände hatte er, wie immer, in die Taschen des Paletots gesteckt. Dann forschte ich nach irgend einem Ausdruck von Unruhe in den Augen, ich hätte sie erkannt, auch wenn sie gut und tief verborgen gewesen wäre. Doch nein, ich nahm nur einen gewissen milden Blick wahr, der auf innere Besorgnis deutete, welche dem fremden Blick tief verborgen

war. Nein, er ging in seinem gewohnten schaukelnden Schritt und hielt den Kopf etwas zur Seite geneigt.

„Zum Teufel," dachte ich, „er geht immer langsamer und langsamer! Vielleicht gar absichtlich?"

Das Gewehrfeuer war einfach barbarisch, jeden Augenblick fiel ein Mann oder ein Pferd. Der tapfere Kuropatkin, der hinter uns am Arm geführt wurde, rief von dorther:

„Lauft, wer noch unverletzt ist, sie bringen alle um!"

Graf Keller und noch einige liefen in Sätzen voran. Ich, als ein mit dem Feuer mehr vertrauter Krieger, blieb bei Skobelew zurück.

„Nun, Wassili Wassiljewitsch," sagte er später, als eine Biegung des Weges uns endlich vor den türkischen Kugeln schützte, „heute sind wir Spießruten gelaufen."

Es interessierte mich, den inneren Zustand Skobelews während der starken Gefahr kennen zu lernen und ich fragte ihn später darüber:

„Sagen Sie mir aufrichtig, ist es wirklich wahr, daß Sie sich an die Gefahr gewöhnt haben und nichts mehr fürchten?"

„Unsinn," erwiderte er. „Man hält mich für tapfer und glaubt, ich fürchte mich vor nichts. Aber ich gestehe, ich bin ein Feigling. Jedesmal, wenn das Gewehrfeuer beginnt und ich ins Feuer gehe, so sage ich mir, diesmal werde es wahrscheinlich ein schlechtes Ende nehmen. Als mich bei den grünen Hügeln eine Kugel streifte und ich niederfiel, war mein erster Gedanke: „Nun, Brüderchen, Dein Lied hat ausgeklungen."

Ich gestehe, es war mir sehr angenehm, dies von

Skobelew zu hören, weil danach meine eigene Persönlichkeit weniger feigherzig erschien. Nicht etwa, daß ich die Tapferkeit besonders verehre, aber die Feigheit, Nervosität, welche man so oft begegnete, war mir sehr widerlich. Da ich erkannte, daß ich mich im starken Feuer nicht ganz ruhig fühlte und fürchtete, es werde jeden Augenblick ein Treffer kommen und die angefangenen Gemälde werden unbeendigt bleiben, — so war es mir sehr angenehm, daß auch Skobelew dem Tode keineswegs kaltblütig ins Auge sah, sondern nur seine Gefühle gut zu verbergen verstand. Also war ich kein vollkommener Feigling.

„Ich habe mir zur Regel gemacht, mich niemals vor dem Gewehrfeuer zu bücken," sagte er mir, „wenn man sich das einmal erlaubt, so geht man weiter, als man soll."

Jetzt, nach dieser Antwort, glaube ich wirklich, daß es keinen Menschen giebt, welcher im Feuer ruhig ist, so sehr er sich auch bemühen mag, so zu erscheinen.

Kuropatkin wurde flüchtig verbunden und auf einer Tragbahre in das Spital nach Gabrowo über den Balkan zurückgesandt. Vor dem Abschied sagte er: „Hören Sie meinen letzten Rat, schlagen Sie schnell diese Türken, um jeden Preis, sonst werden sie uns viele Leute töten."

Beim Abschied von Kuropatkin war Skobelew dem Weinen nahe, wischte aber rasch die Thränen ab und faßte sich.

„Oberst Graf Keller, Sie werden als Stabschef fungieren."

„Zu Befehl, Excellenz."

„Nun hat es ein Avancement gegeben," scherzte Kuropatkin, während er sich entfernte.

In unserem Detachement fühlten alle schmerzlich seinen Verlust. Skobelew sagte mir, er sei ihm unersetzlich.

Der General befahl den Sturm auf die türkische Stellung, aber der Oberst Panjutin, welchem dieser Befehl erteilt wurde, bat um die Erlaubnis, erst einen Versuch zu machen, die Türken durch Gewehrfeuer zu vertreiben.

Das eine seiner Bataillone war mit Peabodygewehren*) bewaffnet, die bei der Übergabe von Plewna erbeutet worden waren und zwei Compagnieen mit diesen Gewehren überschütteten buchstäblich die Türken mit Blei, so daß nach einigen Minuten kein Schuß mehr von dort herüberkam und die Feinde alle von dort verschwunden waren. Ein überzeugenderes Beispiel dafür, was eine gute Bewaffnung bedeutet, ist mir selten vorgekommen.

Natürlich hat Panjutin hier viele Soldatenleben gerettet, weil ein Sturm auf die Türken, die sich hinter den Felsen festgesetzt hatten, nicht ohne großen Verlust abgelaufen wäre. Wie viele der Unserigen wären gerettet worden, wenn man mit den bei Plewna erbeuteten Gewehren einen Teil unserer Truppen bewaffnet hätte. Von diesen Gewehren waren einige Zehntausende, sowie Millionen von Patronen vorhanden.

Alle diese Zehntausende von Peabodygewehren lagen in Haufen unter dem Schnee während der ganzen Zeit, die ich in Plewna zubrachte, — etwa zwei Wochen, — und ebenso auch die Patronenkisten. Diese lagen in großer

*) Das Peabodygewehr ist ein Repetiergewehr amerikanischen Ursprungs, das aber jetzt schon weit überholt ist.

Menge umher, sowohl auf dem Wege, als zur Seite desselben, auf eine Strecke von mehreren Kilometern, und da niemand sie wegräumte, so wurden hunderte und tausende derselben durch vorüberfahrende Wagen zerquetscht oder in die Luft gesprengt.

Skobelew war durch den Verlust Kuropatkins etwas aus dem Geleise gebracht. Er war nervöser und unruhiger als gewöhnlich und führte mich alle Augenblicke zur Seite.

„Wassili Wassiljewitsch, was meinen Sie? Geht es bei mir ordentlich zu? Sagen Sie mir Ihre Ansicht. Sehen Sie keine Unordnung? Graf Keller ist ein guter Offizier, aber unerfahren. Ich fürchte, es wird Verwirrung geben."

Ich beruhigte ihn und sagte, mir scheine, bis jetzt gehe alles so, wie es sein müsse.

„Haben Sie die Höhen besetzt, welche den Paß beherrschen?" fragte ich.

„Ja, die Leute sind schon dahin abgesandt."

„Haben Sie ihnen befohlen, sich einzugraben?"

„Jawohl."

„Überzeugen Sie sich, ob der Befehl ausgeführt wurde."

Zu diesem Zweck wurde Ch. abgesandt und ich muß lachen, wenn ich daran denke, wie dieser tapfere Offizier, als er auf den Anhöhen Truppen bemerkte, sie für Türken hielt.

Skobelew konnte sich noch immer nicht beruhigen.

„Wassil, Sie waren bei Gurko, sagen Sie mir die Wahrheit, — war bei ihm bessere Ordnung als bei mir?"

„Die Ordnung war nicht besser, aber er war weniger aufgeregt als Sie."

„Bin ich denn aufgeregt?“

„Ein bißchen. Da haben Sie nach derselben Stelle schon den dritten Ordonnanzoffizier abgesandt.“

Ich erinnere mich, daß ich in Plewna nach meiner Rückkehr vom Gardekorps in freundschaftlicher Unterhaltung mit den beiden Skobelew, Vater und Sohn, und noch einem anderen General Gurko gegen einige ungerechte Vorwürfe verteidigen mußte, unnützes Geschwätz, wie es aber gewöhnlich von zwanzig Zungen wiederholt wird. Michail Skobelew, der Sohn, war für die Stellung Gurkos als Befehlshaber einer Armee von 100000 Mann nicht gleichgültig, beschuldigte mich aber der Parteilichkeit und wurde zornig.

Es wurde gemeldet, Laskowsky, ein Adjutant des Ober-Kommandierenden, sei verwundet. Obgleich seine Wunde nur leicht genannt wurde, bedauerte man doch den Verlust dieses guten, kaltblütigen Offiziers.

Inzwischen befahl der General dem Oberst Panjutin, die Türken aus dem Schützengraben unten an dem Abhang zu vertreiben, von wo aus sie uns viele Leute verwundeten.

General Stoljetow, einer meiner frühesten Bekannten, noch aus dem Kaukasus, wurde abgesandt, um das Dorf Imetli zu besetzen. Ich muß hier bemerken, daß Stoljetow schon Oberst war, als Skobelew erst die Epauletten anlegte und daß jetzt der erstere als Generalmajor unter dem Kommando des letzteren stand, der inzwischen General-Lieutenant und Kommandierender eines selbständigen Detachements geworden war. Zu seiner Rechtfertigung sagte Stoljetow:

„Einen solchen Renner, wie Skobelew, holt man nicht ein.“

Diese Nacht verbrachten wir im Schnee in unserer Schlucht bei einem Lagerfeuer, welches mühsam mit feuchten Zweigen unterhalten wurde, die auch nur mit Mühe angeschafft worden. Die Kosaken und überhaupt die Gemeinen in der Umgebung Skobelews waren eine solche wilde Bande, daß sie sich nicht im geringsten um ihn kümmerten. Erst wenn er die Geduld verlor und Schimpfworte und Drohungen ausstieß, machten sie eilig, was nötig war. „Der Teufel soll Euch holen, ich werde alle durchhauen," schrie er gewöhnlich in solchen Fällen. Erst dann that sein Bursche träg und laut murrend was nötig war, während die anderen durch die Drohung ernstlich erschreckt zu sein schienen. Es blieb indessen nicht immer bei den Drohungen, zuweilen teilte Skobelew schreckliche Hiebe aus, und sein Bursche Kurkowsky erhielt in Plewna wegen seiner Grobheit gegen den Ordonnanzoffizier Ch. solche Püffe, daß er sich einige Tage nicht rühren konnte. Das aber hielt Skobelew nicht ab, sogleich nach einer solchen Exekution wieder mit seinem Trabanten zu scherzen, der dann aber die Scherze des Gebieters sehr mürrisch und zurückhaltend aufzunehmen pflegte.

Am Feuer saßen außer Skobelew noch einige Offiziere, aber N. D., unser tapferer und überall rechtzeitig gegenwärtiger Korrespondent, war nicht sichtbar, wahrscheinlich befand er sich in Imetli. Ich weiß nicht, ob Skobelew schlief, vielleicht verstand er es auch hier, zu schlafen, aber ich brachte es nur zu einem leichten Schlummer. Mein Kopf war schwer und der Magen leer, wir hatten nichts zu essen und jeder erhielt nur ein Glas Thee. Besonders schwer mußte es dem verwundeten Laskowsky zu Mute sein, welcher mit einem kurzen Halbpelz auch hier im Schnee

lag. Seine Wunde war, wie man das nennt, eine sehr glückliche. Die Kugel hatte ihn unter dem Arm getroffen, ohne die Brust zu verwunden. Er wollte sogar am Morgen mit uns ausreiten, um die feindliche Stellung zu betrachten und achtete nicht auf den Rat, sich in acht zu nehmen, aber ich führte ihn mit Gewalt zurück und veranlaßte ihn, nach Gabrowo ins Hospital zu fahren, zur großen Freude seines treuen Burschen.

Der Morgen war wundervoll. Eine kleine türkische Abteilung stand in unserer Nähe unten am Berge, mit der Absicht, unser Herabkommen zu verhindern, entfernte sich aber bald, ohne das Glück zu versuchen. Der Feind glänzte weder durch gute Anordnung, noch durch Entschlossenheit.

Von den Batterieen von Schenowo donnerte Geschützfeuer herüber, wir hatten aber nichts, um darauf zu antworten. Als Skobelew gemeldet wurde, auf diesem Wege sei es unmöglich, die Artillerie heranzubringen, bestand ich darauf, daß wenigstens einige Geschütze herbeigeschleppt werden sollten. Dieses befahl der General auch. Inzwischen versuchte man, vom Wege aus mit unseren Berggeschützen zu antworten, aber die Geschosse erreichten nicht ihr Ziel. Dennoch brachte der Donner der Geschütze den bekannten Effekt hervor, er benachrichtigte den Feind, daß auch wir Artillerie haben und ermutigte unsere Soldaten.

„Da sind sie, die Unserigen antworten,“ riefen sie vergnügt.

Skobelew bat mich, eine Skizze der Gegend aufzunehmen, mit Angabe der türkischen Stellung, um sie seinem Bericht beizulegen. Da auf der Höhe über dem Weg vieles nicht sichtbar war, so ging ich etwas tiefer hinab. Aber dies

sollte ich bereuen. Die Kugeln flogen in solcher Menge herüber, daß nur die Furcht vor Schande mich abhielt, sofort davon zu laufen und ich nur hastig meinen Plan zeichnete. Bei diesem Anlaß griff ich nach meinem Album mit den Zeichnungen — es war fort. Dieses Album enthielt Skizzen von Plewna und Gorny-Dubnjak bis zu den letzten Tagen. Ich überlegte im Gedächtnis, wo ich diesen mir so wertvollen Gegenstand verloren haben konnte. Ich erinnerte mich, daß ich das Album zum letztenmale in den Händen gehalten hatte, als ich auf den verwundeten Kuropatkin zueilte und ihn umarmte. Damals erwies sich diese Zärtlichkeit doppelt überflüssig, erstens deshalb, weil Kuropatkin knurrte: „Was küssen Sie mich? Sehen Sie lieber nach meiner Wunde." Und zweitens deshalb, weil ich dabei mein Album fallen und im Schnee liegen ließ. Ich eilte an diese Stelle zurück, aber alles Suchen war vergebens. Das war auch zu erwarten, weil eine Menge Soldaten inzwischen vorübergegangen war, welche mein armes Buch wahrscheinlich umhergeworfen und mit Füßen getreten hatten.

Bei diesem Suchen sah ich, welche Menge von Soldaten, Kosaken und Pferde gestern getötet worden war, hauptsächlich während der erwähnten Rekognoszierung Skobelews. Dem einen war buchstäblich die ganze Brust und der Bauch weggerissen, so daß in der Mitte kaum etwas übrig blieb.

Mein Album war nirgends zu finden. Es war verloren mit allen Anmerkungen, die ich so nötig hatte für meine zukünftigen Arbeiten. In diesem Augenblick begegnete ich einem bekannten Offizier vom Wladimirischen Regiment.

„Wissen Sie," sagte er, „man hat ein Album Ihres verstorbenen Bruders gefunden, wahrscheinlich haben es

die Türken ihm abgenommen, als er tot war und es hierher nach Imetli gebracht.“

„Das ist wahrscheinlich mein Album, das ich jetzt suche. Bei wem haben Sie es gesehen?“

Er nannte mir einen Offizier eines donischen Kosakenregiments und ich ritt davon, um diesen aufzusuchen. Dieses Regiment kam eben den Berg herab. Skobelew stellte es persönlich im Thale auf.

Endlich erlangte ich mein teures Buch wieder. Ein Soldat hatte es an der Stelle aufgehoben, wo ich gezeichnet und wo der verwundete Kuropatkin ausgeruht hatte. Er nahm es mit sich nach Imetli, ließ es im Gedränge bei einem Brunnen wieder fallen, worauf ein Kosak es aufhob und seinem Offizier übergab, der es endlich mir übergab.

Ich kehrte nach unserem Bivouac zurück. Überall schmolz der Schnee, es war sehr warm und mich quälte der Durst. Rastende Soldaten tranken Thee, ich setzte mich zu einem von ihnen, welcher mir liebenswürdig nicht eine Tasse, sondern den Deckel eines Feldkessels anbot, mit einem Theeähnlichen Getränk gefüllt.

Im Gespräch mit dem Soldaten erfuhr ich, daß man Thee und besonders den Zucker sehr knapp lieferte. Von Zucker erhielten sie die bestimmte Anzahl Stücke, aber nur von mikroskopischen Dimensionen.

Obgleich bei Skobelew im allgemeinen die Verpflegung der Soldaten geordnet war, weil der General streng darauf sah, bedaure ich doch, daß ich vergaß, ihm von diesen Zuckerstückchen zu sagen. Ich bin überzeugt, daß sie während

des übrigen Feldzuges in seinem Detachement eine bessere Gestalt erhalten hätten.

Ich fand Skobelew am Abhang im Gespräch mit dem Fürsten Wäsemsky, dem Kommandeur der Brigade der bulgarischen Landwehr, wenn ich nicht irre, welcher gekommen war, um zu melden, es sei unmöglich auf diesem Höllenwege auch nur ein Geschütz heran zu bringen. Skobelew bestand nicht mehr darauf, was ich aber bedauerte. Wäre das bei Gurko vorgekommen, so hätte dieser befohlen sie herbeizuführen „um jeden Preis.“ Und wahrscheinlich wären wenigstens zwei Geschütze herbeigeführt worden.

Ich erinnere mich, wie bei Etropol mein Freund, General D., dem General Gurko melden ließ, es sei keine Möglichkeit vorhanden, die Geschütze auf die Höhe zu schleppen, wie befohlen war, und darauf die lakonische Antwort erhielt: „Mit den Zähnen herbei schleppen!“ — Die Geschütze wurden auch wirklich herbei geschleppt, nicht mit den Zähnen, sondern mit Ochsen, aber für die Sache selbst war das gleichgültig.

Fürst Wäsemsky meldete im Gespräch mit Skobelew auch, daß die vordersten Truppen des Fürsten Mirsky vom Gipfel aus schon lange sichtbar seien und jetzt auch vom Abhang aus zu sehen wären, welche von der anderen Seite von Schenowo her in das Thal hinabzogen. Wirklich konnte man, wenn auch mit Mühe, in der Ferne auf der weißen Schneemasse kleine dunkle Linien bemerken, Regimenter, welche sich in der Richtung nach Schenowo zu bewegten, also die Türken bereits angriffen. Man vernahm sogar das Knattern der Schüsse. Skobelew befragte

Wäsemsky, welche Teile er auf dem Wege begegnet habe, und ob von der 16. Infanterie-Division zwei Regimenter hinabgestiegen seien und ob das dritte jetzt den Abhang hinabsteige. Die ganze Kavallerie war noch auf dem Wege, außer einem Kosakenregiment — augenscheinlich war es unmöglich, am heutigen Tage die ganze Heeresabteilung Skobelews zu sammeln.

„Wie denken Sie, Wassili Wassiljewitsch," fragte mich Skobelew, indem er nach dem anderen Detachement hinüberdeutete, „werden sie Schenowo bald erreichen?"

„In 2 oder 2¼ Stunden, wenn die Türken sie nicht zurückhalten."

„Dann, bitte, sagen Sie Panjutin, er soll die Schützengräben angreifen."

Ich galoppierte so, daß mein armer Fuchs gedacht haben muß, ich sei verrückt geworden, auf einem solchen Wege zu galoppieren. Er ermüdete sichtlich und konnte sich kaum fortschleppen. Der Befehl wurde schon zu lange erwartet, so daß ich schon von ferne Panjutin zurief:

„Oberst Panjutin, belieben Sie anzugreifen!"

Dieser war so erfreut, daß er sich das nicht zweimal sagen ließ." „Gott sei Dank," sagte er, nahm die Mütze ab, bekreuzigte sich und rückte so rasch vor, daß er schon an den Schützengräben vorüber war, ehe ich die vor mir liegende große Biegung des Weges zurücklegen konnte und ihn einholte.

„Der General befiehlt, vorläufig nur bis zu den Schützengräben vorzugehen," sagte ich.

„Wir sind schon daran vorüber. Warum haben Sie das nicht früher gesagt?"

„Wer konnte wissen, daß Sie so rasch vorgehen werden?"

Als ich mich umsah, kam Skobelew im Galopp gerade auf uns zu.

„Wassili Wassiljewitsch, haben Sie die Truppen über die Schützengräben hinausgeführt?“

„Ja.“

„Befehlen Sie, Halt zu machen, Excellenz?“ fragte Panjutin.

„Nein, ich wollte Sie eben noch weiter vorschieben. Gehen Sie jetzt vor, ich werde Sie später anhalten, wenn es nötig ist.“

Mir fiel ein Berg von den Schultern.

Das Schießen wurde bei den Truppen Mirskys heftiger, man hörte Salvenfeuer und das Hurrageschrei der Unserigen, sowie das „Allah“ der Türken. Dort war der Kampf schon heftig entbrannt und wir mußten den Unserigen zu Hilfe kommen. Aber womit? Die bereits herabgekommenen Streitkräfte waren zu unbedeutend und der übrige Teil kam im Paß sehr langsam vorwärts, worüber Skobelew schrecklich wütete. Obgleich er einen Ordonnanz-Offizier nach dem anderen absandte, um zur Eile anzutreiben, marschierte die Kavallerie doch entsetzlich langsam und versperrte den übrigen Infanterie-Regimentern den Weg. Da wenigstens etwas in Reserve gehalten werden mußte für den Fall, daß man auf zu starke Kräfte stoßen sollte, da die Türken nach unseren Nachrichten eine starke Truppenmacht zur Stelle hatten, so hätte man den Kampf mit einem einzigen Regiment beginnen müssen, was einfach unsinnig gewesen wäre. Um aber dennoch einen Teil der feindlichen Streitkräfte auf sich abzulenken, demonstrierte der General, stellte die Bataillone zum Angriff auf und schob die Bergartillerie vor. Da unsere Kanönchen immer

noch nicht das Ziel erreichten, so wurden die Protzwagen untergelegt und die Geschütze dadurch immer mehr und mehr in die Höhe gerichtet, so daß sie endlich bis in die Mitte der Feinde trafen. Dort entstand eine heftige Bewegung, man bereitete sich zu unserem Empfange vor, besonders als ich Panjutin beredete, zwei Salven geben und dann das ganze Regiment Hurra schreien zu lassen.

Drei türkische Geschütze antworteten uns. Längs des ganzen Dorfes hin zog sich eine dichte Vorpostenkette von Reitern, wahrscheinlich Tscherkessen.

Wir standen ganz nahe am Feind und natürlich nötigten wir ihn nicht nur, einen Teil seiner Streitkräfte nach uns zu wenden, sondern auch nicht wenige seiner Reserven in Unthätigkeit zu halten.

Nachdem Skobelew während der Nacht alle seine Streitkräfte gesammelt hatte, beschloß er, am nächsten Tage einen entscheidenden Schlag gegen die Türken zu führen. Mehrmals sprach er davon und ich stimmte lebhaft diesem Entschluß bei. Als er zu Panjutin ging, der mit seinem Regiment in vorderster Linie stand, und ihm sagte, er werde morgen angreifen, erwiderte der tapfere Oberst: „Aber, Excellenz, jetzt ist Kuropatkin nicht da, es wird nichts Gescheites dabei herauskommen."

Obgleich dies laut gesagt worden war, antwortete Skobelow nur:

„Wie schmeichelhaft! Warten Sie nur, Sie werden es noch sehen!"

Panjutin war augenscheinlich höchst ungeduldig. Was mich betrifft, so bin ich der Meinung, so wenig Bedeutung und Autorität derselben auch zukommen mag, daß mit unseren unbedeutenden Kräften kein Angriff gewagt werden

durfte. Natürlich wünschten wir alle lebhaft, vorzugehen und Skobelew mehr als alle anderen, aber das war für jetzt mit Aussicht auf Erfolg nicht möglich, solange die Truppen noch nicht aus den Bergen herausgekommen waren.

Es dunkelte bereits. Der General befahl, bei Einbruch der Nacht die Truppen zurückzuführen. Ich riet ihm, längs der ganzen bisherigen Stellung Wachtfeuer anzünden zu lassen, um die Aufmerksamkeit der Türken auch ferner auf unsere Seite zu lenken. Dieses that Skobelew auch.

Bei dem anderen Heeresteil war schon lange alles still geworden. Später erfuhren wir, daß dort ein heißer Kampf stattgefunden hatte.

Was es der wachsamen, nervösen, beweglichen Natur Skobelews kostete, sich an diesem Tage des Angriffs zu enthalten, habe ich gesehen, da ich die ganze Zeit über bei ihm war. Meist waren wir allein, weil er beständig mich beiseite führte, mit dem Verlangen, auszusprechen, was er auf dem Herzen hatte.

„Wie denken Sie, Wassili, habe ich richtig gehandelt daß ich heute keinen Sturm unternahm? Ich weiß, man wird sagen, ich habe es absichtlich unterlassen und mir vorwerfen, ich sei mit Vorbedacht nicht zu Hilfe gekommen. Nun, meinetwegen, ich werde meinen Abschied nehmen.“

„Was reden Sie von Abschied?“ beruhigte ich ihn, „Sie haben gethan, was Sie thun mußten und konnten. Sie haben einen Teil der türkischen Kräfte auf sich gezogen, aber an einen Sturm mit einem Regiment war nicht zu denken.“

Hier kam Stoljetow zu uns. Ich rief ihn zum Zeugen

auf und bat ihn, seine aufrichtige Meinung zu sagen. Ohne Umstände sagte er, mit so unbedeutenden Kräften eine starke Stellung zu stürmen, wäre äußerst gefährlich, wenn nicht unmöglich gewesen.

Skobelew beruhigte sich etwas, aber er war vollkommen Krieger und sein Gefühl sagte ihm, daß etwas Mißliches vorgegangen sei, — daß das Herauskommen seiner Truppen aus den Bergen sich verspätet habe, so daß er nicht zur rechten Zeit Hilfe bringen konnte.

Er kam noch oft darauf zurück.

„Wassili Wassiljewitsch, kommen Sie einen Augenblick hierher. Ich konnte doch wohl nicht anders handeln? Nun meinetwegen, nun, ich gehe ab, ich nehme meinen Abschied, wenn man mir Vorwürfe macht."

Mit Bedauern hörte ich diese Rechtfertigungen an, dieses Weinen eines Kriegers, der nicht zur rechten Zeit den Seinigen hatte Hilfe bringen können.

Er ritt durch die Regimenter, befahl überall, sich einzugraben und sich so zu sichern, wie wenn ein ernster Angriff von seiten des Feindes bevorstehe. Dabei sprach er mit den Soldaten und erinnerte sie an frühere Fälle, wo sie es vernachlässigt hatten, sich einzugraben und dadurch viele Verluste erlitten hatten.

Ich gestehe, ich weiß bis heute noch nicht, ob von Radecky ein allgemeiner Angriff beider Heeresteile für diesen Tag bestimmt war oder nicht. Wenn es der Fall war, so traf natürlich Skobelew eine gewisse Verantwortlichkeit dafür, daß er nicht zur bestimmten Zeit seinen ganzen Heeresteil aus den Bergen herausgebracht hatte, obgleich sich dieses als materiell unmöglich erwies, — wenn aber nicht, so fiel natürlich die Verantwortlichkeit dem anderen Heeresteile

zu, welcher angriff, ohne sich versichert zu haben, daß Skobelew im stande sei, mitzuwirken und daß er schon aus den Bergen herausgekommen sei.

Da ich die nervöse Aufregung Skobelews sah, schlug ich ihm vor, sogleich einen Ordonnanz-Offizier an Radecky abzusenden, um Meldung zu machen über das, was vorgegangen und was morgen geschehen soll und zugleich um Instruktionen zu erbitten, wenn solche nötig seien. Dieses sollte Skobelew wenigstens beschäftigen und beruhigen.

„Aber das ist nicht möglich, jetzt zu Radecky zu reiten und bis zum Morgen zurück zu sein," erwiderte er.

„Im Gegenteil, ich bin überzeugt, es ist möglich. Senden Sie Dukmassow, das ist ein braver Junge. Sagen Sie ihm, morgen früh müsse er zurück sein; wenn er das ausführt, geben Sie ihm das Kreuz, wenn nicht, so schicken Sie ihn in Arrest."

Skobelew willigte ein.

Ich suchte Dukmassow auf und sagte ihm, er solle sich vorbereiten, sogleich über die Berge zu reiten. Der schneidige Kosak machte sich fertig, ohne zu blinzeln. In Wirklichkeit war es keine leichte Aufgabe, in 16—17 Stunden zweimal über den Balkan zu reiten und noch hinauf nach dem Schipkapaß zu Radecky und das alles auf einem erbärmlichen Wege, der ganz von Truppen überschwemmt war. Aber Dukmassow führte das aus.

Wir kehrten nach Imetli zurück, um zu übernachten. Längs der ganzen Linie der feindlichen Stellung an den Orten, wo unsere Truppen gestanden hatten, brannten hell die Lagerfeuer und hielten die Türken in Unruhe.

Im Dorfe gab es viel Heu, aber wenig Wohnräume, da die meisten Häuser zerstört waren. Zu meinem Un-

glück war es dem berittenen Bulgaren, den man mir mitgegeben hatte und dessen Pferd bei der Rekognoszierung erschossen worden war, wahrscheinlich langweilig geworden, meine Sachen umherzuschleppen. Er hatte sie vielleicht verkauft oder weggeworfen und war selbst auch verschwunden. Er hatte mein Fernglas, meinen Revolver und andere Notwendigkeiten, besonders bedauerte ich den Verlust meines Revolvers, eines Andenkens an meinen Bruder Sergee, der bei Plewna gefallen war.

Lange ging ich im Dorfe zwischen den Lagerfeuern umher, um meinen Bulgaren zu suchen. Ermüdet und hungrig kam ich an die Hütte, welche für Skobelew vorbehalten war.

„Nicht zu Hause," sagte sein Kosak.

Ich streifte noch einige Zeit umher und ging dann wieder dahin.

„Noch immer nicht gekommen."

„Nun," dachte ich, „ich muß ihn erwarten, sonst wird es ganz schlimm. Zu essen habe ich nichts."

„Jetzt muß er bald kommen," sagte der Kosak, „das Abendessen ist fertig."

Mir wässerte der Mund.

An der Pforte wurden Schritte hörbar, in der schrecklichen Dunkelheit stieß Skobelew mit dem Kosaken zusammen und wahrscheinlich infolge der Aufregung des Tages, schlug Skobelew den Kosaken so stark, daß dieser niederfiel.

„Was kriechst Du mir unter die Beine, Vieh?!"

Dann erblickte er mich. „Wer ist da? Ach, Sie sind's, Wassili Wassiljewitsch! Nun, entschuldige, mein Täubchen," sagte er zu dem Kosaken, „küsse mich, sei nicht

bös. Kommen Sie, Wassili Wassiljewitsch, wir wollen uns beim Abendessen unterhalten. He, gebt eine Flasche Champagner."

Ein Trinker war Skobelew niemals, aber den Champagner liebte er sehr, sogar zu sehr und der damals allmächtige Graf A., sein Onkel, versah ihn zuweilen mit einer Kiste eines so ausgezeichneten Weines, wie wir ihn nur in der Phantasie uns vorstellen konnten. In Plewna versicherte er, er trinke schon die letzte Flasche und über die Berge werde er nicht eine einzige schleppen. Aber das war augenscheinlich nur eine Kriegslist, denn es fand sich noch eine Flasche und morgen, wenn wir die Türken ganz geschlagen haben, wird sich wahrscheinlich noch eine finden.

Er war jedoch finsterer Laune, wie ich glaube infolge beständigen Nachdenkens darüber, daß er heute nicht die Türken zur rechten Zeit habe angreifen können und daß man ihn beschuldigen werde, absichtlich Mirsky*) im Stich gelassen zu haben. — Dann aber auch vielleicht deswegen, weil ich unwillkürlich Zeuge gewesen war, wie er den armen Kosaken mißhandelt hatte. So drehte sich unser Gespräch wieder um die Unmöglichkeit, mit geringen Streitkräften anzugreifen und um Vermutungen darüber, was heute bei den anderen Heeresteilen vorgegangen sei 2c.

Ich wußte nicht, wo ich in dieser Nacht ein Unterkommen finden sollte und war sehr erfreut, als ich unvermutet auf eine Hütte stieß, welche von den Adjutanten Skobelews eingenommen war. Ein mächtiges Feuer brannte im Kamin und wir schliefen prächtig in einer Reihe auf den Fußboden hingestreckt.

*) Der Befehlshaber des anderen Heeresteils, welcher die Türken angegriffen hatte.

Die ganze Jugend, welche Skobelew umgab, war keineswegs modisch, aber an das Feuer gewöhnt, anspruchslos und flatterte und flog jeden Tag durch alle möglichen Gefahren, — eine wirklich kriegerische Jugend.

Am anderen Morgen stand ich mit Tagesanbruch auf und ritt sogleich zu den Vorposten in Begleitung eines Kosaken, der mir auf Verfügung Skobelews von dem Donischen Regiment zugewiesen worden war, da mein Kubaner sich noch immer nicht wieder eingefunden hatte. Es war feucht und nebelig, ringsum brannten noch erlöschende Wachtfeuer. Skobelew schien sich nicht zu beeilen, das Gefecht zu eröffnen, vielleicht erwartete er noch die Rückkunft Dukmassows von Radecky. Es war schon ganz hell, als ich mit Charanow, einem Adjutanten Skobelews auf einen der Hügel ritt, um den Feind zu beobachten. Mein tapferer Begleiter, ein Offizier von den Osetinern, liebte das Schreiben nicht, weshalb ich den General von Zeit zu Zeit auf Papierblättchen aus meinem Notizbuch benachrichtigte, was wir vor uns beim Feinde bemerkten.

Der Nebel stieg auf und das Dorf Schenowo mit den türkischen Redouten und Schützengräben wurde deutlich sichtbar, aber Schipka und alle Berge waren noch immer halb verhüllt. Zu dieser Zeit hörte man, wie auch während der Nacht, bei uns im Thal und auf der Höhe beständig einzelne Schüsse, bald öfter, bald seltener, aber lässig und wie widerwillig. Augenscheinlich wartete man auf beiden Seiten und traf Vorbereitungen.

Bald verstärkte sich das Gewehrfeuer jenseits des Dorfes Schenowo, während bei uns noch immer alles still

war. Das Gefecht mußte bei dem anderen Heeresteil wieder begonnen haben.

Wir lachten nicht wenig über unsere Angst, abgeschnitten und gefangen genommen zu werden. Wir waren nur drei bis vier Mann und befanden uns sehr weit vor den Unserigen. Als der Nebel sich noch nicht ganz erhoben hatte, bemerkten wir zehn oder zwölf schwarze Punkte, welche aus der Linie der türkischen Reiterei heraustraten und sich uns näherten. Bald hielten sie an, wahrscheinlich um sich umzusehen und dann bewegten sie sich gemütlich weiter und schnitten uns den Rückweg ab. Wir waren schon im Begriff, uns zurückzuziehen, um uns nicht abschneiden zu lassen, als der Nebel sich zerteilte und wir sahen, daß die vermeintlichen Feinde, welche im Nebel drohend und ungeheuer erschienen waren, nur einige umherstreifende Hunde waren, welche nach Resten vom Abendessen der Soldaten suchten. Es ist gut, daß ich Skobelew noch nicht geschrieben hatte, „eine Anzahl Tscherkessen trennte sich von den Vorposten ab und richtete sich ... ꝛc." Wie würde er uns später ausgelacht haben! Er hatte ein helles, lautes Lachen mit einer Art von Schnarchen: kche — kche — kche — kche.

Bei Mirskys Heeresabteilung wurde das Schießen immer heftiger. Eben hatte ich dem General den Vorschlag geschrieben und übersandt, eine Demonstration nach Schenowo hin zu machen, um die Kräfte des Feindes auf uns zu lenken, als in der Ferne die Generalsflagge erschien und bald darauf ein Kosak von Skobelew kam. Er befahl uns, zurück zu kommen und das Gefecht begann.

Nicht ein Geschütz war herbeigebracht worden. Man sagt, die bulgarische Landwehr, welche sie herbeiziehen sollte, sei ganz entkräftet und habe nichts ausrichten können. Ich

glaube aber noch immer, daß sie befürchtete, wegen dieser undankbaren Aufgabe zum entscheidenden Gefecht zu spät zu kommen und daher das angefangene Werk nicht zu Ende führte, daß aber bei Gurko die Geschütze mit Nägeln oder Zähnen herangezogen worden wären. Man mußte sich also wieder mit den Berggeschützen begnügen. Dafür aber war die Kavallerie ganz zur Stelle, ein Regiment Moskauer Dragoner, ein Regiment Petersburger Ulanen und zwei Regimenter Donischer Kosaken und von Infanterie: die Schützenbrigade, die bulgarische Landwehrbrigade und alle Regimenter der 16. Division, das von Uglitsch, Kasan, Susdal, Wladimir. Was für prächtige Regimenter!

Die beiden letzteren, welche bei Plewna stark gelitten hatten, rasteten und standen in der Reserve.

Jetzt war das Korps versammelt. Heute herrschte Vertrauen in die eigene Kraft und deshalb auch Siegeszuversicht.

Zuerst gingen die Schützenbrigade und die bulgarische Landwehr gegen den rechten Flügel der Türken vor. Und wie sie vorgingen, die Bösewichter! Es begann ein schreckliches Krachen, man hörte „Hurra, Hurra!“ und „Allah, Allah!“ rufen.

Um diese Zeit kam Dukmassow zurück, den Arm in die Seite gestützt und lächelnd, aber mit einem stark zerschlagenen, geschwärzten Gesicht. Er war in der Finsternis heftig gegen einen Baum geritten.

„Radecky billigt vollkommen alles, was ich gethan habe,“ sagte mir Skobelew, indem er mir ein eben erhal-

tenes Billet zeigte. Sein Gesicht strahlte. „Nun, sehen Sie,“ antwortete ich.

. . . .

Während des Angriffes auf die rechte Flanke der Türken wurde unsere Kavallerie zur Umgehung des linken türkischen Flügels vorgeschoben, um ihm die Verbindung mit Kasanlük*) abzuschneiden. Hier zeigte sich vor allem der Nutzen davon, daß die ganze Kraft des Armeekorps ins Gefecht geführt worden war. Am vorhergehenden Tage wären im glücklichsten Falle die Türken nur zurückgewichen, da keine Kavallerie vorhanden war, um ihnen den Weg abzuschneiden, heute aber mußten sie entweder uns besiegen und verjagen, oder sich ergeben, da sie nicht zurückgehen konnten, denn dort standen unsere Dragoner, Ulanen und Kosaken.

Verwundete zogen sich in langer Reihe vor unserem linken Flügel hin, welcher zum Angriff vorgegangen war. Ihre Zahl vermehrte sich beständig und jetzt kamen sie in ganzen Haufen. Was ist das? Ich blicke hin und traue meinen Augen nicht. Dutzende, Hunderte wichen zurück, der ganze Heeresteil zieht sich zurück, kein Zweifel, die Unserigen sind geschlagen.

„Michail Dmitriewitsch,“ rief ich, „die Unserigen sind total geschlagen.“

Ohne das Glas von den Augen zu nehmen, blickte Skobelew scharf nach dem Kampfplatz.

„Das kann vorkommen,“ erwiderte er in seltsamen scherzenden Tone.

---

*) Kasanlük liegt südlich vom Balkan, dem Südausgang des Schipkapasses gegenüber.

Er rief sogleich Panjutin mit dem Regiment Uglitsch herbei. „Mit Gott gehen Sie vor, ich werde Ihnen sagen lassen, wann Sie anfangen sollen.“

„Zu Befehl,“ erwiderte der Oberst, nahm schweigend die Mütze ab und bekreuzigte sich. Schweigend nahm auch das ganze Regiment die Mützen ab und bekreuzigte sich.

Wie ich schon früher bemerkt habe, war Panjutin schon lange ungeduldig geworden und ließ sich diesen Befehl nicht zweimal sagen.

„Die Juden hierher!“ kommandierte Skobelew. Das bedeutete „die Musik hierher“, da die meisten Musikanten Juden sind.

Unter den Klängen der Musik gingen die Bataillone von Uglitsch wie auf dem Exerzierplatz mit flatternden Fahnen vor und erwiderten lebhaft den Gruß des Generals.

„Wenn Panjutin geschlagen wird, führe ich die Truppen selbst vor,“ sagte Skobelew und blickte wieder durch das Fernglas.

Ich war in vielen Schlachten gewesen, aber ich gestehe, ich habe noch nie einen so regelrechten Angriff gesehen. Die Regimenter, welche angriffen, gingen unter den Klängen von Märschen vor, bei den Regimentern von der Reserve wurde die Volkshymne gespielt. Nur ein Bataillon der Reserve, das vorging, hatte die Fahne im Überzug. Ich ritt sogleich hin und befahl, die Fahne zu entfalten.

„Auf wessen Befehl?“ fragte der Adjutant.

„Auf Befehl des Generals Skobelew.“

Skobelew behauptete später, er sei an diesem Tage schlau gewesen und habe sich außerhalb des Feuers gehalten. Doch das war nur bedingungsweise aufzufassen, denn wir wurden mit Granaten überschüttet. Die

Türken schossen anfangs nach den Reserven, dann aber bemerkten sie uns und ein halbes Dutzend Granaten schlug so nahe bei Skobelew ein, daß er die Geduld verlor und zornig den Kosaken, die sich um ihn drängten, zurief: „Zerstreut Euch, der Teufel soll Euch holen, sonst werdet Ihr Dummköpfe alle erschossen werden!“

Der unermüdliche Graf Keller war fortgeritten, um eine Anordnung zu treffen und kehrte längere Zeit nicht zurück. Ich mußte daher einige Befehle Skobelews schreiben, — eine wahre Strafe. Ich erinnere mich, wie er den Schlußsatz eines Billets abzuändern befahl, das an den Kommandeur der Kavallerie, General Dochturow gerichtet war und den Rat andeutete, entschiedener zu handeln. Dazu hatte ich mich dadurch veranlaßt gesehen, daß vor unseren Augen eine der Kavalleriekolonnen, in deren Mitte eine Granate eingeschlagen hatte, zur Seite stürzte und darauf den Schritt verlangsamte.

„Das ist ein alter General,“ sagte Skobelew, „so kann ich ihm nicht schreiben.“

Ich erinnere mich auch, daß ich in einem Brief an General Mirsky vergessen hatte, Datum und Stunde anzugeben, worüber er zornig wurde. Zur rechten Zeit kam Graf Keller zurück.

„Warum sind Sie nie da?“ fiel Skobelew über ihn her, „schreiben Sie rasch . . .“

Ich freute mich, daß ich so billig davon gekommen war und begann zu zeichnen. Das war mir geläufiger.

Panjutin war schon vorgegangen, hatte aber den entscheidenden Angriff noch nicht begonnen und Skobelew sandte einen Adjutanten an ihn mit dem Befehl, „den Sturm zu beginnen“.

Da ich in diesem Augenblick in der Nähe stand, fügte ich hinzu: „Sagen Sie, die Reserve soll nicht weit zurückbleiben.“ Der General wurde wieder zornig.

„Wassili Wassiljewitsch, es ist nicht nötig, die Leute zu belehren, wenn sie ins Feuer gehen.“

„Warum auch nicht?“ dachte ich. „Belehren oder nicht, man kann doch raten …“

Viel später, ein Jahr nachher, als ich nochmals nach Bulgarien reiste, begegnete mir in Schenowo ein Schützenoffizier, Kapitän H., der für einen sehr tapferen und erfahrenen Offizier galt. Ich fragte ihn, warum sie zurückgeschlagen worden seien und er antwortete wörtlich: „Weil die Reserven zu weit zurück waren. Die Soldaten gingen sehr gut vor, aber als sie starken Widerstand fanden, blickten sie sich um und da sie sahen, daß die Unterstützung weit zurück war, begannen sie zu wanken.“

Panjutins Bataillone gingen tapfer vor. In guter Ordnung gelangten sie bis nahe an die türkischen Schützengräben ohne zu schießen. Nur zuweilen ließ er die Leute sich niederlegen.

„Sehen Sie, Michail Dmitrijewitsch,“ sagte ich zu Skobelew, „wie prächtig Panjutin vorgeht!“

„Ich sage Ihnen,“ erwiderte Skobelew, indem er einen Augenblick das Fernglas abnahm und sich umwandte, „Panjutin ist eine stürmische Seele.“

Ich sehe noch immer den guten Skobelew im Rock vor mir, mit aufgeschlagenem Paletot, wie er mit gespreizten Beinen im Fernglas den Gang des Gefechts verfolgt. Ohne seine Stellung zu verändern, giebt er zuweilen Befehle, oder, wenn es zu heiß wird, d. h. wenn man zu stark nach ihm schießt, schickt er wieder die Kosaken mit

den Pferden „zum Teufel", welche sich in einem Haufen zusammen drängten. Sein Fähnchen zieht stark die Schüsse an und auch das Fähnchen schickt er „zum Teufel".

Vor uns zog sich wie ein blauer Streifen ein Eichenwald hin, in welchem das Dorf Schenowo liegt. Von dort erhoben sich alle Augenblicke die einzelnen Rauchwolken der Kanonenschüsse und der zusammenhängende Rauch des Gewehrfeuers. Zur Linken hüllten Rauchwolken die obere Hälfte aller Berge, auch des Schipka ein, auch von jener Seite vernahm man den Geschützdonner und das Knattern des Gewehrfeuers. Allem Anschein nach hatte sich Radecky entschlossen, in der Front anzugreifen.

Ich machte eine Skizze des Schlachtfeldes, bezeichnete die Stellung des Stabes von Skobelew ꝛc. Während ich zeichnete, wälzte sich ein Granatsplitter, der schon viel von seiner Kraft verloren hatte, aber immer noch im stande war, den Fuß zu durchschlagen, in der Richtung nach meinem Stuhl zu. Ich sah ihn und war neugierig, ob er bis zu mir kommen werde oder nicht, er hielt gerade vor meinen Füßen an. Diesen Granatsplitter habe ich zum Andenken aufgehoben.

Zur Unterstützung des Regiments von Uglitsch sandte Skobelew das Kasan'sche, welches links von Panjutin auf das Centrum der Türken stoßen sollte.

„Mit Gott, Brüderchen, macht keine Gefangenen," rief Skobelew.

„Radi staratsa, wasehe prewoschoditelstwo! Wir werden uns Mühe geben, Eure Excellenz," antworteten die Soldaten.

„Macht keine Gefangenen“ heißt in der gewöhnlichen Sprache nichts anderes, als: „Stecht alle ohne Schonung nieder.“

Ich erinnerte Skobelew am anderen Tage an seine Worte. „Warum haben Sie das gesagt?“

„Habe ich das wirklich gesagt?“ fragte er verwundert. Diese Phrase war also ganz einfach seiner Zunge entschlüpft, aber den Türken war das nicht gut bekommen.

Die Regimenter von Uglitsch und von Kasan warfen den Feind vollkommen aus seinen Schützengräben und Redouten, die Kasanischen vollendeten die Arbeit der ersteren. Panjutin hatte die Fahne ergriffen und die Soldaten selbst vorgeführt, und durch dieses Wagestück natürlich bedeutend zur Entscheidung des Gefechts beigetragen.

Es ist merkwürdig, daß dieses Regiment, — das ohne einen Augenblick zu schwanken, vorging, sich niederlegte, wieder vorging und wieder sich niederwarf, wie auf dem Exerzierplatz, — bei Plewna unter der Führung von N. N. sich in den Weingärten festgesetzt hatte und durchaus nicht mehr daraus hervorgegangen war. So hängt die Tapferkeit des Soldaten von der des Kommandeurs ab.

Es war deutlich zu sehen, daß die Schlacht gewonnen war. Skobelew war weniger aufgeregt, lachte und scherzte. Als Stoljetow herbeikam, flüsterte ich Skobelew zu, er möchte sich mit ihm aussöhnen und Skobelew streckte die Hand aus. „Nun, wir wollen uns versöhnen, seien Sie nicht böse.“ Obgleich der Alte sich anfangs sträubte, umarmten sich doch schließlich die Excellenzen und küßten sich.

Während des Angriffs der Bulgaren nämlich war Stoljetow zu Skobelew gekommen mit irgend einer Bemerkung und hatte von ihm nur die Antwort erhalten:

„Gehen Sie fort." Ich war ganz bestürzt über diese ungewöhnliche Schroffheit und fragte später, was sie zu bedeuten habe.

„Das bedeutet," erwiderte Skobelew, „daß er nicht auf seiner Stelle war. Wenn seine Truppen zum Angriff vorgehen, so ist seine Stelle dort und nicht bei mir. Das liebe ich nicht."

Aber am schlimmsten ging es während dieser Schlacht meinem Freunde N. D. Er kehrte von den Angreifenden zurück und hatte noch nicht Zeit, dem General etwas zu sagen, als dieser ihn wütend anfuhr:

„Wassili Iwanowitsch, bitte, gehen Sie fort."

N. D. ritt zur Seite.

„Nein, fort, ganz fort!"

N. D. war übrigens auch später noch ein Freund Skobelews, welcher die Freundschaft talentvoller Leute nicht gerne verlor.

Es war schon gegen zwei Uhr, als man Skobelew einen gefangenen türkischen Offizier zu Pferde zuführte, welcher ihm mitteilte, daß für die Türken alles verloren sei und alles fliehe.

Dieser Offizier wurde gut behandelt und ritt nachher noch einige Zeit in der Suite Skobelews, wo es ihm gut gefiel. Er wurde der Obhut von X. anvertraut, mit dem er zusammen aß, trank und schlief und dem weißen General (Skobelew) nachgaloppierte. Später bemerkte der Ober-Kommandierende in der Suite diesen seltsamen Ordonnanzoffizier und bemerkte:

„Nimm Dich in acht, daß er Dir nicht entflieht."

„Nein, Kaiserliche Hoheit, er entflieht nicht," erwiderte Skobelew. Und wirklich, der Gefangene wurde so anhänglich an den General, daß man ihn später kaum mit Gewalt fortsenden konnte.

Bald darauf kam auch ein Kosak im Galopp.

„Excellenz, die Türken haben die weiße Flagge aufgezogen."

Der General stieg sogleich zu Pferd und ritt nach Schenowo. Wir flogen in aller Eile über eine Menge von Toten und je näher wir dem Dorfe kamen, desto dichter lagen die Toten, zuerst die Unserigen und dann die Türken, welche in ganzen Haufen die Schützengräben und Batterieen anfüllten. Die Bedienung der Geschütze und die sie verteidigende Infanterie waren augenscheinlich auf der Stelle geblieben und niedergestochen worden. Unsere Soldaten haben den Befehl Skobelews buchstäblich ausgeführt.

Nachdem wir durch einen Teil von Schenowo geritten waren, wandten wir uns aufs Geratewohl zur Linken, ohne zu wissen, wo der türkische Ober-Kommandierende und seine weiße Flagge zu finden sei. N. D. verwickelte sich an einem Baume und wäre beinahe aus dem Sattel geworfen worden, aber dennoch strahlte er vor Befriedigung. Er war ein sehr talentvoller Schriftsteller, von der Natur prächtig ausgerüstet und einer der unermüdlichsten Korrespondenten, die ich je gesehen habe. Er kam überall zu rechter Zeit auf seinem flinken Pferdchen, dem er besondere Eigenschaften zuschrieb, von denen die hervorragendste die Fähigkeit war, auf so schwächlichen vier Beinen eine so stämmige, gewichtige Figur zu tragen.

Wir fanden eine Menge von Gefangenen vor und außerdem wurde Skobelew gemeldet, daß die Kavallerie

6000 Türken den Rückzug abgeschnitten habe, welche sich auf Kasanlük zurückziehen wollten. Unsere Soldaten waren in solche Unordnung geraten, daß sie nur noch aus einzelnen Haufen bestanden und daß ihre Führer vom General starke Vorwürfe erhielten. Dann begegneten wir auch Panjutin, welcher ganz heiser geworden war, aber trotzdem noch mehr als gewöhnlich lärmte. Das war übrigens durch die Aufregung des Tages leicht zu erklären. Von den ältesten Offizieren bis zu den Soldaten schienen sich alle verschworen zu haben, heute heiser zu werden. Panjutin verlor viele Leute bei diesem Sturme. Wenn man ihm später vom Verlust eines Regiments von 150—200 Mann erzählte, zuckte er geringschätzig mit den Achseln, als wollte er sagen: „Es ist nicht der Mühe wert, mit Euch zu sprechen, — ich habe 350 Mann verloren.“

Eine Masse Leichen lagen umher, sowie auch Waffen aller Art. Lange ritten wir zur Linken und zur Rechten, um den türkischen Ober-Kommandierenden zu suchen. Endlich kam der Schützenoberst Z. mit dem Säbel Wessel-Paschas uns entgegen.

„Wo ist er selbst?“ fragte Skobelew.

„Dort bei dem großen Hügel in einer kleinen Hütte.“

Dieser große Hügel war von oben bis unten mit türkischen Soldaten bedeckt, welche ihre Waffen weggeworfen hatten und apathisch ihr Schicksal erwarteten. Auf allen Gesichtern war zu lesen: „Schlimmer als bisher kann es nicht kommen.“ Am Fuße des Hügels stand eine armselige Holzhütte, vor welcher ein alter, stark ergrauter türkischer General mit finsterer Miene stand. Das war Wessel-Pascha, der Ober-Kommandierende der türkischen Schipkaarmee.

Eine Menge von Offizieren, etwa 50, wie ich glaube, und darunter vier Paschas, umgaben ihn.

Eine kurze Strecke vor den Türken machte Skobelew Halt und ließ ihnen sagen, sie möchten zu ihm kommen. Mit noch grimmigerer Miene kam Wessel-Pascha und mit ihm auch alle Offiziere.

Skobelew begann sehr freundlich zu sprechen, und um die Pille zu vergolden, rühmte er die Tapferkeit der türkischen Truppen. Aber keine einzige Falte glättete sich auf der Stirne des besiegten Generals. Schweigend und grimmig blickte er Skobelew an. Dann änderte Skobelew seinen Ton.

Vor allem wandte er sich an mich und sagte mir leise:

„Reiten Sie schnell zum General Tomilowsky und sagen Sie ihm, er solle unverzüglich die Gefangenen von ihren Gewehren wegführen, ich habe Nachricht, daß Suleiman-Pascha von Philippopel hierher aufgebrochen ist und ich fürchte, daß bei der ersten Nachricht davon die Türken wieder die Waffen ergreifen. Er soll das rasch und vernünftig machen; hören Sie!"

Ich galoppierte davon, übergab den Befehl mit der Aufklärung dazu, und auf dem Rückwege ritt ich auf den großen Hügel hinauf und nahm mir als Andenken die dort wehende weiße Flagge mit. Das war ein großes Stück von weißem, halbseidenem Stoff mit Streifen, vorzüglich geeignet zur Verschönerung meines Ateliers. Aber ach, da ich nicht imstande war, es mit mir zu schleppen, so übergab ich „diesen Fund" mit Erlaubnis Charanows inzwischen seinem Burschen und dieser hat ihn natürlich mit Erlaubnis seines Herrn verloren.

Die Türken beobachteten furchtsam, wie ich die Flagge abnahm, welche das Ende ihrer jetzigen Beschwerden dar-

stellte und glaubten vielleicht, daß sie jetzt gemordet werden sollten.

Skobelew wandte sich scharf an Wessel-Pascha, welcher immer noch dieselbe zornige Miene zeigte.

„Wird sich Schipka ergeben?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wie sollten Sie das nicht wissen? Sie sind doch der Ober-Kommandierende.“

„Ja, aber ich weiß nicht, ob sie mir gehorchen werden.“

„Ah, wenn es so ist, dann werde ich Schipka sogleich angreifen.“

Um die Drohung durch die That zu bekräftigen, befahl er, die Reservebrigade, die Regimenter von Susdal und Wladimir, in der Richtung gegen die Höhen vorzuführen.

Die Wahrheit zu sagen, war die Drohung, Schipka, diese schrecklichen, schneebedeckten Höhen, welche sich vor uns erhoben, anzugreifen, einfach lächerlich, und die Türken müssen sehr niedergedrückt gewesen sein, wenn sie sie ernst nahmen. Dennoch entstand unter den türkischen Offizieren eine Bewegung, sie sprachen hastig untereinander und Wessel-Pascha begann im milderen Tone: „Warten Sie, warten Sie, ich werde meinen Stabschef dorthin senden.“

Dieser, ein Oberst, ging mit unserem General Stoljetow, welcher türkisch sprach, nach den Anhöhen. Übrigens noch früher war der brave Charanow dahin vorangegangen und benachrichtigte Radecky vom Ausgang des Kampfes.

In Erwartung der Antwort ging aber dennoch die Reservebrigade nach den Bergen zu, unter den Klängen eines Kriegsmarsches und in großen Abständen, um zahlreicher zu erscheinen. Wir, sowie die türkischen Offiziere setzten

uns gleichfalls dahin in Bewegung. Unterwegs sagte ich zu Skobelew:

„Erinnern Sie sich? Sie waren im Zweifel, ob Sie richtig handelten, indem Sie alle Kräfte zu einem Schlage sammelten. Nun, sehen Sie, welcher Erfolg, welche Niederlage!" Schweigend und mit zufriedener Miene hörte er mir zu. „Und dennoch sind Sie sogar in Hitze geraten."

„Nun ja, ich war hitzig."

„Entschieden, wenn auch weniger als früher."

Er sah wieder zufrieden und ruhig aus und seine Nervosität hatte sich gelegt.

Wieder sandte der General seine Adjutanten aus und einige hatten sich selbst davon gemacht, so daß ich wieder seine Befehle zu versenden hatte. Als wir uns hinter Skobelew nach den Bergen zu begaben, waren nur N. D., ein Kosak mit dem Fähnchen und ich zugegen, was wahrscheinlich die Paschas nicht wenig verdroß, welche den russischen Helden, vor dem sie die Waffen gestreckt hatten, in so armseligem Aufzug fast ohne Gefolge vor sich sahen. Sie schienen sogar schon daran zu zweifeln, ob das der wirkliche Skobelew sei, wenigstens fragte mich einer der Paschas nach dem Rang und den Orden unseres Generals, wobei es sie augenscheinlich verdroß, daß der Sieger nur ein Generallieutenant und nicht voller General war. Ich mußte darüber lachen, daß der türkische Stabschef, dem ich einen Befehl überbrachte, mein halb kriegerisches, halb bürgerliches Äußere betrachtete und mich auf französisch fragte: „Erlauben Sie mir, zu fragen, wer sind Sie?"

„Ich — bin der Sekretär des Generals."

Ich trug einen kurzen rumänischen Pelz auf einem langen, weißen Hammelfell, eine große Kosakenmütze und

einen Säbel über der Schulter. Nur das Offizierkreuz des Georgenordens diente einigermaßen zum Ausgleich für das malerische Aussehen meines Kostüms.

Skobelew war wirklich besorgt, daß der türkische General in Schipka sich auflehnen könnte, besonders bei den hartnäckigen Gerüchten, welche die Bulgaren von allen Seiten mitteilten, daß Suleiman-Pascha vorrücke. Diese Gerüchte, welche wahrscheinlich auch zu den Türken gelangt sind, erwiesen sich nur zur Hälfte als wahr. Suleiman bewegte sich wirklich auf Philippopel zu, aber nicht siegreich, sondern geschlagen durch General Gurko.

Die Antwort von Schipka war augenscheinlich nicht bald zu erwarten und wir stellten uns am Wege dahin auf. Skobelew ritt die Reihen entlang und sprach überall mit den Soldaten mehr freundschaftlich als befehlend.

„Seht Ihr, Kinder, ich habe Euch immer gesagt, hört auf Eure Anführer! Heute habt Ihr den Befehl rechtschaffen ausgeführt und Eure Schuldigkeit gethan — und so wird es immer sein."

Schipka ergab sich schließlich ohne Protest, aber die Nachricht darüber kam spät. Wir warteten sie nicht ab und ritten mit Skobelew nach Hause. Unterwegs stießen wir auf eine lächerliche Scene. Der gutmütige Dukmassow, welcher den schwierigen Ritt über den Balkan und zurück, so tapfer gemacht hatte, konnte dem Wunsche nicht widerstehen, seine Kosakennatur auch hier zu zeigen. Er war verschwunden und jetzt erschien er plötzlich am Wege, aber nicht allein, sondern er zog zwei große, schöne, graue, seidenglänzende Pferde hinter sich her, die er aus dem türkischen

Artilleriepark genommen hatte. Als er Skobelew erblickte, wurde er sehr verwirrt und zog an den Pferden mit aller Kraft. Diese waren erschreckt durch unsere Annäherung wurden störrisch und versperrten den Weg — tableau! Skobelew wandte sich zur Seite und umritt die unglückliche Gruppe. Wir aber lachten herzlich.

Bald kam S. und gab sich alle Mühe, Skobelew zu überreden, zu dem Fürsten zu reiten, da dieser älter an Jahren war. Nach einigem Schwanken willigte Skobelew ein und wir ritten nach jener Seite des Dorfes Schenowo, wo mitten auf dem Felde General Mirsky mit gekreuzten Armen vor einem Tisch saß. Skobelew stieg vom Pferde, ging auf den Tisch zu und die Generale umarmten sich.

Der General bewohnte die kleine hölzerne Baracke Wessel-Paschas und fuhr nach Imetli, um dort zu übernachten. Er bat, in seinem Namen den verwundeten General Z. zu besuchen, den Kommandeur der 1. Brigade der 16. Division, welche jetzt zeitweilig unter dem Kommando von Panjutin stand. Auch Graf Tolstoi, der Gehilfe Stoljetows beim Kommando der bulgarischen Landwehr, war an der Hand verwundet. Wäsemsky schien unverletzt geblieben zu sein. Im allgemeinen waren unsere Verluste bedeutend. Die Bulgaren, welche sich verzweifelt geschlagen hatten, erlitten starke Verluste. Panjutin hatte, wie schon gesagt, über 300 Mann verloren, die Schützen aber noch mehr und ihr tapferer Kommandeur Möller-Sakomelsky konnte sie nicht genug loben.

In Bezug auf die Schützen habe ich hier noch einige Worte zu sagen. Sie bilden besondere Bataillone, welche den anderen Infanterietruppen beim Beginn eines Gefechts vorangehen, also auch gewöhnlich beim Angriff selbst.

Demzufolge sind auch ihre Verluste gewöhnlich bedeutender, als bei anderen Heeresteilen. Bei der Garde hatten die vergleichsweise großen Verluste der Schützen das Mißvergnügen der obersten Anführer erregt, und es wurde beschlossen, die Schützen mehr zu schonen. — Auf welche Weise sollte das geschehen? Man sollte sie beim Beginne des Gefechts vorschieben, aber zum Angriff nur im Fall der Notwendigkeit verwenden, wenn möglich nach den anderen Truppen. Dies finde ich unpraktisch. Der Augenblick des Angriffes läßt sich nicht immer genau bestimmen, oft wählt der Kommandeur einen geeigneten Augenblick, welcher sowohl vom Zustand des Feindes, als von der Stimmung seiner Soldaten abhängt. Die vordersten Truppenteile umkehren zu lassen, nachdem sie eben erst in Eifer geraten sind und Kette gebildet haben, wenn die Hände zucken, das scheint mir nicht vorteilhaft für das Gefecht zu sein. Man sagt, die Schützen seien teuer, man müsse sie schonen, weil ihre Ausbildung mühsamer sei, als die der anderen Infanterie. Das ist wahr, aber es ist gefährlich, die Soldaten im entscheidenden Augenblick zu entmutigen. Am besten wäre es natürlich, überhaupt nicht Krieg zu führen, aber wenn man sich schlägt, so darf man auch nichts fehlen lassen.

Auf dem Wege nach Imetli streifte ich noch auf dem Schlachtfelde umher. Es war erstaunlich zu sehen, daß die Schützengräben mit Toten angefüllt waren.

Ich erklärte mir das damit, daß die Befestigungen noch nicht fertig waren und die Türken noch daran arbeiteten, als die Unserigen angriffen, weshalb sie auf eine

wirksame Verteidigung so unbedeutender Werke sich nicht verlassen konnten und die Unserigen daher nicht hinter den Werken, sondern vor denselben empfingen.

An einer Stelle sah ich, wie unsere Soldaten bei einem mächtigen Türken standen. Er ist noch nicht tot, wie man an seinem starken Seufzen und Stöhnen bemerken kann, aber die Unserigen achten darauf nicht im geringsten, drehen ihm alle Taschen um, trennen ihm seine Jacke und alle Falten auf, heben ihn auf, lassen ihn wieder auf die Erde fallen und drehen ihn um, wie einen Mehlsack. Der arme Teufel stöhnt und brüllt und was für ein gesundes Kind ist dieser Türke! Wenn er nur bei seinen Kräften wäre, wie würde er diese Beutesucher zurechtweisen.

Die Batterieen des feindlichen rechten Flügels waren buchstäblich mit Leichen angefüllt. Mein Pferd trieb zur Seite und weigerte sich, diesen Leichenkreis zu betreten. Innen lagen nur Türken, welche einfach erstochen waren, außen lagen Russen und Türken durcheinander, hier hatte man sich noch geschlagen.

Eine Leiche erregte unwillkürlich meine Aufmerksamkeit. Es war ein junger Mensch, noch ein grüner Junge, wie man gewöhnlich sagt, ein Freiwilliger, welcher seitwärts von den anderen auf dem Rücken lag. Die Arme und Beine hatte er ausgestreckt, die Augen waren weit geöffnet und blickten zum Himmel, er war augenscheinlich plötzlich getötet worden. Die Stiefel, das notwendigste im Feldzug, waren ihm abgenommen, die Taschen umgewendet und Briefe in großer Anzahl lagen zerstreut umher. Es war ersichtlich, daß man nicht seine Korrespondenz gesucht hatte. Ein goldenes Kreuz und ein Heiligenbild an einer goldenen Kette waren nicht angerührt worden. Dies

war ein Beweis, daß die Leiche nicht von Türken ausgeplündert worden war.

Ich sammelte alle diese Briefe, blickte hinein und erfuhr daraus, daß dieser junge Mensch einer südrussischen Adelsfamilie angehörte und zum Dienst in die Accise-Verwaltung eintreten wollte, aber bei der Kriegserklärung in patriotischer Begeisterung nach dem Kampfplatz geeilt war. Alle Zärtlichkeit einer Mutter war in diesen Briefen ausgesprochen, sie segnete ihn unzählige Male, bat ihn, sich zu schonen, teilte ihm mit, sie habe ihm mit einer Gelegenheit eingekochte Früchte gesandt, die er so sehr liebe ꝛc. Während ich diese Briefe durchflog, stand ich bei dem jungen Menschen und betrachtete ihn zuweilen. Man konnte glauben, er höre auf die Nachrichten aus der Heimat, die ich vorlas, so gespannt blickten seine weitgeöffneten, wenn auch getrübten Augen nach oben, so viel Verwunderung, gemischt mit einem tief verborgenen Kummer, sprach sich in seinem schönen Gesichtchen von zarter Farbe, mit dem kaum hervorsprossenden Schnurrbart aus. Ich übersandte diese Briefe der Mutter des Toten, und wie viel Segenswünsche erhielt ich dafür von ihr! Bei der bloßen Erinnerung daran fließen die Thränen.

Bis zum späten Abenddunkel streifte ich auf dem Schlachtfelde umher und betrachtete die Gesichter und Stellungen der Toten. Besonders erschütternd war das Aussehen der plötzlich Getöteten, welche noch das Gewehr hielten und bei welchen die Arme meist ausgestreckt lagen,

in der Lage, wie der Tod sie getroffen hatte, während die Augen weit offen und die Zähne zusammengebissen waren.

Die Gestalt eines Infanteristen ging mehrmals bei mir vorüber. Ich dachte, er suche auch Geld bei den Toten, oder nach Stiefeln, die für ihn passen, — doch nein, er suchte nur nach Offizieren, bückte sich, sah ihnen ins Gesicht und ging ruhig und ohne Übereilung zu einem anderen. Ich folgte ihm nach: Ich sah, wie er sich bückte, wie er sich zu einer Leiche herabbeugte, sie zärtlich, väterlich küßte, dann die Kleidung zurecht legte, sie vom Schnee reinigte, den Kopf gerade rückte, die Augenlider schloß, so gut er konnte, die erstarrten Hände auf der Brust zusammenlegte, vorsichtig die Kleider abstäubte, dann mit einer tiefen Verbeugung sich von der Leiche verabschiedete und weiterging. Das war ein Offiziersbursche, der seinen Herrn unter den Verwundeten und Gesunden nicht gefunden hatte und ihn jetzt bei den Toten suchte. Wieder fließen die Thränen bei der Erinnerung daran. Dank Dir, Du guter, treuer Trabant, Dank Dir im Namen Deines mir unbekannten, aber wahrscheinlich guten Herrn.

In Imetli angekommen, besuchte ich vor allem den verwundeten Brigade-Kommandeur Z., überbrachte ihm den liebenswürdigen Gruß seines Vorgesetzten und erkundigte mich auch nach dem Zustande seiner Wunde. Sie war nicht schwer und ließ baldige Heilung hoffen.

In der Hütte unserer jungen Leute erwartete mich eine große Überraschung. Ein großer Teil der Hütte war vom Fußboden bis zur Decke mit Pferdegeschirr angefüllt, welches von dem haushälterischen D. erbeutet worden war,

zugleich mit einem prächtigen Dreigespann, das bei der Hütte stand. Nach dem Siege war der Bursche wieder verschwunden, aber wie es schien, hatte er seine Zeit nicht verloren.

„Wo werden Sie das alles hinschaffen?“ fragte ich.

„Ich schicke es nach Hause ins donische Gebiet,“ erwiderte der Kosak sichtlich verwundert über meine naive Frage.

Auf sündhaftem Wege erbeutete auch ich ein kleines türkisches Pferdchen, aber ich tauschte es von einem Türken ein, dem ich als Zugabe zehn Rubel zahlte, auf mein früheres Pferd, das schon mein verstorbener Bruder Sergee abgejagt hatte.

Als ich am anderen Tage nach Schenowo zurückkehrte, wurde mir gesagt, Skobelew habe schon lange nach mir gefragt. Als ich ihn fand, stieg er eben zu Pferde, um die Truppen zu mustern. Wir ritten langsam im Schritt.

„Geben Sie mir Ihr Wort, Wassili,“ sagte er, „daß Sie thun werden, um was ich Sie bitten will.“

„Wie Sie wünschen.“

„Ch. beginnt zu intriguieren, reisen Sie ins Hauptquartier, erzählen Sie Seiner Hoheit, wie die Sache war. Er weiß, daß Sie nicht die Unwahrheit reden und daß Sie nichts zu erlangen suchen und man wird Ihnen mehr glauben als irgend einem anderen.“

„Ich gestehe, Michail Dmitrijewitsch, daß dieser Auftrag mir sehr unangenehm ist. Ich habe mich im Hauptquartier immer sehr vorsichtig zurückgehalten und wenn der

Großfürst auch immer gut gegen mich war, so kann er mir doch ganz einfach sagen, das sei nicht meine Sache."

„Nein, das wird er nicht sagen. Reiten Sie nur hin, thun Sie das für mich, Sie haben es versprochen."

„Gut, ich werde gehen."

Ich riet aber, mit dem offiziellen Bericht den Offizier vom Hauptquartier, Tschaikowsky, abzusenden, welcher während dieser Tage bei dem Korps Skobelews gewesen war und den ich als einen guten Jungen kannte, der keiner Unwahrheit fähig war.

Inzwischen waren wir aus dem Eichenwalde herausgeritten, welcher das Dorf umgab. Die Truppen standen mit der Front nach Schenowo und den linken Flügel nach dem Nikolausberge gerichtet. Skobelew gab seinem Pferde die Sporen und ritt so rasch vor, daß wir ihm kaum folgen konnten. Er schwenkte die Mütze über seinem Kopfe und rief mit lauter Stimme den Soldaten zu: „Im Namen des Vaterlandes, im Namen des Kaisers, danke ich Euch, Brüderchen."

In seinen Augen standen Thränen. Das Entzücken der Soldaten war unbeschreiblich, alle Mützen flogen in die Höhe, immer wieder und immer höher. Hurra, Hurra, Hurra ohne Ende. Später habe ich dieses Bild gemalt.

Als ich später Wessel-Pascha sah, erbot ich mich, ein Telegramm nach Konstantinopel für ihn durch das Hauptquartier zu befördern. Er nahm dieses Anerbieten an und gab seinem Stabschef Auftrag. Dieser schrieb auf ein Stückchen Papier französisch:

„Nach vielen verlustreichen Anstrengungen, die Armee zu retten, haben ich und (folgen die Namen der vier Pascha) uns mit der Armee ergeben."

Auch unsere älteren Offiziere baten mich, Depeschen an ihre Verwandten und Kameraden zu befördern, z. B. Stoljetow, Graf Tolstoi, Panjutin rc. Der letztere benachrichtigte seine Familie und frühere Offiziere seines Regiments, Gott habe ihn gewürdigt, die Türken zu schlagen. Ich fügte dem Telegramm noch einige Worte bei: „Panjutin kann für seinen glänzenden Angriff der Held des Tages von Schenowo genannt werden.“ Als Panjutin dies erfuhr, umarmte und küßte er mich.

Unverzüglich machte ich mich mit meinem besonderen Auftrag auf den Weg über die Berge nach Selwi, wo sich jetzt das Hauptquartier befinden mußte. N. D. begleitete mich, da er noch Schipka gehen wollte, um seiner Zeitung über die dortigen Vorgänge zu berichten.

In Schipka fanden wir alles zerstört. Außer der Kirche war nicht ein Haus unversehrt geblieben. Wir begannen auf der Chaussee den Berg hinan zu steigen. Die türkischen Soldaten hatten sich überall in Erdhütten eingegraben, legten ihre Habseligkeiten in Säcke und machten sich fertig, um den bitteren Weg der Gefangenschaft anzutreten.

Am obersten Schützengraben, welcher stark befestigt war, war ich erschüttert beim Anblick der Massen von russischen Toten, welche dort noch umherlagen.

Merkwürdig viele waren plötzlich vom Tode ereilt worden, das sah man an ihren seltsamen Haltungen. Der eine hatte die Arme erhoben, um zu schießen, der andere kroch wie eine Eidechse, oder auf allen Vieren. Bei der türkischen Brustwehr lagen gar keine Tote, ein Beweis, daß

die Unserigen die türkischen Befestigungen selbst nicht stürmten, sondern nur bis zu dem breiten Graben gelangten, der in einiger Entfernung von den Schützengräben ausgegraben war. Nach dem Fundort und der Lage der Toten war darin kein Zweifel möglich.

Ich sandte mein Pferd auf einem Umwege die Chaussee entlang, während ich selbst den Felsen gerade hinanstieg, an denselben Stellen, an welchen Suleiman-Pascha seinen wütenden Angriff auf Schipka gemacht hatte. Bald sah ich türkische Leichen, welche seit diesem Sturme noch liegen geblieben waren. Die Kleider waren an den Extremitäten an die Knochen angeklebt und innen, unter den Kleidungsstücken, herrschte starke Fäulnis. Bald mußte ich über diese Leichen schreiten, so dicht lagen sie auf dieser Stelle, an anderen Stellen lagen die Leichen zwei Reihen übereinander und der Fuß versank in diese verfaulten Massen, welche nur schwach mit Schnee bedeckt waren, wie in einem Sumpf. Der Geruch war unerträglich, mir wurde übel, aber da ich nicht umkehren wollte, so mußte ich weiter gehen, wobei ich beständig in den Moder einsank.

Der Weg war dort so mühsam, daß ich mich über die Tapferkeit der Türken wunderte, welche im stande gewesen waren, nicht nur hinauf zu klettern, wie ich es nur mit Mühe vermochte, sondern diesen steilen Abhang zu stürmen. Ich glaubte, jeden Augenblick dem mörderischen Geruch zu erliegen. Da bemerkte ich oben auf dem Felsen einen Soldaten.

„Brüderchen, komm mir zu Hilfe,“ rief ich ihm zu.

Er stieg herab, gab mir die Hand und zog mich auf den Felsen hinauf, wo ich freier atmen konnte. Ich glaubte, Dantes Hölle entstiegen zu sein.

In einer mir noch vom September bekannten Erdhütte fand ich den General Molsky. Zur Feier des Sieges leerten wir eine Flasche Champagner. Nastwjetewitsch war nicht da, er war damit beschäftigt, den Türken die Waffen und Fahnen abzunehmen.

Am Abend besuchte ich einen Bekannten aus Turkestan, General Petruschewsky, in seiner Erdhütte, welcher seit der Verwundung des berühmten D. die Division befehligte. Diese Erdhütte wurde „das Schloß" genannt und bestand in der That aus mehreren Abteilungen, in welchen sogar die Insekten seltener waren, als in anderen Erdhütten, welche keine Schlösser waren. Dort traf ich eine ganze Gesellschaft an, außer Petruschewsky auch den Stabschef Radeckys, D., einen prächtigen turkestanischen Offizier, Brigade-Kommandeur B. und den schon erwähnten Oberst Sobolew, einen Offizier vom Generalstabe, welcher jetzt bei Mirsky war.

Das Gespräch war sehr lebhaft, verstummte aber bei meinem Eintritt, doch wurde mir der Sinn desselben später deutlich: Man beschuldigte Skobelew, daß er vorgestern den Angriff nicht unterstützt habe und, ohne Erlaubnis dazu sich zu erbitten, so lange gewartet habe, bis alle Streitkräfte versammelt waren und daß er erst gestern die Türken geschlagen und zur Waffenniederlegung gezwungen habe.

Oft hatte ich Gelegenheit zu beobachten, wie nach einer Schlacht selbst die besten Freunde einander ein Bein stellen. Hier wurde die Sache noch dadurch komplicierter, daß Skobelew seinen Freunden gegenüber sich dadurch schuldig gemacht hatte, daß er sie stark überholt und also keine Schonung zu erwarten hatte. Der überlegende und im allgemeinen ziemlich gerechte Petruschewsky schwieg meist,

während man über Skobelew herfiel, den ich aber verteidigte. Es schien mir, daß auch seine Sympathieen auf der entgegengesetzten Seite waren.

„Nun, wie denken Sie, Wassili Wassiljewitsch, sind Sie der Ansicht, daß das alles Skobelew allein gethan habe und daß z. B. unser Angriff zu nichts geführt habe?“ fragte Dmitrowsky.

„Nein, das denke ich keineswegs,“ erwiderte ich. „Ihr Angriff muß die Türken sehr erschüttert und zu dem Entschluß gebracht haben, die Waffen niederzulegen. Es ist natürlich, daß Wessel-Pascha, der auf beiden Flügeln angegriffen wurde, den Kopf verlor, als er hörte, daß auch Sie gegen die Front vorrücken. Ich glaube wirklich, daß jeder das Seinige gethan hat, bin aber der Ansicht, daß die Hauptrolle des Tages Skobelew zugefallen war.“

Ich hatte keine Zeit, General Radecky zu besuchen, weshalb er mir später starke Vorwürfe machte und begab mich im Schlitten Biskupskys nach Gabrowo.

Als ich Gabrowo in der Richtung nach Selwi verließ, begegnete ich einem Mann vom Hauptquartier, der mir versicherte, Seine Kaiserliche Hoheit, der Ober-Kommandierende, sei schon auf dem Wege hierher. Deshalb kehrte ich um und übernachtete in Gabrowo bei meinem Bruder, welcher sich hier der Heilung seiner Wunde wegen befand. Er wohnte mit unserem Neffen Dubassow zusammen, einem Bruder des bekannten Seemanns. Dieser war ein tapferer Artillerist vom Schipkapaß und auch verwundet.

Wir verbrachten die Nacht mehr mit Schwatzen, als mit Schlafen und am Morgen begab ich mich in Erwartung

der Ankunft des Großfürsten in das Gebäude eines früheren Nonnenklosters, das in ein Hospital verwandelt worden war, und besuchte Kuropatkin und Laskowsky, welche dort lagen. Der letztere befand sich sehr wohl und seine baldige Genesung war vorauszusehen. Aber mit Kuropatkin sah es schlecht aus, er war sehr aufgeregt und befand sich im heftigsten Fieber. Ich erlaubte mir, ohne weiteres Anordnungen zu treffen. Ich ließ überall Filzdecken auslegen und die Thüre mit einer Filzdecke verhängen, da sie fortwährend klapperte und den Kranken sichtlich aufregte. Die Türken aber, welche den Hof anfüllten und gerade unter dem Fenster des Kranken lärmten, trieb ich einfach hinaus in den ummauerten Garten vor dem Hospital. Dann rief ich die niedliche barmherzige Schwester zur Seite und schärfte ihr ein, für tiefe Stille zu sorgen und Kuropatkin wie ihren Augapfel zu behüten, schon deshalb, weil es einen anderen solchen Kuropatkin nicht gebe und er ein Unikum sei.

Sobald der Großfürst ankam, begab ich mich in das von ihm bewohnte Haus. Die ersten, denen ich hier begegnete, waren Skalon und der alte Skobelew.

„Kommen Sie von den Vortruppen? — Kommen Sie von Mischa?“ wurde ich gefragt und dann sogleich zu Seiner Hoheit geführt. Ich erzählte, was ich wußte und wie ich es wußte, ohne mich auf technische Einzelheiten einzulassen und ohne mir Lob oder Tadel zu erlauben, welche natürlich nicht als gültig angenommen worden wären.

Um zu sehen, welchen Eindruck meine Erzählung gemacht hatte, sagte ich: „Man wirft Skobelew vor, daß er

die Türken nicht einen Tag früher angegriffen habe. Aber das war materiell unmöglich, da die Truppen noch nicht aus den Bergen herausgekommen waren und mit unbedeutenden Kräften anzugreifen, war sehr gefährlich, selbst im glücklichsten Falle wäre ein großer Teil der Feinde entkommen, da wir keine Kavallerie hatten, um dem Feinde den Weg abzuschneiden."

„Versteht sich, das ist richtig," erwiderte mir der Ober-Kommandierende.

. . . .

Ich sagte später dem alten Skobelew, ich sei auf die Bitte seines Sohnes gekommen.

„Sie hätten Seiner Hoheit sagen sollen, wie viel Geschütze und Fahnen genommen wurden, aber Sie haben nur erzählt, man habe in bester Ordnung angegriffen, sogar mit Musik."

„Nun, ich habe gesagt, was ich wußte. Von den Kanonen 2c. wird der Großfürst auch ohne mich erfahren." Dann erfuhr ich aus der Unterhaltung mit Skalon, daß die Absicht bestehe, schon jetzt Frieden zu schließen.

„Nicht möglich," sagte ich und ging mit ihm wieder in das Zimmer Seiner Hoheit.

. . . .

. . . .

Der Großfürst befahl, ein Pferd vorzuführen, um die verwundeten Offiziere zu besuchen, aber da draußen Glatteis lag und der Weg zum Hospital sehr kurz war, schlug ich ihm vor, zu Fuß zu gehen. Das Volk begrüßte ihn mit Enthusiasmus.

Ich muß hier bemerken, daß der Ober-Kommandierende sehr populär war. Seine Gutherzigkeit, Zugänglichkeit und die Einfachheit in seinem Benehmen, waren wohlbekannt, und überall, wo seine schlanke, außerordentlich schöne Figur sich zeigte, wurde er mit lebhaften Begrüßungen empfangen.

Ich sagte Seiner Hoheit, daß ich die Türken aus dem Hospital habe hinausführen lassen, da sie unsere Verwundeten zu sehr beunruhigten. Der Großfürst billigte das, lange unterhielt er sich mit Kuropatkin und Laskowsky und ging dann zu den anderen Verwundeten.

Am folgenden Tage sollte das Hauptquartier über die Berge nach Kasanlük verlegt werden. Unterwegs wollte der Großfürst die Truppen Radeckys, Skobelews und Mirskys besichtigen. Ich kehrte zurück, um dem Freunde Bericht über den gut oder schlecht ausgeführten Auftrag zu geben.

Auf dem Schipka herrschte solches Schneegestöber, wie man es sich kaum stärker vorstellen kann, selbst die Schneegestöber Sibiriens, welche oft Reisende so eingehüllt hatten, daß sie die ganze Nacht bei einer Station im Kreise umherirrten, waren nicht so entsetzlich. Petruschewsky bestand entschieden darauf, ich solle bei ihm übernachten. Aber ich gab nicht nach, trank ein Glas Thee und ritt weiter.

„Wassili Wassiljewitsch ist Diplomat geworden," bemerkte Petruschewsky, als er vernahm, daß ich nicht ohne Absicht dem Hauptquartier entgegengeritten war. Aber ich muß gestehen, daß ich bald bereute, seine Einladung nicht angenommen zu haben. Der Sturm wurde so heftig, daß es unmöglich wurde, zu Pferd oder zu Fuß weiter zu kommen, der Wind stürmte mit solcher Macht und der

Weg war so glatt, daß sowohl ich und mein Kosak, als unsere Pferde beständig den Halt verloren.

Nun erinnerte ich mich an „das Schloß“ und an den kochenden Theekessel, an Beetensuppe und Koteletten, an Rotwein und Champagner, welcher dort zu Dutzenden Flaschen ausgetrunken wurde. Das schlimmste war, daß der Kosak bei einer seiner Pirouetten meinen Malkasten mit den Farben in Splitter zerschlug. Wo sollte ich ihn nun ausbessern lassen?

Wir glitten aus und fielen, glitten wieder aus und verloren sogar den Weg. So verbrachten wir die ganze Nacht und erst am frühen Morgen gelangten wir nach Schenowo.

. . . .

Skobelew fand ich mit Vorbereitungen zum Empfang des Ober-Kommandierenden beschäftigt. Nachdem er mich über mein Gespräch mit dem Großfürsten ausgefragt hatte, erzählte er seine Unterhaltung mit Radecky.

Mehrmals führte er mich beiseite und fragte immer wieder danach, wie meine Erzählung aufgenommen worden sei, was der Großfürst geantwortet habe ꝛc. Dieser hochbegabte und unzweifelhaft tapfere Mann war ganz versunken in die Sorge um alle diese Einzelheiten und ihre möglichen Folgen.

Ich sah die Vorbereitungen zum Empfang des Großfürsten, seine Besorgnis, irgend etwas Reglementmäßiges dabei zu vergessen. Er hatte keinen Begriff von den Feinheiten einer Parade, und in der Befürchtung, daß der Ober-Kommandierende die Truppen im Parademarsch sehen wolle, suchte er sich jetzt darüber zu versichern, wo er Stellung zu nehmen, wie er zu kommandieren habe ꝛc.

Die einzige Quelle seiner Weisheit in dieser Beziehung war sein Adjutant Chomitschewsky, der auch den Tisch beim General zu verwalten und seine Befehle zu versenden hatte und seinem Vorgesetzten die Feinheiten einer Parade beibrachte.

„Sagen Sie einmal, Chomitschewsky, wo müssen die Sappeure stehen?"

„Unbedingt vorne, Excellenz."

„Nun, wie muß ich kommandieren?"

„Excellenz müssen hervorreiten und kommandieren" ꝛc...

Ich mußte lachen, als ich sah, mit welchem Ernst, mit welcher Spannung in seiner Miene er fragte und zuhörte und wie man ihm einpaukte, wie er kommandieren müsse.

„Was lachen Sie denn, Wassili?" fragte Skobelew, wie ein beleidigtes Kind.

„Wie sollte ich nicht lachen, wenn ein General, vor dem die türkische Armee die Waffen streckte, wie ein Schüler Sätze und Regeln auswendig lernt."

Dort oben im Schipkapaß erschienen einige Punkte, hinter welchen sich eine ganze Linie hinzog und näher kam, das war der Ober-Kommandierende mit seinem Gefolge.

Die Verwirrung und Unruhe Skobelews wurden mehr und mehr bemerkbar, er schien zusammen zu schrumpfen und seine Miene nahm einen unruhigen, unglücklichen Ausdruck an. Ich habe immer eine klägliche Miene an ihm bemerkt, wenn er hochgestellten Personen zu begegnen hatte. Augenscheinlich fühlte er sich in solchen Augenblicken sehr gedrückt und quälte sich darüber, was man ihm sagen, wie man ihn empfangen werde.

Nun war der Großfürst schon bis zum Fuße des Berges herabgekommen, wo ihn General Radecky erwartete. Schon von ferne rief der Großfürst die Mütze schwenkend: „Für Fedor Fedorowitsch ein Hurra!“

Dann umarmte und küßte er Radecky, wünschte ihm Glück zum General der Infanterie und hing ihm sein großes Georgenkreuz zweiter Klasse um den Hals. Dann ritt der Ober-Kommandierende zu Skobelew hinüber, der ihn vor der Front der Truppen erwartete und nickte ihm kaum mit dem Kopfe zu. Skobelew küßte Seine Hoheit auf die Schulter.

. . . .

Der Großfürst ritt durch die Reihen. Als er fortritt begleitete ihn Skobelew und sprach einige Zeit mit ihm, worauf er ruhiger wurde.

Der Marsch nach Adrianopel.

1878.

I.

Als ich in Gabrowo mit dem Großfürsten von der Notwendigkeit sprach, gegen Adrianopel vorzugehen, wurde von ihm unter anderen Gründen für die Unmöglichkeit des Vormarsches angeführt, die Intendantur habe nichts bereit, es fehle an Zwieback. Damals vergaß ich zu sagen, daß Skobelew 12000 Pud vortreffliche türkische weiße Zwiebacke

erbeutet hatte, welche viel besser waren, als die unsrigen, und daß man darauf schnell die Hand legen müsse, weil Skobelew allen seinen Truppenteilen erlaubt hatte, davon zu nehmen, so viel sie wollten, und sie bereits ganze Fuhren fortgeführt hatten. Jetzt erinnerte ich mich dieser Zwiebacke und sagte dies dem Chef des Generalstabes, Nepokoitschizky. Er war so erfreut darüber, daß er es nicht glauben wollte. Als es sich bestätigte, machte er sogleich dem Ober-Kommandierenden davon Mitteilung und es wurde beschlossen, vorzurücken.

Abends speiste ich bei Michail Dmitrijewitsch (Skobelew). Der alte Skobelew und General Strukow waren auch da. Der letztere fragte mich unter anderem, ob ich ihn auf einer Kavallerie-Rekognoszierung gegen Hermanli begleiten wolle, welche der Großfürst befohlen habe.

Ich willigte ein, aber zu meinem Bedauern konnte ich nicht mit ihm zugleich, das heißt am nächsten Morgen, ausmarschieren, da in der vorhergehenden Nacht während eines Sturmes im Schipkapaß mein Kosak im Eise meinen Farbenkasten ganz zerschlagen hatte und daher nach Gabrowo gesandt worden war, um denselben auszubessern. Ich war also genötigt, zu warten.

Ich schloß mich nun dem Hauptquartier an, welches nach Kasanlik verlegt wurde und fand es in einer sehr armseligen Lage. Obgleich der größere Teil der Stadt abgebrannt war, wurden doch Quartiere gefunden, aber Lebensmittel waren durchaus nicht vorhanden. Da erinnerte ich mich an den Überfluß, welcher bei dem Detachement Skobelews herrschte, besonders an Süßigkeiten, und sagte dem General Stein, ich hoffe, noch etwas senden zu können.

„Ist es möglich?“ rief mit Entzücken der ehrenwerte General, welcher für das Wohlbefinden und die Mägen des Hauptquartiers Fürsorge trug. „Ist es nicht möglich, schnell wenigstens etwas zu bekommen? Wenn es so ist, so werde ich Ihnen Kosaken von der Bedeckung mitgeben.“

Mit zwei Kosaken ritt ich zurück in das Dorf und gab ihnen einen ganzen Eimer Apfelmus, einen Topf eingemachte Kirschen und einen halben Sack mit Wallnüssen mit. Wegen dieser letzteren war Skobelews Ordonnanzoffizier Baranok sehr erzürnt auf mich, da er ein großer Liebhaber derselben war. Aber das Hauptquartier hatte an diesem Tage wenigstens etwas zu essen; beim Mittagessen machten Pfannkuchen mit Apfelmus, wie man mir sagte, großen Effekt.

Ich ging zu meinem Freunde Skalon, dem Chef der Kanzlei des Ober-Kommandierenden, und bat, meinen Bruder Alexander, welcher am 30. August verwundet worden und noch nicht ganz wieder hergestellt war, noch nicht zum Regiment zu senden. Der Großfürst hatte die Güte, ihn zeitweilig im Hauptquartier als Ordonnanz zu belassen.

Während meines Besuches bei Skalon war dieser beschäftigt, einen Kurier an den Kaiser abzufertigen mit einem Bericht über die letzten Kriegsereignisse, die Gefangennahme der türkischen Armee im Schipkapaß und so weiter. Skobelew wünschte sehr und schlug vor, daß man seinen tapferen Stabschef, den Grafen Keller, mit der Abfassung des Berichts beauftragen möge. Aber da man befürchtete, dieser Offizier werde die ganze Ehre Skobelew zuschreiben, wurde S., ein Offizier vom Generalstab des Fürsten Mirsky, gewählt, einer der heftigsten Gegner Skobelews. Ich wies Skalon darauf hin, daß der Bericht an den Kaiser

wahrscheinlich parteiisch ausfallen werde, und dieser, obgleich er selbst Skobelew wenig geneigt war, sagte zu S.:

„Denken Sie daran, Väterchen, daß jedes Wort Ihres Berichtes dem Großfürsten bekannt werden wird und daß nach Ihnen ein anderer Kurier abgehen wird, welcher dem Kaiser vielleicht eine entgegengesetzte Meldung bringt, wenn Sie von der Wahrheit abschweifen."

S. protestierte lebhaft gegen den Verdacht der Parteilichkeit für seinen Heeresteil und seinen Vorgesetzten, aber ich bin überzeugt, daß er doch die ganze Affaire ganz verkehrt dargestellt hat. Beweis dafür ist, daß Skobelew für das glänzende Gefecht eine ganz unbedeutende Belohnung erhielt und viel später, zugleich mit vielen anderen Offizieren, worüber er sehr empört war.

Auf die Nachricht, daß Suleiman-Pascha, nachdem er von Gurko geschlagen worden, gegen Adrianopel zurückgehe, wurde Skobelew befohlen, durch Gewaltmärsche ihm den Weg abzuschneiden. Sein Detachement marschierte in Kasanlik vor dem Großfürsten im Parademarsch vorüber, die letzten Abteilungen desselben aber zogen sich in die Länge und noch mehr die Lasttiere, — es war ein Mischmasch.

Ich hörte, wie der Großfürst Skobelew fragte: „Geht Wereschtschagin mit Dir?"

„Ich hoffe, Kaiserliche Hoheit," erwiderte dieser.

Ich verabschiedete mich eilig vom Ober-Kommandierenden, und auf sein: „Auf Wiedersehen!" erwiderte ich: „In Adrianopel!" — Und so kam es auch später.

Wir marschierten sehr eilig, aber in dem Paß über den kleinen Balkan hatten wir große Schwierigkeiten zu überwinden. Der Weg war sehr eng und der geringste Aufenthalt irgend eines Fuhrwerks hielt alles auf, was

nachfolgte. Doch scheint es, daß der Übergang gut vor sich ging, niemand und nichts stürzte den steilen Abhang hinab.

Gegen Abend erreichten wir Eski-Sagra, welches am Ausgang aus dem Engpaß liegt und von den Türken nach dem Rückzug Gurkos so zerstört worden war, daß von der ganzen Stadt kaum einige unverletzte Häuser übrig waren. Es war schon fast dunkel, als ich in die Straße hineinritt, welche durch zwei Reihen trauriger Ruinen bezeichnet wurde. Ich wußte nicht, wo ich für die Nacht ein Unterkommen finden und noch weniger, wo ich ein Abendessen bekommen könnte. Ich sah mich nach Skobelew um, aber durch das erleuchtete Fenster sah ich, daß er wie ein Tiger im Zimmer auf und ab ging, wahrscheinlich zornig über irgend etwas. Der Oberst A. war bei ihm. Zum Glück begegnete ich dem General N. N., einem sehr liebenswürdigen Manne. Im jetzigen Augenblick war das wichtigste, daß er eine Bank zum Schlafen, vortrefflichen Wein und etwas zu essen hatte. Überdies gab es diesen Abend noch etwas zu lachen.

Die Brigade N. sollte an diesem Abend unmittelbar hinter der Kavallerie ausmarschieren, aber die Offiziere verpaßten den Augenblick und es erwies sich, daß die Kavallerie ausmarschiert war und die Infanterie, welche ihr nicht sofort gefolgt war, sie verloren hatte, — ganz einfach verloren, denn es herrschte eine tiefe Finsternis. Es waren mehrere Wege und auf allen waren den Tag über nicht wenig Pferde gegangen, so daß es nicht leicht war, der Spur zu folgen. Der arme N. erschrak sehr, als man ihm meldete, es sei schon lange Zeit, abzumarschieren, aber man könne den Weg nicht finden, welchen die Kavallerie genommen habe. Ohne einen Bissen zu essen, kleidete er sich

an, gürtete den Säbel um und eilte in die undurchdringliche Finsternis hinaus. Skobelew davon zu sagen, ihn zu befragen, daran war nicht zu denken. Für diese Unachtsamkeit hätte er dem General sogleich die Brigade abgenommen. Nach einer halben Stunde kam N. zurück, legte mit feierlichem Schweigen die Waffen ab und setzte sich, um seinen Hammelbraten zu verspeisen.

„Nun, wie ist's, haben Sie sie gefunden?"

„Gewiß."

„Wie haben Sie sie gefunden?"

Er sah mich herablassend an, deutete mit dem Zeigefinger auf seine Stirne und sagte:

„Quand ceci appelle tête, — tout faire!"

Natürlich widersprach ich nicht. N. sprach sehr gern und sehr schlecht französisch und die angeführte Phrase war bei weitem noch nicht seine schlechteste.

N. galt in der Division für keinen Helden, was wahrscheinlich zum Teil richtig war. Bei Plewna kommandierte er das Regiment U., welches während des Sturms in einem Weinberg saß und nicht heraus zu bringen war, natürlich nur wegen des Mangels an Tapferkeit des Kommandeurs, denn dieses selbe Regiment ging unter dem Befehl des braven Panjutin bei Schenowo heldenmütig zum Angriff vor. Nach überstandener Furcht zur Zeit des Sturms meldete sich N. krank und genaß erst dann wieder, als Plewna gefallen war. Skobelew verschonte gewöhnlich die Feiglinge nicht und hätte natürlich N. weggejagt, wenn dieser nicht verstanden hätte, seinem Chef zu schmeicheln und ihn immer und überall den furchtlosesten Kämpfer, einen unvergleichlichen Helden und so weiter genannt hätte, so daß

Skobelew nicht im stande war, ihm lange und ernstlich zu zürnen.

„Was für ein Feigling, was für ein Lump ist dieser N.! Wie er mir zuwider ist!“ sagte er zuweilen. Aber dennoch duldete er ihn und schlug ihn sogar zur Auszeichnung vor.

Früh am nächsten Morgen, als ich mit N. das Haus verließ, begegnete ich dem General Dochturow, dem Kommandeur der Kavallerie bei Skobelews Detachement, mit welchem ich hier bekannt wurde. Er zeigte mir einen Bericht der Avantgarde von meinem Freunde Strukow, welcher meldete, daß er die Brücke über die Mariza und einige Kanonen weggenommen habe, welche sie verteidigten, wobei ein Bataillon Türken, welches dort stand, verjagt worden sei. Der General war unzufrieden darüber, daß der Bericht von S. herrührte, einem Offizier, welcher vom Ober-Kommandierenden dahin abkommandiert worden war, und nicht vom Kommandeur des Dragonerregiments bei den Vorposten.

„Sehen Sie diesen S. an,“ klagte er gleich bei den ersten Worten, „wo der sich nur einmischt, sehen Sie, da hat er gleich einen Sieg erfochten.“

Bei Tage wurde noch deutlicher sichtbar, wie schrecklich die Stadt Eski-Sagra zerstört worden war. Wenn nicht da und dort ein verräucherter Schornstein gestanden hätte, so hätte man von einem Ende der Stadt bis zum andern sehen können. Schrecklich verfuhren hier die Türken mit den Bulgaren, weil diese das Korps des General Gurko so herzlich empfangen hatten.

Von hier bis Hermanli war der Weg ganz besät mit unsern Nachzüglern, es war nicht befohlen worden, dieselben fortzutreiben, und wer ausruhen wollte, dem war es unverwehrt. Viele legten sich ganz komfortabel paarweise in

den Schnee und unterhielten sich. Skobelews Berechnung erwies sich als richtig, gegen Abend und am anderen Morgen kamen alle nach, und weil es nicht verwehrt war, sich zu erholen, gab es fast gar keine Kranke.

Ich ritt ganz allein, mein Kosak war zurückgeblieben. Es lag nicht wenig Schnee, welchen da und dort die Hammel aufgekratzt hatten, um einige Gräser zu finden. Da von jetzt an unsere Ernährung sehr mangelhaft war und ich nicht wußte, wie sie bei weiterem Vorrücken sein werde, so stieg ich vom Pferde, band am Sattel einen fetten Hammel an und ritt weiter.

Bald überholte mich Skobelew.

„Was haben Sie da?“

„Wie Sie sehen, einen Hammel. Ich fürchte, es wird nichts zu essen geben.“

„Unsinn! Lassen Sie ihn laufen, weiter vorn giebt es von allem genug.“

Ich glaubte aber nicht daran und ließ ihn nicht laufen, aber vorne gab es wirklich Fleisch genug.

„Wissen Sie, Wassili Wassiljewitsch,“ sagte Skobelew zu mir, „Suleiman-Pascha kommt uns entgegen.“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich erhielt sichere Nachrichten. Es wird bald zur Schlacht kommen. Bleiben Sie nicht zurück!“ Damit ritt er weiter.

Da ich wußte, daß Skobelew oft das, was er wünschte, für Wirklichkeit nahm, glaubte ich nicht sehr daran, daß Suleiman uns entgegen komme, und ritt ohne Übereilung weiter. Ich behielt meinen Hammel, welcher beständig auf die Seite lief, am Sattel zog und das Pferd am Gehen hinderte. Ich verlor nicht die Hoffnung, durch meine Leute

die Bewunderung der ganzen Gesellschaft zu erregen. Aber als ich zu einem Haltplatz kam, erblickte ich eine solche Menge von Hammeln, daß ich sogleich den meinigen laufen ließ — nach so viel vergeblicher Beschwerlichkeit. Der Haltplatz lag an der Eisenbahnstation Ternowo-Semenli. Die Überraschung, welche mich hier erwartete, hatte ich mir nicht träumen lassen. Auf die Frage nach dem General führte man mich nach dem Wartesaal, wo die Unserigen an einem großen, prächtig gedeckten Tische saßen und ein vortreffliches Mittagessen mit Kaffee und Cigarren beendigten.

„Sie haben noch nicht gespeist? Wollen Sie essen? Setzen Sie sich! ...“

„Mit größtem Vergnügen!“ — Ich aß wie ein Wolf.

Der General Strukow war sehr erfreut, daß ich ihn endlich eingeholt hatte, und nahm mir das Versprechen ab, künftig mit ihm zu gehen.

Nach Tische erzählte er mir, was ihm begegnet war. Als er mit den Dragonern vorrückte, zündeten die Türken die Brücke an, aber seine Soldaten löschten sie, nahmen sie weg und sicherten dadurch den Übergang über die Mariza. Die Befestigung, welche die Brücke beherrschte, war nicht viel wert. Die Türken liefen einfach davon, nachdem sie ihre beiden Geschütze vernagelt hatten, ein Bataillon Infanterie entfloh vor zwei Schwadronen Kavallerie, — überdies, ohne die große Brücke zu zerstören. Hätten sie diese Brücke abgebrannt, so wäre unser Übergang über den mit Treibeis bedeckten Fluß bedeutend verzögert worden, und Suleiman-Pascha hätte Zeit gehabt, mit der Eisenbahn über Hermanli nach Adrianopel zu entkommen. Natürlich verdankt die Armee dem raschen Vorgehen Skobelews

und vorher der Dragoner Strukows die Wegnahme dieses wichtigen Punktes.

Wie es sich später erwies, hatte Suleiman Telegramme über Telegramme abgesandt, man solle Wagen zur Fortschaffung seiner geschlagenen Armee nach Adrianopel bereit halten. Seine Depeschen fielen Strukow in die Hände. Aus denselben war zu ersehen, daß die Türken, welche durch Gurko von Philippopel her gedrängt wurden, uns auch von dieser Seite erwartet hatten, aber natürlich nicht vermuteten, daß wir ihnen zuvorkommen und den Weg abschneiden würden. Man muß sagen, daß Skobelew in 24 Stunden 80 Werst (etwa 11$^1/_2$ Meilen) zurückgelegt hat, fast dieselbe Leistung hatte zwei Tage früher Strukow mit den Dragonern vollbracht.

Während dieses Rasttages fanden sich alle Nachzügler ein und Kranke gab es fast gar nicht. Skobelew war in guter Stimmung und verlangte an der Brücke Juden, das heißt Musikanten. Alle waren satt, da reichliche Vorräte vorhanden waren. Einige, wie unser Freund D., ein Ordonnanzoffizier Skobelews von den donischen Kosaken, feierten sogar die Wegnahme der Brücke zu sehr. D. betrank sich einfach so stark, daß er mit Gewalt schlafen gelegt werden mußte.

Es ging auch nicht ohne Mißgeschick ab. Die Bahnhofswirtin beklagte sich über den Verlust ihrer Gänse und mir wurde mein vorzüglicher kaukasischer Säbel gestohlen, wahrscheinlich um ihn für einige Rubel an irgend einen Beamten der Intendantur zu verkaufen. Ich mußte einen überflüssigen Säbel von X. annehmen, welcher durchaus nicht so zierlich war, wie der meinige. Letzterer war noch dadurch denkwürdig, daß er, während ich an meiner Wunde

darniederlag, meinem verstorbenen Bruder Sergee gedient hatte, welcher bei Plewna fiel, nachdem er einige Türken damit getötet hatte.

Das Zimmer, in welchem ich meine Sachen ablegte mit der Absicht, mich darin einzurichten, wurde später von den Sachen des Generals D. eingenommen, mein Mantel und Säbel wurden weggetragen und so gut verborgen, daß ich kaum den ersteren noch finden konnte. Der Säbel blieb verschwunden, wahrscheinlich hatte er einem Offizierburschen zu sehr gefallen.

Am anderen Tage ritt ich früh aus mit dem General Strukow, während Skobelew noch zurück blieb. Bald erblickten wir das Städtchen Hermanli, gegen welches am vorigen Abend noch, wenn ich nicht irre, eine oder zwei Schwadronen Dragoner abgesandt worden waren, welche von den Baschibosuk schlecht empfangen wurden.

Es kam die wichtige Nachricht, in Hermanli seien türkische Bevollmächtigte zum Abschluß eines Waffenstillstandes angekommen und verlangten Zulaß zum Hauptquartier. General Strukow benachrichtigte sogleich Skobelew davon und bat, einen Teil der Infanterie rascher vorgehen zu lassen. Zugleich verzögerte er etwas die Antwort an die Bevollmächtigten, bis die Infanterie die Stadt erreicht hatte, und es war gut, daß die Infanterie sich beeilte, weil unsere Dragoner sich dort in ziemlich exponierter Lage befanden gegenüber einer großen Zahl Feinde, worunter nicht wenig reguläre Redifs aus der von Gurko zersprengten Armee Suleiman-Paschas.

Als wir ankamen, verstummte schon das Gefecht, der Feind zog sich zurück und wir wurden sogleich in den Bahnhof geführt, wo die türkischen Bevollmächtigten Namik

und Serwer-Pascha in ihren Wagen warteten, wahrscheinlich nicht wenig beunruhigt durch den Lärm und das Schießen während der ganzen Nacht. Auf der Lokomotive ihres Zuges wehte eine weiße Flagge.

Namik war ein alter Bekannter der Russen, da er schon zur Zeit des Kaisers Nikolaus zu uns gekommen war. Er war nicht nur ein erfahrener Diplomat, sondern stand dem Sultan am nächsten als Minister des Hofes. Der andere, der Minister des Auswärtigen, war ein kleiner, augenscheinlich nervöser Mann.

Namik, ein hagerer, sehr alter Mann mit scharfen Augen, etwas mattem Blick, keilförmigem Bart und sehr würdevollen Manieren, war in lange, weite, türkische Tracht gekleidet mit dem unvermeidlichen Feß auf dem Kopfe. Serwer hatte ein breites, lebhaftes Gesicht, etwas schielende Augen und trug einen etwas abgetragenen schwarzen Paletot und Gummigaloschen. Er sprang oft plötzlich auf, wühlte mit den Händen in den Taschen, schritt im Waggon auf und ab, blieb oft stehen und seine Geberden drückten bedeutende Aufregung aus.

Man meldete ihnen die Ankunft eines russischen Generals, — worauf sie ihn bitten ließen, einzutreten. Wir traten in den Salonwagen, wo Strukow sich als Kommandierenden der Avantgarde und mich als seinen Sekretär vorstellte. Wir trugen beide dicke Mäntel und wahrscheinlich war unser Aussehen ziemlich wild. Die Unterhaltung wurde in französischer Sprache geführt. General Strukow sprach mit großem Takt von der Standhaftigkeit der Türken, ohne unserer Siege mit einem Wort zu erwähnen und machte die vollkommen richtige Bemerkung: „Je mehr wir mit dem persönlichen Charakter der Türken bekannt werden, desto

mehr achten wir denselben.“ Namik, dieser kluge Alte, ging ungezwungen auf das letzte entscheidende Gefecht auf Schenowo über und als General Strukow mich als Teilnehmer an dieser Schlacht bezeichnete, wandte er sich mit Fragen an mich.

„Sagen Sie mir,“ unterbrach ihn Serwer-Pascha mit dem Aussehen eines Mannes, der sich nicht mehr beherrschen kann, „sagen Sie mir aufrichtig, konnte sich Wessel nicht mehr halten?“

„Nein, Pascha, das kann ich Ihnen versichern,“ erwiderte ich, indem ich mein Taschenbuch herauszog. Ich zeichnete ihm den Plan des Dorfes Schenowo und die Stellung Wessels auf, sowie die Stellungen Radeckys, Skobelews und Mirskys und zeigte ihm, wie die beiden letzten die Türken umgangen hatten, sie angriffen und nötigten, die Waffen niederzulegen. Diese Skizze habe ich noch jetzt in meinem Taschenbuche. Mit einem unterdrückten Stöhnen wandte sich Serwer ab, um seine Thränen zu verbergen.

Die Abgesandten sprachen den Wunsch aus, die Fahrt in das Hauptquartier fortzusetzen.

„Den Zug, mit welchem wir angekommen sind, werden Sie, wie ich hoffe, sogleich zurück senden?“ sagte Namik-Pascha.

„Darüber werde ich Befehle meines Chefs, General Skobelew, einholen,“ erwiderte Strukow.

„Wozu haben Sie Befehle einzuholen? Der Zug steht unter der Parlamentärflagge und kann und darf nicht für Kriegszwecke benützt werden.“

„Ich werde Befehle erwarten,“ war die Antwort.

„Was ist das?“ rief der Pascha. „Sogleich wird noch

ein Zug mit unseren Equipagen und Pferden für Seine Kaiserliche Hoheit, den Ober-Kommandierenden, von Seiner Majestät dem Sultan ankommen, wollen Sie etwa auch diesen zurückhalten?"

„Ich muß Befehle erwarten."

Leise bemerkte ich zu General Strukow, daß der Zug wirklich unter der weißen Flagge stehe und freigegeben werden müsse.

„Die Wagen haben wir nicht nötig, aber an Lokomotiven fehlt es uns," erwiderte Strukow rasch und leise. „Für den Augenblick muß ich sie jedenfalls zurückhalten, und dann mag geschehen, was befohlen wird."

Das letztere sprach er laut und versicherte den Pascha, daß er nach Eintreffen höherer Verfügungen die Züge keine Minute aufhalten werde. Aber ach, von Skobelew kam der Befehl, die Züge auf keinen Fall frei zu geben, welche später, wie man eingestehen muß, unsere Soldaten pünktlich beförderten. Aber die Pascha wußten das nicht, da sie schon vorher in das große Hauptquartier nach Kasanlik abfuhren. Abends ging ich noch zu ihnen in den Wagen, um ihnen zu sagen, sie sollten Befehl geben, ihre Sachen während der Nacht gut zu bewachen, weil eine Menge Marodeure, nicht nur Bulgaren, sondern auch Baschibosuk umherstreiften.

Am folgenden Tage verabschiedeten wir uns. Die Pascha setzten sich in eine Kutsche, an die wir traten, um ihnen Glück auf den Weg und Erfolg in ihren Verhandlungen zu wünschen.

„Hoffen wir, daß das Resultat Ihrer Fahrt ein baldiger Friede sein wird," sagte ihnen Strukow als Antwort auf ihren freundschaftlichen, kummervollen Händedruck. „Vergessen Sie nicht, daß wir einen gemeinschaftlichen Feind

haben, jenen, welcher Sie durch seine Versprechungen in die jetzige Lage gebracht und Sie dann Ihrem Schicksal überlassen hat."

„Das ist wahr," erwiderte Serwer, wieder mit Thränen in den Augen. Die Pascha fuhren von unserem kleinen Detachement zwischen zwei Reihen Soldaten, welche aus voller Kehle Lieder sangen, schrieen und pfiffen. Arme Pascha!

Skalon erzählte mir später, als die Nachricht von der Einnahme Adrianopels durch Strukow angekommen sei, habe man trotz der späten Stunde sich beeilt, die Pascha davon zu benachrichtigen.

„In den Waffenstillstands-Verhandlungen," sagte S., „haben diese ehrenwerten Leute, mit welchen wir in besten Beziehungen standen, mit großem Nachdruck darauf hingewiesen, daß Adrianopel noch nicht genommen und nicht leicht zu nehmen sei, und deshalb war unser Wunsch begreiflich, ihnen diese Überraschung schleunigst mitzuteilen. Sie wurden sogleich geweckt und sprangen auf.

„Was giebt es?"

„Wir haben die Ehre, Ihnen zur Einnahme von Adrianopel zu gratulieren!" Sie waren dem Weinen nahe. Arme Pascha!

Ich bekam nicht wenig zu thun. General Strukow wurde zum Kommandeur einer kleinen Abteilung ernannt, welche die Avantgarde des ganzen großen Korps von Skobelew bildete. Da kein Offizier des Generalstabs zugegen war, bat mich mein Freund, bald diese, bald jene Sache zu besorgen, wie es die Notwendigkeit mit sich brachte. — Ich war Freiwilliger und sein Stabschef. Ich hatte zum Beispiel Gerüchte und Nachrichten von den Einwohnern zu

sammeln, welche er dann Alexander Petrowitsch meldete. Dazu war bei uns ein Bulgare, namens Christo, mit einem ungeheuren Schnurrbart, wie ein Kater, ein dicker, rotbackiger Mensch, mit einer gestickten Jacke, sehr weiten Beinkleidern und einem großen, reich verzierten Säbel, welchen leider der Feind nicht zu Gesicht bekam. Er hatte früher als Kawaß in der russischen Gesandtschaft in Konstantinopel unter General Ignatjew gedient. Während des Krieges war er zuerst im Hauptquartier und jetzt als Dolmetscher bei Strukow.

Wir erfuhren, daß die Armee Suleiman-Paschas, welche von Gurko geschlagen war, bei der Unmöglichkeit, auf dem geraden Wege nach Adrianopel zu gelangen, sich in die Berge geschlagen habe und jetzt in kleinen Gruppen von fünf bis zwanzig Mann, das heißt, in voller Auflösung, sich zurückzog. Wenn der energische Suleiman mit dem Rest seines Heeres von wenigstens 30000 Mann früher als wir nach Hermanli gelangt, und wenn es ihm gelungen wäre, sich nach Adrianopel durchzuschlagen und zuvor die Brücke von Ternowo-Semenli zu vernichten, so wäre unser Zug nach Konstantinopel nicht mit einem militärischen Spaziergang zu vergleichen gewesen, wie es jetzt der Fall war ... Es scheint mir, daß das Verdienst des letzten, energischen Vorstoßes Strukows bei uns nicht nach Gebühr gewürdigt wird. Ich selbst hörte gelegentlich von Offizieren der Armee Gurkos, es sei für Strukow und demnach auch für Skobelew leicht gewesen, als Sieger zu erscheinen, wenn jeder ernste Widerstand zuvor schon gebrochen gewesen, aber sie vergessen, daß Strukow fast bis Konstantinopel zog mit drei unvollständigen Regimentern Kavallerie und einer Batterie, und daß er an einem der zwei Defilees auf seinem

Wege türkische Infanterie vorfand. Jetzt, wo die Sache schon der Vergangenheit angehört, kann ich nur mit Lachen daran denken, was aus unserm Triumphzug geworden wäre, wenn wir nur auf zwei Bataillone türkische Redifs gestoßen wären.

In Erwartung Skobelews und eines baldigen Vorstoßes richteten wir uns in Hermanli vortrefflich ein. An Holz und Vorräten fehlte es nicht und unser Tisch war gut. Es gab Schtschi (Kohlsuppe), schmackhaft und heiß, was konnte man mehr wünschen?

Auf Strukows Wunsch war ich mit zwei Sachen beschäftigt, die Soldaten vom Plündern abzuhalten und die Einwohner zu entwaffnen. Zum Unglück fand einer unserer Dragoner zufällig 500 türkische Silberstücke. Sobald die Soldaten das hörten, wollte jeder auch 500 Silberstücke finden. Obgleich das Detachement außerhalb der Stadt stand, suchten die Soldaten unter allerlei Vorwänden in die Stadt zu gelangen, durchsuchten die Häuser, erpreßten Geld, ließen die Federn aus den Kissen fliegen und zerschlugen Kellerthüren. Es kamen viele Klagen, welche zum teil untersucht wurden, aber einige Kommandeure sahen den Soldaten durch die Finger, und wenn dies nicht ganz möglich war, so bestraften sie sie wenigstens nicht streng. Dann ging ich durch die Straßen und nahm mich der Sache an. Ich trat in ein Haus. Hier durchsuchten einige Soldaten alle Ecken, wühlten und lärmten vor den Augen der eingeschüchterten Bewohner.

„Was habt Ihr hier zu schaffen?“

„Wir sind abgeschickt, Quartier zu besichtigen, Euer Hochwohlgeboren.“

Anfangs glaubte ich, das sei wahr, aber als ich erfuhr,

daß alles erlogen war, alles Vorwand, um nach Geld oder Kostbarkeiten zu suchen, begann ich die Plünderer ohne Umstände mit den kräftigsten Mitteln hinauszujagen.

Daß die Leute forttragen, was sie finden, oder Wein trinken, ist noch begreiflich. Aber ich sah zum Beispiel, wie die Soldaten sich an einer Kellerthüre drängten. Ich trete näher. Es ist ein Essigkeller, der Essig fließt aus einigen Fässern aus und steht schon mehrere Zoll hoch über dem Boden. Barfuß, mit aufgeschlagenen Hosen steht ein Soldat in diesem See und hält in den Händen den Hahn, welchen er aus dem letzten Faß ausgeschlagen hat, und aus diesem fließt der Essig in einem starken Strom heraus.

„Warum thust Du das?“

„Nur so! Sehen Sie, wie es herausströmt!“

Auf die Klagen der Einwohner ging ich in verschiedene Teile der Stadt, wo ich Excessen Einhalt that, welche oft von dem Geschrei der Weiber und Kinder begleitet waren. Ich teilte Genickstücke aus und jagte die Schuldigen fort, aber während dessen ging es an einer anderen Stelle ebenso zu. Uebrigens wurden die Weiber nirgends angegriffen. Auf einem Platz fand ich fünfzig oder sechzig alte und junge Türkinnen, welche sich wie Küchelchen zusammen drängten, die Köpfe zusammen steckten und augenscheinlich Gebete sprachen. Strukow befahl, ihnen einen besonderen Zufluchtsort anzuweisen und dort eine Schildwache aufzustellen.

Was die Entwaffnung der Einwohner betraf, so ging die Sache gut und mit weniger Mühe vor sich, als ich erwartet hatte. Aus Furcht vor der Verantwortlichkeit für die Zurückhaltung einer Waffe trugen die Einwohner ziemlich pünktlich ihre Waffen herbei. Und was für Waffen

waren das! Arabische Gewehre mit fein verzierten Kolben und echt türkische, mit Perlmutter und Elfenbein ausgelegt, Pistolen, Säbel, Yatagane. Unter den letzteren waren einige sehr charakteristische, und ich wählte mir nicht wenige derselben aus, als Material für meine künftigen Gemälde. Einige bestimmte ich für Strukow, welcher seinen Bekannten versprochen hatte, etwas Interessantes mitzubringen. Aber ach! Mit derselben Leichtigkeit, mit der diese Sachen erlangt wurden, gingen sie auch verloren. Der Wagen, welcher mit unsern Trophäen beladen war, wurde an der nächsten Station nachts ausgeraubt, und so sauber, daß auch von dem Wagen selbst und von den Ochsen, die ihn gezogen hatten, keine Spur mehr zu finden war. Wahrscheinlich war er anderen nötiger, als uns. Aber die Fortschaffung dieser Waffen ging nicht ohne Unglück ab. Ein Kosak, welcher mit einem Gewehr zu unvorsichtig umging, erhielt eine Kugel in den Magen.

Um diese Zeit kam Skobelew nach Hermanli, nachdem er die Gesandten empfangen und weiter befördert hatte. Augenscheinlich ließ ihm der Gedanke keine Ruhe, die Armee Suleiman-Paschas gänzlich zu vernichten und womöglich gefangen zu nehmen, das heißt, das zu vollbringen, was Gurko nicht vollbracht hatte, welcher, nachdem er Suleiman in einigen Schlachten besiegt hatte, ihn vor sich herjagte. Aber Skobelew täuschte sich, denn in Wirklichkeit hatte Gurko Suleimans Armee stärker erschüttert, als die Gerüchte meldeten, und die türkische Armee, das heißt, ihre Überreste, floh in Auflösung in die Berge.

Skobelew bereitete sich ernsthaft vor, nach Chaskioe Suleiman entgegen zu gehen. Er sagte mir: „Wassili, gehen Sie mit, mit ihm?“

„Ja.“

„Kommen Sie lieber mit mir, Sie wissen, Suleiman kommt!“

„Ich versichere Ihnen, Sie irren sich, Suleiman geht in die Berge.“

„Nun, was streiten Sie, während ich die zuverlässigsten Nachrichten habe? Panjutin meldet, daß er schon mit einigen Vorpostenbataillonen angebunden habe.“

Ich war etwas verwundert, aber dennoch erwiderte ich, ich werde mit Strukow nach Adrianopel gehen.

„Wie Sie wollen,“ erwiderte Skobelew freundlich.

Ich wußte damals nicht, wie sehr ich recht hatte und Skobelew sich irrte. Er beging hier eines der größten Versehen, welches ein kommandierender General überhaupt machen kann: Haufen von türkischen Einwohnern, welche ihre Wohnstätten verließen und nach Konstantinopel zogen, wie ihnen Suleiman befohlen hatte, hielt Skobelew für regelmäßiges Militär und griff sie an. Dieser Irrtum wurde außer der bekannten und schon lange bestehenden Eifersucht Skobelews auf Gurko noch durch den Umstand bestärkt, daß einem großen Wagenzug fliehender türkischer Familien sich Männer, Brüder und andere Verwandte aus der zurückgehenden Armee angeschlossen hatten, welche sehr natürlicherweise den Ihrigen Schutz gewähren wollten und bei der Annäherung der Russen sich in Kolonnen vereinigten. Diese Kolonnen waren auch jene Bataillone, von welchen Panjutin und die Kosakenoffiziere in ihren Meldungen an den General berichteten, und welche er angriff.

Ich war noch bei Skobelew, als der Kommandeur eines der donischen Kosakenregimenter ihm meldete, der Feind greife an.

„Gut, nehmen Sie das Gefecht an."

„Es hat schon Tote gegeben, 30 Pferde sind verwundet und getötet."

„Gut, mögen es 300 sein."

„Ich höre!" (Zu Befehl!) erwiderte der Oberst und ging.

Die praktischen Kosaken lieben nicht, Leute oder Pferde zu verlieren. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit an die Reden des Kommandeurs K. eines Kubanschen Kosakenregiments, welcher sich in Plewna gegen mich über die Gleichgültigkeit Skobelews gegen den Verlust von Menschen beklagte.

„Sehen Sie, wenn ich mit dem Regiment nach Hause komme, so verlangt die Frau eines Gefallenen von mir Rechenschaft: „Wo hast Du ihn gelassen?" sagt sie, „warum ist er nicht zurückgekommen?" Und da sagt Skobelew, man soll in Kolonnen stehen bleiben und sich nicht zerstreuen! Man soll imponieren! Da hat sich was zu imponieren, bis die Leute auf der Erde liegen!"

Auf dem Wege nach Chaskioe wurde das Gefecht hitziger. Nach heftigem Infanteriefeuer ging die Kavallerie mit Hurra vor und auch hier ereignete sich ein Vorfall, welchem Skobelew vergeblich Einhalt zu thun versuchte. Es war zu spät. Der tapfere Panjutin erkannte seine Feinde schlecht und ging mit dem Bajonett auf einen ganzen, großen Wagenzug los. Viele Werst weit war der Weg besäet mit Toten und Verwundeten, nicht nur Männern, sondern auch Weibern und Kindern. Die Soldaten warfen die Menschen von den Wagen herab, zerrissen und durchwühlten die Habseligkeiten der Flüchtlinge und suchten nach Geld. Als Skobelew hinzukam, war er entsetzt über das

vorgefallene Mißverständnis. Nach dieser Affaire erließ er einen der strengsten Befehle, die er jemals erteilt hatte. Doch genug davon!

Skobelew ging auf die Straße hinaus, um unsere Abteilung nach Adrianopel abmarschieren zu sehen. Er führte mich zur Seite und sagte: „Achten Sie darauf, Wassili Wassiljewitsch, daß die Abteilung rasch vorgeht!"

„Seien Sie unbesorgt," erwiderte ich, „wir werden ordentlich ausschreiten!"

Hier muß ich noch erwähnen, daß ich keinen pünktlicheren Offizier kenne, als Strukow. Das ist der Typus eines musterhaften, methodischen Kavalleristen. Er hat einen kleinen Kopf und ist so hager, als ob die Haut nur über die Knochen gezogen wäre. Einer seiner Freunde, der ihm ein Kompliment machen wollte, sagte, er gleiche einem arabischen Vollblutpferde. Er hat einen ungeheuren Schnurrbart, einen melancholischen Blick und beständig ist ein nervöses Zucken an ihm zu bemerken. Er verlor niemals den Gleichmut, was bei einem kommandierenden Offizier sehr wichtig ist. In der Armee lachte man darüber, daß er immer und überall zu sehen war und immer irgendwo hineilte. Kluge Leute sagten: „Wohin man spuckt, da ist auch Strukow." Aber dieser Witz verliert sehr dadurch, daß dasselbe wahrscheinlich auch die vor ihm zurückweichenden Türken sagten, — wie sehr sie auch liefen, Strukow war immer da. Ich wunderte mich wirklich über die Thatkraft dieses Menschen, welcher dem Ansehen nach kaum eine Seele im Leibe zu haben schien. Er stand sehr früh auf. Wie er selbst sein Bett aufstellte, so nahm er es auch selbst zusammen. Er trank nicht, rauchte nicht, sah nicht nur nach den Leuten, sondern auch nach den Pferden, wie nach

seinen Kindern, sprang mehrmals in der Nacht auf, um selbst alle Meldungen anzuhören und hatte dabei immer ein freundschaftliches Wort für die Offiziere und für die Soldaten ein Trinkgeld aus seiner Tasche. Ich sehe meinen lieben, tapferen Gefährten noch vor mir in Mantel und Baschlik gehüllt, auf seinem englischen Renner, — er hatte zwei englische Vollblutpferde in den Feldzug mitgenommen, — und sein Schattenbild im Mondschein einer kalten Nacht. Um vier oder fünf Uhr des Morgens fängt er an, sich zu biegen, die Spitze des Baschliks sinkt tiefer und tiefer, fast bis auf den Hals des Pferdes. Zuweilen muß ich laut auflachen über diese Prozedur des Einschlafens, dann fährt er auf und richtet seine verschlafenen Augen auf mich.

„Was ist vorgefallen?" Und wieder fängt er an einzunicken.

Unsere Avantgarde bestand aus drei Regimentern Kavallerie: Den Moskauischen Dragonern, den Petersburger Ulanen und einem unvollständigen Regiment Donischer Kosaken nebst einer reitenden Batterie, welche beständig im Schlamm fest saß und unsern Zug verzögerte, obgleich sie uns zugleich einige Autorität verlieh.

Die Dragoner kommandierte der Oberst Ja., der gutmütigste Krieger, welchen man sich nur vorstellen kann. Er war viel älter im Dienst, als Skobelew, der in seiner Schwadron Junker gewesen war. Jetzt befehligte Ja. das Regiment und sein früherer Junker die ganze Avantgarde der Armee. Ihre Beziehungen blieben freundschaftlich und natürlich war Ja. gern bereit, für Skobelew alles zu thun, nur seinen weißen Paßgänger wollte er nicht abgeben. Skobelew hatte eine Vorliebe für weiße Pferde, er bemerkte

bald das wundervolle Tier und ließ durch Strukow die Angel auswerfen.

„Skobelew sagt, Du könntest ihm einen Dienst erweisen.“

„Ich werde mich sehr freuen, alles zu thun, was ich kann.“

„Dein Schimmel ...“

„Auf keinen Fall! Es lohnt nicht, davon zu sprechen.“

Der Kommandeur der Ulanen war B., ein, wie man sagt, einst glänzender Offizier der Suite, jetzt melancholisch und mißtrauisch. Der tragische Tod seiner schönen Frau unmittelbar vor dem Ausmarsch war, wie man sagt, die Veranlassung dieser traurigen Veränderung. Während Ja. zu uns hielt, das heißt zu mir und Strukow, war B. öfter allein, zuweilen auch in Begleitung einiger seiner Offiziere.

Der Kommandeur der Kosaken, L., glich allen Donischen Kosakenoffizieren, obgleich er Flügeladjutant war. Er wußte auf schlaue Weise Fourage zu erlangen und augenscheinlich verstand er die Disziplin auf seine Weise, denn seine Kosaken wurden alle Augenblick auf Erpressungen ertappt, was sie aber im übrigen nicht hinderte, ihren Dienst gut zu versehen.

Des Kommandeurs der Batterie erinnere ich mich nur mangelhaft. Er war ein Offizier von ehrwürdigem Alter, welcher seinem Vaterland ehrlich diente, das heißt, in dem vorliegenden Fall vom Morgen bis zum Abend seine Kanonen durch den schrecklichen Schlamm weiter zog.

Es war noch ein Dragoneroffizier B. da, welcher oft aus dem Regiment zu uns kam, ein guter Kamerad, welcher die Befehle und Verfügungen für das Detachement Strukows

schrieb und zuweilen auch Berichte an Seine Kaiserliche Hoheit unter meinem Diktat. Endlich muß ich der Vollständigkeit wegen auch von dem Bulgaren Christo sprechen, einem jener schnurrbärtigen, goldstrotzenden Kawassen, welche ein Gegenstand der Eitelkeit aller Gesandtschaften im Orient sind.

Eben waren wir nach einem langen Tagesmarsch mit einer Rast vor der Stadt Mustafa-Pascha bei Adrianopel, angekommen und stiegen vor dem Konak (Palais) vom Pferde, als Strukow die Ankunft von Abgesandten aus Adrianopel gemeldet wurde. Er befahl, sie sogleich hereinzuführen. Es war ein Grieche und ein Bulgare. Beide baten im Namen der Einwohner ihrer Nationalität, die Stadt zu besetzen. Die Türken hatten, als sie von der Annäherung der Russen hörten, das Schloß vor der Stadt zerstört, welches als Arsenal gedient hatte. Man hatte die Explosion sogar bei uns gehört. Wie ich später erfuhr, sind in diesem Schloß viele wundervolle Proben alter Kunst verloren gegangen, darunter prachtvolle Säle, welche ganz mit lasurblauen Reliefs verziert waren. Wie die Abgesandten erzählten, befürchtete man, daß die umherstreifenden Tscherkessen die Stadt plündern werden. Die großen, prachtvollen Forts vor der Stadt, welche den Türken so viele Mühe und Geld gekostet hatten, waren verlassen, da sie nicht in Bereitschaft waren und es an Leuten zur Verteidigung fehlte.

Im großen Saale des Konaks versammelte Strukow einen Kriegsrat, bestehend aus den Regiments-Kommandeuren und mir. Er trug in Kürze die Thatsachen vor. Es war kein Zweifel, daß die Einwohner der Stadt aus Furcht vor Plünderung unser Einrücken wünschten, und

wir konnten die Panik benutzen und Adrianopel besetzen. Aber andererseits war zu bedenken, daß wir gar keine Infanterie hatten und daß das Erscheinen eines oder zweier oder gar mehrerer Bataillone für uns sehr gefährlich werden konnte und besonders für unsere Geschütze. Wie wir von den Bulgaren erfuhren, befand sich wirklich in der Nähe der Stadt auf dem Rückzuge ein ägyptischer Prinz mit 2000 Mann schwarzer, afrikanischer, gut bewaffneter Infanterie, außerdem sammelten sich in der Umgegend nicht wenige kleine Abteilungen, welche auf dem Wege nach Konstantinopel waren. Nachdem Strukow dies mitgeteilt hatte, forderte er uns auf, unsere Meinung zu sagen. Als der niedrigste im Rang gab ich zuerst meine Stimme ab: Einrücken. Ich fand nicht möglich, mich ent-entschieden auszusprechen, aber ich war für den Einmarsch. B., der Kommandeur der Ulanen, war entschieden dagegen.

„Ihnen ist es leicht, zum Einmarsch zu raten, da Sie keine Verantwortlichkeit tragen! Aber was machen wir, wenn dort ein Hinterhalt ist, oder wenn wir auf Infanterie stoßen, wenn wir die Stadt eingenommen haben und sie wieder verlassen müssen? Wir müssen durchaus den General Skobelew erwarten!"

Der Kosakenkommandeur hatte keine bestimmte Meinung. Ich wiederholte dennoch, man müsse einrücken. Strukow äußerte keine Meinung, und der Kriegsrat löste sich auf, ohne einen bestimmten Entschluß gefaßt zu haben.

Bald darauf kam aus Adrianopel noch ein Bote, ein lärmender Grieche, bis zu den Zähnen bewaffnet und halb betrunken. Er sagte aus, er sei vom neuen Gouverneur abgesandt worden, um die Russen aufzufordern, die Stadt zu besetzen.

„Was ist das für ein Gouverneur?“ fragte Strukow.

„Nun, nachdem der Kriegs=Gouverneur das Schloß zerstört hatte und mit der Garnison abgezogen war, ernannte der Sultan Faß zum Gouverneur. — Was wollen Sie noch?“ Dieser Abgesandte seines Gouverneurs benahm sich so dreist, daß ich Strukow um die Erlaubnis bat, etwas strenger mit ihm zu sprechen.

„Meinetwegen,“ erwiderte er.

Ich holte aus und zog dem Krakehler eins mit der Peitsche über. Er wurde ganz konfus und benahm sich jetzt unterwürfig.

„Wie wagst Du es, so mit einem General zu sprechen, wie? Geh und sage Deinem neuen Gouverneur, daß der General ihn nicht anerkennt, und wenn er kommt, selbst einen Gouverneur ernennen wird. Marsch!“

„Aber wie streng Sie sind!“ sagten Strukow und die Offiziere.

„Mit diesen Halsabschneidern kann man nicht anders reden,“ erwiderte ich.

Am andern Morgen, als ich erwachte, — saß Strukow neben meinem Bett, augenscheinlich war er schon lange aufgestanden.

„Ich habe mich entschlossen,“ sagte er, „wir werden die Stadt besetzen.“

„Bravo!“

Die gestrigen Abgesandten waren noch nicht zurückgekehrt, der General trug ihnen auf, unseren Einmarsch anzukündigen. Dann führte er sie auf die Seite und verlangte, daß als Zeichen der Unterwerfung Adrianopels ihm die Schlüssel der Stadt gebracht werden sollten, welche er

Seiner Kaiserlichen Hoheit, dem Ober-Kommandierenden, übersenden müsse.

„Aber es sind keine Schlüssel der Stadt da," antworteten die Abgesandten ratlos.

„Sie müssen da sein! Ich will nichts wissen!" entschied der General. Sie ritten fort, aber der gestrige Grobian konnte sich nicht entschließen, bei Tage zurück zu kehren, aus Furcht, unterwegs durchgeprügelt zu werden. Seine Tapferkeit war augenscheinlich von den Umständen abhängig.

Es war ein prachtvoller, sonniger Tag, als wir uns Adrianopel näherten. Einige Reiter kamen uns entgegen und darunter zwei Armenier, die Brüder Abdulla, Photographen des Sultans in Adrianopel und Konstantinopel. Vor der Stadt erschien eine dichte Volksmenge, welche uns entgegen kam. Ihre Aufregung wuchs, je mehr wir näher kamen, endlich konnten sich die Vordersten nicht mehr halten, — sie kamen uns im Lauf entgegen. Unbeschreiblich war ihr Enthusiasmus und die darauf folgende Scene. Mit lautem Zuruf warfen sich die Leute vor uns auf die Kniee, küßten die Erde, bekreuzigten sich, wie vor einem Heiligenbild, küßten unsere Hände, unsere Kniee, Stiefel und Steigbügel, es war keine Möglichkeit, sie davon abzuhalten. Ich gestehe, ich kann mich nicht ohne Lachen an Ja. erinnern mit seiner zärtlichen Miene und seinen zum Küssen ausgestreckten Händen. Strukow wäre fast zerrissen worden, wenn nicht sein englisches Pferd so ungewöhnlich hoch gewesen wäre.

Die Leute erzählten, die Geistlichkeit komme uns mit Kreuzen und Fahnen entgegen, und wir waren schon im

Begriff, in die Straßen Adrianopels einzuziehen, als ich Strukow zurückhielt.

„Alexander Petrowitsch, es ist unsinnig, wenn wir so ohne weiteres in die Stadt einziehen.“

„Warum?“

„Sehen Sie diese engen Straßen an, jeder Ausruf der Feigheit, jeder Schuß muß eine Panik hervorbringen. Und dann gar noch die Geschütze, sie bleiben stecken und nicht eins kann umkehren.“

„Was ist denn zu machen?“

„Nicht in die Stadt einziehen. Bleiben wir irgendwo hier.“

„Das ist nicht möglich, die Geistlichkeit kommt uns schon entgegen.“

„Was liegt an der Geistlichkeit? Sie kann auch von der anderen Seite kommen!“

Strukow schwankte.

„Aber wo sollen wir bleiben?“

Ich sah mich rings um.

„Dort links ist ein Hügel, wir wollen dorthin abbiegen.“

Wir bogen scharf links ab auf einen hohen Hügel zu, die Regimenter und das Volk folgten nach. Als wir den Berg hinanritten, waren wir höchst erstaunt. Es war eine ideale Position, ein ebener Platz, welcher die ganze Stadt beherrschte, unten lag die Stadt, wie auf der Hand. Nicht nur war unsere Stellung unangreifbar, wir konnten auch mit der Batterie die ganze Stadt beherrschen.

Kaum hatten wir uns oben umgesehen, als aus dem bulgarischen Stadtteil eine ungeheure Prozession von Vertretern verschiedener Kirchen und Religionen uns entgegenkam.

Voran ging der griechische Metropolit Dionis, dann der armenische Erzbischof, ein bulgarischer Geistlicher, hebräische Rabbiner, türkische Mulla und darauf folgte eine große Menschenmasse. — Der ganze Platz war mit Menschen bedeckt, ich glaube, es waren 30—40 000. Diese Massen belagerten und beengten uns so sehr, daß ich von Strukow getrennt wurde, während wir von den Pferden stiegen. Ich hörte seinen Ruf: „Wassili Wassiljewitsch, kommen Sie schnell hierher!“ Er streckte mir die Hand entgegen und mit Hilfe einiger dienstfertiger Leute drängte ich mich bis zum General durch. Wir verneigten uns vor den Kreuzen und küßten die weiche, dicke Hand des Metropoliten, welcher über dieses Zeichen der Verehrung augenscheinlich sehr erfreut war.

Dann erschien auch jener neue Gouverneur, von welchem schon die Rede war, ein dicker Grieche mit dem Medschidie-Stern auf der Brust. In hochtrabenden, französischen Ausdrücken bewillkommnete er uns und vergaß dabei nicht, zu erwähnen, daß er beauftragt sei, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Er beendigte seine Rede mit den Worten: „Vive la Russie! Hurra!“ Die ganze Masse stimmte mit ein. Dann reichte er Strukow auf einer Schüssel die Schlüssel der Stadt. Es waren drei Stück von sehr großem Format. Später fragte ich, woher sie diese Schlüssel genommen hätten, und erhielt zur Antwort: „Sie wurden auf dem Markt gekauft.“ Wahrscheinlich hatten sie nicht ohne Ironie den drei großen Schlüsseln noch zwei Bündel kleiner beigefügt. Ich muß hier noch einige Worte über die ferneren Schicksale dieser Schlüssel beifügen. Den größten nahm ich mir, um damit Mandelnüsse zu zerschlagen, welche bei uns jeden Tag auf dem Tische erschienen, da sie sehr schmackhaft und

billig waren. Die beiden anderen wurden zuerst dem Ober-Kommandierenden übersandt und gingen dann nach Petersburg. Vor der Absendung nach Petersburg bat mich Strukow, den dritten, den größten und effektvollsten, abzugeben. Aber ich gab ihn nicht her und er hängt in meinem Atelier neben dem Fähnchen Skobelews.

Doch kehren wir nach Adrianopel zurück. Ich riet Strukow, dem Gouverneur zu erklären, daß er ihn nicht als Bevollmächtigten anerkenne und die Stadt selbst regieren werde bis zu künftiger, höherer Verfügung. Dies that er auch. Der Grieche wurde verlegen, faßte sich aber sogleich, dankte und schrie wieder Hurra zu Ehren der Russen. Dann sprach ich wieder mit dem General, und er verkündigte mit lauten Worten dem Volk meine Worte in Bezug auf die Art, wie die Russen beabsichtigten, in der ersten Zeit die Division zu befriedigen unter Beobachtung der Unverletzlichkeit der Einwohner.

„Jede Nationalität soll zwei Vertreter wählen," sagte der General. „Die Versammlung dieser Vertreter unter dem Vorsitz des griechischen Metropoliten soll für die rechtzeitige Lieferung von Proviant für Leute und Pferde sorgen. Unter dieser, und nur unter dieser Bedingung werden Requisitionen unterbleiben und die Leute werden nicht in die Stadt gesandt werden. Wenn aber nicht alles Notwendige geliefert werde, so werden sich die Soldaten selbst verschaffen, was sie brauchen. Für alles Gelieferte wird Zahlung geleistet werden. Alle waren sichtlich erfreut und ihre wohlbegreifliche Angst, mit den Soldaten zu thun zu haben, verschwand. Der Grieche Faß, und mit ihm die ganze Menschenmenge, schrieen Hurra für den Kaiser Alexander, und dieses Mal

schrieen sie wahrscheinlich ganz aufrichtig und lauter als zuvor.

Als die Geistlichkeit wieder abgezogen war, begaben wir uns in die bulgarische Kirche, welche selbstverständlich vom Volk ganz überfüllt war. Der Gottesdienst begann mit dem entsetzlichen griechischen Gesang, welcher mit unserem, gewöhnlich mehr oder weniger harmonischen Kirchengesang sehr in Kontrast stand. Ich hatte ihn schon früher gehört, aber ein so unmögliches, klägliches Geheul hatte ich noch nie vernommen und ich gestehe, ich konnte mich eines mutwilligen, unpassenden Gelächters kaum enthalten. Zum Unglück machte Strukow, welcher neben mir stand, die lakonische Bemerkung:

„Wie sie singen, was?"

Wahrscheinlich verlor er auch die Geduld, denn er rief Christo.

„Geh, sage dem Geistlichen, ich habe heute keine Zeit, er soll rasch ein Ende machen!"

Nachdem wir das Kreuz geküßt hatten, verließen wir die Kirche, stiegen zu Pferde und kehrten zu unserer Position zurück. Hier stellte Strukow sein Detachement im Carré auf, ritt die Front entlang, dankte den Leuten für ihren Eifer und beglückwünschte sie für die Einnahme der zweiten Hauptstadt der Türkei, Adrianopel.

Die Soldaten richteten ihr Bivouac ein und wir zogen in ein Eckhaus am Platz. Bald kam die Nachricht, daß Tscherkessen entlegene Stadtteile plünderten. Strukow gab mir eine halbe Schwadron Dragoner und befahl, durch die Straßen zu reiten und die Einwohner zu beruhigen, und dabei auch an Ort und Stelle zu ermitteln, ob etwas Wahres daran sei, daß Tscherkessen Excesse begehen. Ich

nahm einen alten Bulgaren oder Griechen mit, welcher gut türkisch sprach und auch ziemlich gut russisch verstand, durchritt alle Hauptstraßen und ließ ihn laut verkündigen, niemand solle sich fürchten, da die russische Gewalt alle verteidigen werde. Die Hufschläge unserer Pferde auf dem Pflaster brachten anfangs beinahe eine Panik hervor. Aber als die Leute sich überzeugten, daß wir Erlöser seien, streckten die Frauen weinend die Hände aus den Häusern hervor, und diejenigen, welche unten standen, warfen sich fast unter die Hufe der Pferde mit dem Rufe: „Man plündert uns!“

„Wo? Und wer plündert?“

„Dort, dort, die Tscherkessen!“

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß ein so heftiger Schrecken ganz unbegründet sei. Nachdem ich durch die ganze Stadt geritten war und auch an jene Stellen, wo nach Aussage vieler Entgegenkommender Excesse stattfanden, — hatte ich nirgends etwas gefunden. Überall herrschte vollkommene Ruhe, aber überall die alberne Behauptung, dort weiterhin werde geplündert. Das war eine Panik.

Die Regiments-Kommandeure waren sehr unzufrieden darüber, daß die Lieferung des Proviants und Pferdefutters den Einwohnern selbst anvertraut worden war. Da ich daran schuld war, richtete sich ihr Groll auf mich. Außerdem hatte ich sie dadurch erzürnt, daß ich einige Dragoner, welche in den nächsten bulgarischen Häusern marodierten, ergreifen und Strukow vorführen ließ, worauf der General sie den anderen zur Warnung vor der Front kräftig bestrafen ließ. Ich glaube sogar, der gutmütige Ja. suchte Strukow damit zu schrecken, — sobald ich das Zimmer verlassen hatte, — daß man uns nichts liefern, daß die Leute

und Pferde hungrig bleiben werden. Ich sah, daß Strukow sich überreden ließ, unruhig wurde und wahrscheinlich bedauerte, daß er mich angehört und so humane Verfügungen getroffen hatte. Der Abend kam: Wir ließen sagen, man solle sich beeilen. Darauf kam die Antwort, es wird alles geschehen, aber nichts geschah. Augenscheinlich hielt nur die Gegenwart des Generals die Offiziere ab, mir laute Vorwürfe zu machen und ich begann, mich wirklich schuldig zu fühlen an dem allgemeinen Hungerleiden. Endlich, als es schon dämmerte, erschienen ungeheure Körbe mit allem, wirklich allem, Brot, Suppe, Fleisch, Wein, — sogar Tabak war nicht vergessen worden. Ein ganzer Korb türkischen Tabaks! Alles wurde vergnügt. Nur Heu für die Pferde gab es wenig, man mußte hauptsächlich Hafer und Gerste geben.

Dennoch fanden anfangs viele diese Verfügung, daß die Einwohner selbst die Nahrungsmittel liefern sollten, unpraktisch, aber ich glaube jetzt aufrichtig, daß dieselbe nach den damaligen Umständen die zweckmäßigste war. Hätte damals der General seinen Soldaten erlaubt, in den Häusern selbst nach Heu, Hafer, Brot, Hühnern u. s. w. zu suchen, so ist kein Zweifel, daß die reiche Stadt ganz ausgeplündert worden wäre, und ich bin sehr erfreut, daß der kaltblütige, überlegte Strukow sich nicht überreden ließ. Nicht nur wurde die Stadt nicht geplündert, sondern man unterhielt auch mit den Einwohnern die besten Beziehungen, das heißt, es war ganz das Gegenteil von dem, was später kam, als andere Truppenteile kamen, als Unordnung und Streit entstand und sogar Soldaten von Einwohnern erschlagen wurden.

Am andern Morgen erschien bei uns der österreichische

Konsul in voller Gala und mit ihm unser alter Bekannter, der Grieche Faß. Diesen letzteren ließ man in einem anderen Zimmer warten, da nicht beabsichtigt wurde, mit ihm in irgend welche Beziehung zu treten. Man lud den Konsul ein, Platz zu nehmen und er kam sogleich zur Sache.

„Sie haben die einzige Obrigkeit, die in der Stadt war, den Gouverneur Faß, abgesetzt,“ sagte er in französischer Sprache zu Strukow. „Jetzt bereitet sich ein Aufstand vor, und die ganze Schuld fällt natürlich auf Sie.“

„Excellenz, erlauben Sie mir, in Ihrem Namen dem Herrn Konsul zu antworten,“ sagte ich zu Strukow.

„Meinetwegen,“ erwiderte Strukow.

„Der General ist Ihnen sehr dankbar, Herr Generalkonsul, für Ihren Rat, den er als wirklich freundschaftlich gemeint annimmt. Wie Herrn Faß schon gesagt wurde, übernimmt es der General selbst, für die Ordnung in der Stadt zu sorgen, bis zur Ankunft des Generals Skobelew, von welchem weitere Verfügungen abhängen. Was den von Ihnen erwähnten Aufstand betrifft, so bittet Sie der General, zu glauben, daß das alles nur alberne Fabeln sind, er steht für die Ordnung und wird alle niederschlagen, welche sie zu zerstören wagen. Empfangen Sie nochmals aufrichtigen Dank für Ihre Vorsorglichkeit.“

Nach der bekannten diplomatischen Regel, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, stellte sich der Konsul sehr befriedigt durch diese Erklärung und ging.

Strukow bat mich, zur Stadt zu reiten, um die städtischen Vorräte in Augenschein zu nehmen. Überall fand ich schreckliche Unordnung, Vorräte von Kleidern, Leinwand, Brot wurden in Wagenladungen von jedem, der wollte, davon geführt. Ich vertrieb die Räuber, und ohne

auf ihre Versicherungen zu achten, daß sie die Vorräte retten wollten, verschloß ich die Thüren und stellte Schildwachen davor. Die Vorräte waren so groß, daß es mir unmöglich war, sie in dieser kurzen Zeit zu besichtigen und noch weniger zu registrieren. Wie sich später erwies, fand sich in einem Magazin eine Menge vortrefflicher Bambusstäbe zu Lanzen, welche der Ober-Kommandierende dem Leib-Ulanenregiment schenkte.

Zugleich mit dem Magazin besah ich auch verschiedene Moscheen, von welchen die größte, deren Namen ich vergaß, prachtvoll und majestätisch war. Eben war ich von dieser Besichtigung zurückgekehrt, als bei uns Feuer ausbrach, ohne Zweifel dadurch, daß die Kosaken ein ungeheures Feuer in der Küche angezündet hatten. Es war ein Glück, daß nur das eine Haus abbrannte, welches wir eingenommen hatten, und die übrigen stehen blieben.

Strukow erfuhr, daß der Schützling des österreichischen Konsuls, der abgesetzte Gouverneur Faß, intriguierte, Unzufriedenheit und Unordnung hervorzurufen suchte, und wollte ihn verhaften, beschloß aber dann, ihm nur einen Verweis erteilen zu lassen. Früh am Morgen ritt ich mit einigen Dragonern vor das Haus des Griechen und trat ins Zimmer, wo aus allen Thüren und Ritzen erschreckte Gesichter hervorsahen. Der Herr des Hauses kam totenbleich mit kläglichem Blick hervor, augenscheinlich glaubte er, daß nach türkischem Brauch seine letzte Stunde gekommen sei. Ich nahm alle meine Diplomatie zusammen, erkundigte mich nach seiner Gesundheit, nach der Zahl seiner Kinder u. s. w., ging dann über auf die Notwendigkeit, sich aller geheimen Schliche zu enthalten, welche ihm große Unannehmlichkeiten verursachen könnten, und fügte zum Schluß

hinzu, der General habe mich beauftragt, ihm das mitzuteilen und in seinem Namen die Überzeugung auszusprechen, daß er nicht genötigt sein würde, zu ernsteren Maßregeln zu greifen. Faß wurde fast unsinnig vor Freude, sprang umher, beteuerte seine Ergebenheit und seine Dienstwilligkeit u. s. w.

Vor Strukow wurden zwei Albanesen geführt, verzweifelte Räuber nach Behauptung der Bulgaren, welche Kinder aus dem Mutterleibe ausgeschnitten haben sollten. Der General befahl, sie zu binden. Die Dragoner stellten die Burschen mit dem Rücken an einander und banden ihnen die Ellbogen fest, daß sie sich nicht rühren konnten. Auf der Erde hockend, blickten sie finster den sie umgebenden Haufen Bulgaren, hauptsächlich Weiber und Kinder, an, welche sie beschimpften, bespuckten und mit Schmutz bewarfen. Der bei ihnen aufgestellte Wachtposten that diesem Treiben natürlich keinen Einhalt.

Ich bat Strukow, sie aufhängen zu lassen, aber er willigte nicht ein. Er sagte, er liebe nicht, in Kriegszeiten erschießen und aufhängen zu lassen und nehme die beiden Burschen nicht auf sein Gewissen. Er werde sie Skobelew übergeben, möge dieser machen, was er wolle.

„Gut," erwiderte ich, „ich werde Michail Dmitrijewitsch (Skobelew) bitten, er wird wahrscheinlich nicht viele Umstände machen."

„Wie kommt es, daß Sie so blutdürstig geworden sind?" bemerkte Strukow. „Ich kannte Sie doch früher nicht so?"

Da gestand ich, daß ich noch nicht gesehen hatte, wie jemand aufgehängt wurde und mich für diese Prozedur interessierte.

Als ich am andern Tage nach den beiden Albanesen

sah, ergriff mich Mitleid. Es wäre besser gewesen, sie sogleich zu erschießen. Ganz geschwollen und blau von den Fesseln lagen sie auf der Erde und riefen dumpf stöhnend: „Aman, Aman!“ Die Turbane waren zerrissen, ihre Köpfe und Gesichter zerschlagen, sie waren mit Blut überströmt, da die dichte Menge sie unaufhörlich mit Steinen beworfen hatte. Die Schildwache ging beständig gleichgültig auf und ab, ohne die Notwendigkeit einzusehen, Einhalt zu gebieten.

Gegen Abend kam Skobelew. Wir gingen ihm bis zur Eisenbahn entgegen und begleiteten ihn mit großer Kavalkade bis zum Konak, wo er Quartier nahm. Unterwegs lief die ganze Bevölkerung herbei, um den tapferen General zu begrüßen. Die Scene der Begeisterung bei unserer Ankunft wiederholte sich, obgleich schon mit bedeutend weniger Entzücken. — Solche Scenen, wie jene, können sich nicht wiederholen. — Aus allen Häusern blickten neugierige Gesichter von Griechinnen hervor, einige von erstaunlicher Schönheit. Ich ritt hinter Skobelew und befahl von Zeit zu Zeit:

„Augen rechts! Augen links!“

Der leidenschaftliche Verehrer weiblicher Schönheit berauschte sich am Anblick der Schönheiten, und auch sie ihrerseits schienen ihn besonders eifrig mit ihren Blicken zu verfolgen. Plötzlich war auch unser Freund Faß da. Er ritt hinter dem General, um zu zeigen, daß er in Gnade stehe. Man ersuchte ihn, sich zu packen, und darauf ritt er voraus und schrie nach rechts und links:

„Begrüßt den General!“

Erst, als man ihm sagen ließ, er solle sich ganz und gar packen, verschwand er. Ich bat Skobelew, die beiden Räuber aufhängen zu lassen und er antwortete: „Das kann

geschehen." Er berief den Kommandeur des Schützenbataillons, Oberst K., befahl ihm, ein Kriegsgericht über die beiden ergriffenen Albanesen abzuhalten und fügte hinzu:

„Nun, meinetwegen, man kann sie aufhängen."

„Zu Befehl, Excellenz!" war die Antwort.

Ich dachte, „meine Sache sei im Hut", das heißt, abgemacht. Ich glaubte sicher zu sein, daß ich vor unserem Abzuge aus Adrianopel diese Exekution sehen werde, um sie später auf der Leinwand wiederzugeben. Aber es kam anders. Nicht lange vor unserem Abzuge fand ich die beiden Freunde noch immer in derselben wenig beneidenswerten Lage. Ich erkundigte mich, ob sie nicht hingerichtet würden, und erhielt die Antwort: „Nein." Strukow, welcher von der Berufung des Kriegsgerichts gehört hatte, bat Skobelew, die beiden Kavaliere nicht hinrichten zu lassen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie noch heute sich wohl befinden und die russische Milde loben ... Ich malte sie, wie sie gebunden waren.

II.

In der Nacht am dritten Tage nach unserer Ankunft in Adrianopel marschierten wir aus auf dem Wege nach Konstantinopel. Es war so dunkel, daß das Detachement getrennt wurde, indem die Spur der vorausgegangenen Reiter verloren ging. Das war eine schöne Gelegenheit für den Feind, uns zu vernichten oder gefangen zu nehmen. Die umherschweifenden Tscherkessen hätten das thun können,

wenn nicht sie, die wilden, unbezähmbaren Panther der Berge, sich in Steppenschakale verwandelt hätten, welche nur an Plündern dachten. Wir machten mitten auf dem Wege Halt, bei einigen kleinen Häusern, zündeten ein großes Feuer an und erwarteten bei den glimmenden Balken schlummernd den Morgen.

Am folgenden Tage wurde in Chawsa Halt gemacht, wo wir einen vollständigen Folterapparat und eine Schmiede zum Einschmieden der Verbrecher vorfanden. Eine kleine Sammlung dieser türkischen Spielzeuge, Halseisen, Hand- und Fußfesseln von sehr anständigem Gewicht und noch schwerere Ketten nahm ich mir zum Andenken mit.

Hierher flohen Bulgaren aus dem benachbarten Bauernhof und sagten, einige Türken haben dort diese Nacht übernachtet und schreckliche Excesse begangen, auch an Frauen. Strukow gab mir Christo und einige Ulanen mit und bat mich, wenn möglich, die Bösewichter herzutreiben. Als wir im Trab fünf Werst bis zu dem Bauernhof zurückgelegt hatten, konnte man uns nur in der Ferne zwischen den Gebüschen drei Gestalten zeigen. Es waren Türken, welche sich in größter Eile davon machten. Sie waren zu Fuß. Christo, von kriegerischem Feuer beseelt, bat um die Erlaubnis, wenigstens mit einigen Soldaten den Flüchtlingen nachzujagen. Aber das war augenscheinlich Thorheit, denn sie hatten einen Vorsprung von wenigstens zwei Werst und konnten natürlich immer, wenn nicht entfliehen, so doch sich verbergen. Ich zog vor, ohne Sieg zurück zu kehren, aber mein Christo, der die Tapferkeit nur im stürmischen Sinne auffaßte, konnte sich nicht früher entschließen, seinen Säbel in die Scheide zu stecken, welchen er schon herausgezogen hatte, als nachdem er einer Gans den Kopf abgehauen.

Diese nahmen wir dann nebst anderen lebendigen mit uns, wie auch einen Vorrat an saurer Milch und Sauerkohl, welcher uns bei Tische an die Heimat erinnerte.

Man zeigte mir Frauen, welche von den Türken zu leiden gehabt hatten.

„Es ist Euch schlecht ergangen?“ fragte ich.

„Ja,“ erwiderte die eine, indem sie verlegen das Gesicht mit den Händen bedeckte. Augenscheinlich ging es nicht an, sich nach den Einzelheiten zu erkundigen.

Auf dem Wege von Chawsa aus kamen uns noch mehr Flüchtlinge, als bei Adrianopel entgegen, welche ihre Häuser verlassen und sich in die Wälder geflüchtet hatten. Anfangs hielten wir sie aus der Entfernung für feindliche Marodeure, und ihrerseits wagten sie augenscheinlich nicht sogleich, aus ihrem Versteck zu uns zu kommen, da sie nicht ganz überzeugt waren, daß wir rechtgläubige, russische Truppen waren, von deren Annäherung sie aber natürlich Kenntnis hatten. Indessen, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, drückten sie ihre Freude auf die lebhafteste Weise aus, warfen sich vor uns auf die Kniee und küßten den Saum unserer Kleider, wenn sie ihn ergreifen konnten. Die meisten weinten und schrieen: „Es lebe der Zar Alexander!“

Alle beklagten sich nicht nur über die türkischen Truppen, sondern auch über die türkischen Einwohner, welche nach Konstantinopel gezogen waren. Diese hatten vor ihrem Abzuge die vereinzelten Bulgaren ausgeplündert, welchen sie mit Hilfe der türkischen Behörden nicht nur alle Kleider, Geschirre und Wertsachen abnahmen, sondern auch Pferde, Ochsen und Wagen. Nach ihren Worten waren diese Emigranten vor kurzem erst abgezogen und

konnten noch nicht weit vor uns sein. Sie flehten uns an, ihnen wenigstens einiges von dem Raube wieder zu verschaffen. Als wir uns Baba-Eski näherten, wurden die Spuren von Raub und Plünderung immer stärker. Man hörte Weinen, Heulen und Klagen der Weiber, die Plünderung war ersichtlich erst vor kurzem geschehen. Beim Eintritt in das Städtchen erblickten wir die Leiche eines schon bejahrten bulgarischen Geistlichen, welcher mit durchschnittener Kehle an einem Zaun lag. Die Nachbarn erzählten, die Bösewichter hätten ihn nötigen wollen, zu sagen, wo er sein Geld verborgen habe, und als er antwortete, er habe kein Geld, hätten sie ihn ermordet. Da und dort hörte man in den Häusern klagende, weibliche Stimmen. Die letzten Türken waren erst gestern Abend abgezogen, und da sie mit Ochsen fuhren, konnten sie augenscheinlich noch nicht weit sein.

Hier wie in Chamsa hielten wir Rasttag. Strukow ging vorsichtig vor, ohne sich irgendwo aufzuhalten, mit einem Rasttag an jedem dritten Tage. Wir marschierten sehr früh, noch vor Tage aus, machten Rast zum Abkochen, marschierten dann bis zum Abend weiter und hielten während der Nacht an. Dann marschierten wir auch mit einer Rast den ganzen folgenden Tag und den ganzen dritten Tag war Rasttag. Der General richtete große Aufmerksamkeit auf die Pferde, welche frisch, mutig und gut genährt waren. Von den Leuten war nichts zu sehen, alle trugen die Nase hoch.

Noch ehe wir nach Lulle-Burgasa kamen, erreichten wir die letzten Wagen der türkischen Flüchtlinge. Da sie eine Durchsuchung und Verantwortlichkeit wegen Raub fürchteten, warfen sie unterwegs verschiedene Kleidungsstoffe

mit bulgarischen Mustern fort. Ich sammelte eine interessante Kollektion davon. Dann warfen sie die Säbel und Gewehre weg, nachdem sie dieselben zuvor zerbrochen hatten. Strukow befahl ihnen anzuhalten, zu welchem Zweck man weit voraussenden mußte, da der Wagenzug eine ungeheure Länge hatte. Ein Teil wurde vor der Brücke angesammelt, welche in die Stadt führt, andere standen auf dem Wege und noch andere auf einer anderen Straße. Außerdem bewegte sich ein Wagenzug auf einer dritten Straße jenseits der Mariza, diesen aber konnten wir nicht anhalten. Die Zahl der Wagen war ungeheuer. Ich erinnere mich, daß Strukow in der Presse vorgeworfen wurde, er habe die Zahl der Emigranten übertrieben. Trotz seiner Bitte wollte ich mich damals nicht in den Zeitungsstreit einmischen, jetzt aber bemerke ich hier, daß die Thatsache, daß die Türken auf mehreren Straßen abzogen, die erwähnten Angriffe entkräftet. Der Bericht an den Ober-Kommandierenden war von mir geschrieben und alle Ziffern annähernd richtig.

Da dieses Volk selbst nicht wußte, warum es nach Konstantinopel zog, wo es nur Elend, Hunger und Krankheit zu erwarten hatte, schlug ich dem General vor, denjenigen, welche umzukehren wünschten, dies zu gestatten. Er willigte ein. Ich nahm Christo mit und befahl, die ältesten Emigranten zu versammeln. Dann verkündigte ich ihnen, daß in Rumelien, wohin sie gingen, schon jetzt Hungersnot herrschte, daß sie dort dem Elend und der Krankheit anheim fallen würden, und fragte sie, ob es nicht besser wäre, sogleich umzukehren. Der russische General werde sie nicht nur nicht verhindern, sondern rate es ihnen sogar, da er ihr Wohl wünsche. Sie berieten sich lange darüber. Einige, welche wahrscheinlich weniger Sünden und Unrecht gegen

die Bulgaren auf dem Gewissen hatten, wollten umkehren, anderen war der bloße Gedanke daran widerlich. Man ließ sie ungestört überlegen und befahl, zu einer bestimmten Stunde Antwort zu geben.

Währenddem durchritt ich alle Teile dieser beweglichen Stadt von Auswanderern und befahl, alle Waffen auf einem freien Platz abzuliefern unter Androhung strenger Strafen für Verheimlichung. Bald lag ein ganzer Berg von Waffen aller Art auf dem Platze. Ich wählte mir wieder einige schöne Exemplare aus, einiges nahmen die Offiziere und das übrige wurde unter Bewachung fortgeschafft.

Ein Teil der Türken entschloß sich, umzukehren, wenn man ihnen eine Schutzwache gegen die Bulgaren mitgäbe. Dies wurde versprochen, und wirklich traten sie sogleich unter Bedeckung durch einige Ulanen den Rückweg an. Die Bulgaren, welche jetzt ihre Macht fühlten, streiften wie Schakale in der Umgegend umher und einige hatten die Frechheit, sogar vor unsern Augen von türkischen Wagen einiges herabzuziehen, indem sie behaupteten, dies sei ihr Eigentum. Ich jagte viele mit Peitschenhieben fort, aber in Wirklichkeit war es schwer, zu erkennen, wer hier der Räuber und wer der Beraubte war.

Indem ich durch das Gewirr der türkischen Wagen ritt, bemerkte ich, daß die meisten Frauen sehr hübsch, einige sogar vollkommene Schönheiten waren. Ich erinnere mich, wie Strukow mit einigen von ihnen stritt, an welche er irgend eine Bitte gerichtet hatte. Eine derselben, eine sehr hübsche, junge Frau, sprach so kühn und behauptete, ihr Mann sei getötet, und sie sei jetzt frei, zu thun, was ihr beliebe, daß der gutmütige Strukow bemerkte:

„Sieh doch dieses Weibchen! . . . . Macht mutwillige Streiche!“

Der größte Teil der Türken beschloß dennoch, den Weg fortzusetzen und man hinderte sie nicht daran. Als die vordersten Wagen, welche den dort vorüberfließenden Fluß durch eine Furt passierten, herauskamen, ritt ich dorthin, um zu sehen, ob Ordnung beobachtet werde, und hörte noch im Flusse selbst herzzerreißendes Schreien weiblicher Stimmen. Ich eilte dahin, woher das Geschrei kam, und was sah ich? Kosaken hatten einen Wagen angehalten, zwei derselben waren hinaufgestiegen, der eine hielt eine Frau fest und der andere durchsuchte sie. Ihr Opfer zu verlassen und wie Kätzchen sich zu verkriechen, war für die Kosaken Sache eines Augenblicks. Dennoch wurden sie herausgefunden und am anderen Tage vor dem ganzen Detachement, welches in Carré aufgestellt war, mit Ruten bestraft, zum abschreckenden Beispiel für alle. Strukow sagte mir Dank dafür, aber die Regiments-Kommandeure, besonders der des Kosakenregiments, waren unzufrieden.

Am Abend des Tages des Ausmarsches dieser ganzen Masse türkischer Emigranten schrieb ich auf Strukows Bitten einen Bericht an den Ober-Kommandierenden, worin ich auf die Notwendigkeit hinwies, der türkischen Regierung das ganze Übel einer solchen gewaltsamen Auswanderung begreiflich zu machen, welche für das Land und für die Einwohner selbst verderblicher, als der Krieg selbst, und nur die Folge des wahnsinnigen Fanatismus Suleiman-Paschas war.

Auf dem weiteren Wege von hier aus entstand bei uns falscher Alarm, das heißt, bei Strukow und seiner Begleitung, welche nicht auf demselben Wege mit dem

Detachement ritten, um den Staub und den Wagenzug zu vermeiden, sondern auf einem anderen Wege, näher bei dem nebenher laufenden Fluß. Auf dem jenseitigen Ufer fuhren auch nicht wenig Wagen. Wir bemerkten, daß eine große Gruppe dieser Leute uns aufmerksam betrachtete, sich dann in Boote warf und auf unsere Seite herüber kam. Ich muß gestehen, daß alle, samt Strukow, ein wenig in Sorge waren, natürlich nicht aus Angst vor Tod oder Verwundung, sondern vor der Möglichkeit, in Gefangenschaft zu fallen. Man hätte uns wie ein halbes Dutzend Hammel abfangen können, weil wir so weit von den Unserigen entfernt und ganz ohne Schußwaffen waren, außer meinem Revolver und dem Gewehr meines Kosaken. Es erwies sich jedoch, daß diese Leute friedliche Absichten hatten. Es waren Bulgaren, welche kamen, um Nachrichten über die Bewegungen der Türken zu bringen und um Klagen anzustellen. Und wir lachten selbst über unsere Befürchtungen.

Wir näherten uns der Stadt Tschorla, in welcher, wie uns gesagt wurde, sich türkische Truppen befanden. Zur Aufklärung wurde Fürst D. mit einer halben Schwadron Dragoner vorgeschickt. Der General wurde besorgt über das Schicksal derselben, da die Bulgaren unterwegs behaupteten, die Türken hätten Infanterie und Geschütze. Auf dem letzten Rastplatze, gerade vor dem Aufbruch, fragte mich Strukow, welcher keine Nachrichten von Fürst D. erhalten hatte, besorgt, was ich meine, ob es gut sei, mit dem ganzen Detachement weiter zu gehen, ohne die Stärke des Feindes zu kennen. Ich antwortete mit dem Anerbieten, mit einer Sotnie (100 Mann) Kosaken im Trab vorzugehen, die Stellung der Türken zu erforschen, ihr Geschützfeuer zu provozieren, um zu sehen, ob sie Kanonen haben,

und dem General eine Skizze der ganzen feindlichen Stellung zurück zu bringen. Strukow war einverstanden. Er berief den Kommandeur einer Sotnie und sagte ihm:

„Gehen Sie mit diesem Herrn, er wird die türkische Stellung aufnehmen. Bemühen Sie sich, ihn zu decken und zu verteidigen.“

Wie es sich später erwies, wurden dadurch die Dragoner gerettet, und es wären ihnen alle Verluste erspart worden, ohne die ungewöhnliche Hinterlist und den Eigensinn der Kosaken. Als sie den Befehl erhielten, mir als Begleitmannschaft zu dienen, im Angesicht der türkischen Stellung, das heißt also, sich selbst und ihre Pferde einer Gefahr auszusetzen, gehorchten die ehrenwerten Kosaken nur zögernd. Ich ritt im Trab, — sie aber im Schritt. Ich beschleunigte den Trab und sandte einen der beiden Kosaken, die ich bei mir hatte, ab, mit der Aufforderung, sich zu beeilen. — Sie erwiderten, ihre Pferde seien sehr ermüdet. Dann gingen sie von Worten zur That über, stiegen von den Pferden ab und führten sie am Zügel, — „komm' ich heute nicht, komm' ich morgen.“ Als ich vor Tschorla kam, hörte ich Schüsse, dann wieder und wieder und endlich heftiges Feuer. Dann sandte ich den letzten meiner Kosaken mit dem Befehl an den Kommandeur der Sotnie, mit marsch! marsch! nachzukommen, unter Androhung strenger Verantwortlichkeit. Ich hielt inzwischen an und wartete. Vor mir sah ich das tief liegende Bett des Flusses, jenseits desselben war die Stadt sichtbar. Schüsse und Geschrei näherten sich immer mehr. Endlich kam hinter dem Berge ein Reiter hervor, dann noch einer, ein dritter, — es waren unsere Dragoner in voller Flucht vor den sie verfolgenden Türken. Das Blut stieg mir zu Kopfe.

„Halt! Halt!“ schrie ich und warf mich ihnen entgegen. „Halt Ihr da!“ Ich erhob schon die Peitsche gegen einen Soldaten, aber als ich in sein Gesicht sah, ließ ich den Arm sinken.

„Ich bin verwundet,“ murmelten seine blaugewordenen Lippen. Dann flog er vorüber, nicht im stande, sein Pferd anzuhalten. In diesem Augenblick trabten die Kosaken heran, und die Türken, welche sie von der Höhe der Stadt herab erblickten, ließen den Ihrigen sagen, sie sollten die Verfolgung aufgeben.

Die Dragoner waren in voller Verwirrung. Sie sammelten sich auf dem hohen Ufer, und die Leute, welche zum erstenmal im Feuer waren, suchten sich von ihrer Überraschung zu erholen. Ich bemerkte D.:

„Schämen Sie sich nicht, so zu fliehen?“

„Was wollen Sie?“ erwiderte er. „Die Leute sind noch jung, hören nicht auf das Kommando.“ Dann nach einer Weile fügte er zornig hinzu: „Was geht das Sie an?“

„Es ist eine Schande, nichts weiter!“

In Wirklichkeit aber war bei dem heftigen Angriff der Türken mit Leuten, welche das Feuer noch nicht gehört hatten, schwerlich etwas anderes zu thun, als ihnen nachzufliehen, was die Offiziere auch thaten, indem sie sich der verfolgenden Türken mit ihren Revolvern erwehrten.

Die ganze Sache hatte sich so zugetragen. D. war bis Tschorla gekommen, hatte aber nicht genügend auf den Umstand geachtet, daß die Bulgaren ihm vor der Stadt nicht entgegen kamen, was schon ein sicheres Zeichen war, daß Türken in der Stadt waren. Er ging zum Fluß hinab, an welchem ein Eisenbahndamm hinläuft und sich

ein Bahnhof befindet. Dort fragte er, ob Türken in der Stadt seien.

„Nein,“ antwortete der Gehilfe des Inspektors, „sie sind alle abgezogen.“

D. befahl abzusteigen und besichtigte dann die Bahnhofsgebäude. Inzwischen marschierten die Türken, von welchen gegen 2000 in der Stadt waren, wirklich ab, und der erste Teil derselben war schon weit entfernt. Aber die Arrièregarde, welche aus Kavallerie der Leibgarde des Sultans bestand und prächtig gekleidet und mit Repetiergewehren bewaffnet war, verließ eben erst die Stadt. Als sie hörten, daß Russen in geringer Anzahl sich im Bahnhof häuslich eingerichtet hatten, kehrten sie um und überfielen die Unsrigen mit 2 oder 300 Mann. Kaum konnten die Dragoner aufs Pferd springen und sich an der Brücke sammeln, wo sie ein Gewehrfeuer begannen. Die Türken überschütteten sie mit Geschossen und die Unsrigen antworteten so gut als möglich. Aber da jeder Mann nur zwanzig Patronen hatte, so hatten sie sich nach wenigen Minuten verschossen, und als sie dann sahen, daß der Feind durch die Furt ging, mit der Absicht, sie zu umfassen, machten sie sich auf die Flucht. Die Türken folgten ihnen und töteten fünfzehn Mann, und hätten natürlich alle vernichtet, wenn nicht die neue Sotnie Kosaken erschienen wäre.

Ich stand mit den Kosaken auf einer Anhöhe am Ufer. Vor uns lag die Stadt, malerisch am gegenüberliegenden Ufer auf einer Anhöhe, — unten der Bahnhof und die Brücke, auf welcher die Feinde langsam abzogen, indem sie sich wie mit Bedauern umsahen, daß sie ihre Beute fahren lassen mußten. Nachdem sie über die Brücke gegangen

waren, vereinigten sie sich mit den Ihrigen und schienen zu erwarten, was wir unternehmen würden. Strukow mußte durch den Kosaken, den ich zurückgesandt hatte, um die Sotnie herbeizurufen, benachrichtigt sein. Ich wußte, daß er nicht unterlassen werde, Verstärkung zu senden und schlug dem Kommandeur der Sotnie vor, langsam zum Fluß hinab zu gehen, und D. rief ich zu, er solle uns im Notfall unterstützen.

„Gehen Sie nicht," erwiderte D., „ich sage Ihnen, gehen Sie nicht! Es sind zu viele!"

Der Kommandeur der Sotnie erklärte, er nehme es nicht auf sich, die Leute in so kleiner Anzahl vorzusenden."

„Befehlen Sie es etwa?" fragte er.

„Ich habe kein Recht, Ihnen Befehle zu geben, aber wenn Sie sich nicht entschließen können, so befehle ich es! — Vorwärts! Langsam und geschlossen!"

Langsam gingen wir vor, die Dragoner folgten uns und langsam zogen die Türken ab. Sie waren vier- oder fünfhundert Schritt von uns entfernt, so daß wir jeden einzelnen Reiter unterscheiden konnten. Alle waren stutzerhaft gekleidet, mit Halbmonden an den Mützen und ritten vortreffliche, kleine, aber starke Pferde. In der Meldung, die ich an Strukow sandte, schlug ich vor, außer der Verstärkung für uns noch eine Abteilung zur Umgehung abzusenden, was er auch that. Kaum hatten wir die Brücke überschritten, als im Trab eine Schwadron Ulanen eintraf. Jetzt kamen Griechen und Bulgaren aus der Stadt uns entgegen, welche mich und den Adjutanten des Ulanenregiments, einen liebenswürdigen Offizier, dessen Namen ich vergessen habe, als Befreier feierlich begrüßten, worüber

wir nicht wenig lachten. Dabei ging es nicht ab, ohne daß sie unsere Hände und Füße küßten.

In diesem Augenblick ertönte schreckliches Geheul in der Nähe. D. bestrafte den Eisenbahnbeamten, der ihn angelogen hatte, die Türken seien schon abgezogen. Da die Exekution durch die Dragoner ausgeführt wurde, welche so schlecht empfangen worden waren, so war begreiflich, daß sie nicht spaßhaft gemeint war.

Vom General kam der Befehl, nicht in die Stadt einzuziehen, sondern ihn zu erwarten. Bald kam Strukow und mit ihm der Rittmeister, Fürst Wassiltschikow, welcher die Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstandes brachte. Das Detachement machte Halt, die bulgarischen Geistlichen, welche herausgekommen waren, hielten Gottesdienst ab. Als darauf Fürst Wassiltschikow den Soldaten den Dank Seiner Kaiserlichen Hoheit für ihren Eifer überbrachte und den Abschluß des Waffenstillstandes, sowie die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Friedensschlusses verkündigte, antwortete ihm, wie auch Strukow, welcher seinerseits den Soldaten für das eben beendigte Gefecht seinen Dank aussprach, ein herzhaftes Hurra.

III.

Wir richteten uns im Konak ein und unsere Gesellschaft wurde jetzt durch den Fürsten Wassiltschikow, einen gutmütigen, talentvollen, jungen Mann, vermehrt. Fleisch und Gemüse waren nicht schlecht, Butter und Pflaumen

sehr gut, Mandeln und Rosinen so billig und gut, daß meine Trophäe von Adrianopel, der ungeheure Schlüssel, der wahrscheinlich zu irgend einer Scheune gehörte, unaufhörlich arbeitete. Mein Kosak vom Kuban, Kurbatow, ein diebischer, aber sonst nicht bösartiger Junge, welcher früher auch Koch gewesen war, wurde dazu nicht zugelassen, Schtschi (Kohlsuppe) und Borschtsch (Suppe aus roten Rüben) zu kochen, obgleich er versicherte, er werde sie nicht schlechter als andere kochen. Nur die Zubereitung des Kaffees wurde ihm anvertraut, welcher in großen Quantitäten verbraucht und deshalb in einem kolossalen kupfernen Theekessel gekocht wurde. Wir fanden ihn vorzüglich, vielleicht, weil er wirklich gut war, oder weil wir nicht wählerisch waren. Wir lobten ihn sehr, worüber mein Kurbatow so stolz wurde, daß er beinahe Streit anfing, wenn ein anderer sich erlaubte, sich in die Bereitung einzumischen. Es ist interessant, daß hauptsächlich der Bereitung dieses Kaffees mein Kosak eine Auszeichnung verdankte.

„Warum stellen Sie Ihren Kosaken nicht (zur Auszeichnung) vor?" fragte man.

„Warum soll er das Kreuz erhalten? Er ist ja nicht ein einziges Mal mit mir im Feuer gewesen," erwiderte ich.

„Was schadet das? Das ist nicht seine Schuld! Es hat sich nicht so gemacht. Ich bin überzeugt, daß er in diesem Falle nicht zurückgestanden hätte."

„Nun ja, meinetwegen stellen Sie ihn vor," erwiderte ich, und demzufolge wurde Kurbatow mit dem Zeichen der Tapferkeit geschmückt.

Ich muß hier bemerken, daß die Leichtigkeit, mit welcher (zuweilen) die Kreuze ausgeteilt werden, merkwürdig

ist. Zum Teil wird noch einige Gerechtigkeit beobachtet, weil die Kreuze, von welchen so und so viele auf die Compagnie gegeben werden, meist durch die Soldaten selbst verteilt werden, welche, obgleich sie die Kreuze nicht denjenigen zuerkennen, die sich wirklich ausgezeichnet haben, sondern dem Feldwebel und den Unteroffizieren, demnach schreiende Ungerechtigkeiten vermeiden. Aber warum werden zum Beispiel Junker und degradierte Offiziere immer alle mit mehr als einem, mit zwei, drei und sogar vier*) Georgenkreuzen behängt, selbst wenn sie nur einfach bei dem Gefecht zugegen waren? Offiziersburschen in den Stäben und Hauptquartieren aller Leute, welche nur ein wenig Einfluß oder Zutritt zu einflußreichen Persönlichkeiten haben, werden unfehlbar mit Kreuzen geschmückt, selbst wenn sie niemals Kugeln pfeifen gehört und nur den Krimskrams ihrer Herren im Train der Armee begleitet haben. Parschim, der Bursche von S., erhielt zwei Kreuze und aus Dankbarkeit stahl er seinem Herrn vor seiner Heimkehr nach dem Don ein Repetiergewehr. Unser Christo, welcher ein Kreuz trug, aber den unbezähmbaren Wunsch empfand, sich mehrere anzuhängen, bat mich am Ende des Feldzuges, bei Strukow für ihn zu sprechen, wobei er natürlich alle seine Ansprüche und Verdienste aufzählte. Ach, ich muß gestehen, ich habe versprochen, für ihn zu sprechen, und dies auch wirklich gethan! Zur Zeit der Krönung sah ich Christo, wie er mit der Würde eines gelehrten Pudels hinter einem bulgarischen Fürsten herging, mit drei Kreuzen im Knopfloch. Ich tröstete mich damit, daß es also nicht meine Schuld allein war, sondern daß auch S. und

*) Das vierte ist das goldene mit Band.

verschiedene Wohlthäter des Hauptquartiers daran schuld waren, welchen der brave Christo natürlich gleichfalls alle seine Ansprüche und Verdienste aufgezählt hatte.

Unsere Kosaken schienen sich über den Waffenstillstand zu freuen. Sie zündeten ein solches Feuer an, daß ich unwillkürlich dachte, als ich in der Nähe ihres Lagerplatzes vorüberging, es sei eine Feuersbrunst entstanden. Nun, und bald darauf ging das ganze Haus in Feuer auf, und es gelang mir kaum, meine Pferde noch heraus zu führen. Übrigens verbrannte niemand, obgleich das Feuer in der Nacht ausgebrochen war, und niemand verlor etwas dabei. Aber der schöne Konak brannte bis auf den Grund nieder. Es war schon dunkle Nacht, als wir, auf dem Platze stehend, zusahen, wie das Feuer gelöscht wurde, und dann ein anderes Unterkommen suchten.

Nicht wenig Unruhe verursachten die Einwohner, welche sich über Gewaltthat und Ungerechtigkeit beklagten, die sie nicht nur von Seiten der Türken, sondern auch von unseren Soldaten erlitten hatten, wenn diese das Glück in fremden Häusern suchten. Einmal ging ich mit Strukow aus, um Marodeure abzufangen. Strukow hatte die Geduld verloren und wollte sich in der Nacht von der Begründung der Klagen der Einwohner überzeugen. Meist jedoch ging ich mit einem Kosaken „wie der Wind über das Feld", um die Plünderer abzufangen, aber sie krochen durch Zäune und über Dächer, doch wurde ihnen wenigstens ein Schrecken eingejagt.

Strukow war hier sehr in Anspruch genommen. Den Tag über half ich ihm so viel ich konnte, ebenso auch der schon erwähnte Dragoneroffizier, welcher Papiere abschrieb. Nachts aber schlief ich sehr pünktlich und sah nur halb im

Schlafe, wie er Berichte schrieb oder Meldungen von einer der vielen kleinen Abteilungen erhielt, welche nach verschiedenen Seiten ausgesandt worden waren. Bald hatten sie auf einem Bahnhofe amtliche Korrespondenzen des Feindes weggenommen, bald eine Schar raubender Tscherkessen überfallen, oder sie hatten auf einem Wagen eine türkische Fahne gefunden, welche von der Stange abgenommen worden war, um sie leichter verbergen zu können u. s. w. Kaum hatte er eine Depesche gelesen, eine Antwort erteilt, die Ordonnanz entlassen, das Licht ausgelöscht und wollte schlafen, — so hörte man wieder klopfen.

Am dritten Tage kam Skobelew abends auf einer Eisenbahn-Draisine an. Wir hatten schon lange gewartet und wollten eben nach Hause zurückkehren, als er ankam. Es erwies sich, daß der liebenswürdige General sich den Kopf hatte rasieren lassen, was ihm sehr schlecht stand, um so mehr, als seine Mütze jetzt viel zu weit geworden war und ihm ganz auf den Ohren saß. Skobelew hatte immer eine schreckliche Angst, die Haare zu verlieren, kahlköpfig zu werden, wie sein Vater, und wenn ihm jemand sagte: „Aber Ihre Haare gehen jetzt stark aus, Michail Dmitrijewitsch,“ so wurde er verdrießlich und schnitt sich am anderen Tage die Haare über dem Kamm ab. In diesem Falle muß man glauben, daß der „weiße Pascha“ vielleicht die Absicht hatte, sich unter den Muselmännern durch seinen rasierten Kopf etwas populär zu machen. Nur der Ausdruck unwillkürlichen Erstaunens bei allen Russen über seinen rasierten Schädel genierte und ärgerte ihn augenscheinlich.

Bald nach der Ankunft des Chefs der Avantgarde der Armee marschierten wir in der Richtung nach Tschadaltscha

aus, wo wir nach den Bestimmungen des Waffenstillstandes Halt machen sollten.

Das war unser letzter Marsch und die Offiziere und Soldaten waren erfreut über den Waffenstillstand und den wahrscheinlichen baldigen Beschluß des Friedens, welchen die Frauen und die Familien in der fernen Heimat schon seit lange von Gott erbeten hatten. Nur der Gedanke an eine mögliche Okkupation dämpfte etwas ihre Freude.

Was für wundervolle Ruinen trafen wir am Wege! Links von unserem Wege war ein Hügel zu sehen, welcher mit Trümmern von Gebäuden bedeckt war. Ich bog dahin ab und verirrte mich unter den gewundenen Säulen, Kapitälen u. s. w., von prachtvoller Arbeit der griechisch-byzantinischen Periode aus reinem, weißem Marmor. Von dem Hügel aus waren rechts und links zwei Meere zu sehen. Ein Hirte saß auf diesem Hügel wie auf einem Kissen und beobachtete die rings um ihn weidenden Hammel. Es war klar, daß niemand jemals sich hier um diese Marmorstücke kümmerte. Leider zeigte sich auch bei uns wenig Interesse für dieselben. Ich sagte später Skalon, es wäre nicht übel, einige schöne Proben dieser Architektur mitzunehmen und nach Rußland zu schicken, aber er antwortete: „Wo soll man das lassen?"

Überhaupt traf man hier in jeder Gegend zerstreute Trümmer des Altertums, meist aus der byzantinischen Periode griechischer Größe. Fast alle Moscheen enthalten viel Material, das von zerstörten Kirchen genommen wurde, die Grundsteine der Säulen in den Moscheen sind immer nichts anderes, als umgekehrte Kapitäle aus Kirchen, oft von erstaunlich schöner Arbeit.

Hier begegneten wir einem Telegraphenbeamten aus

Konstantinopel, welcher abgesandt worden war, um die Telegraphenleitungen zu besichtigen, da von dem guten Stand derselben die schnelle Beendigung der Friedensverhandlungen abhängig war. Strukow ließ ihn unbehindert durch, obgleich er keinen regelrechten Paß hatte. Siliwri ist ein entzückendes Städtchen am Ufer des Meeres, an einem kleinen Meerbusen. Kein einziger Bulgare oder Grieche kam uns entgegen, — ein sicheres Zeichen, daß türkische Truppen in der Stadt waren. Dies war auch wirklich der Fall. Ich ritt dem Detachement weit voraus. In den Straßen war ein Gedränge von Volk und Soldaten, es waren dieselben Burschen, mit welchen wir bei Tschorla zusammen gestoßen waren. Alle sahen mich scharf an, das Volk mit freundlichen Blicken, ohne jedoch zu wagen, seine Gefühle auszusprechen, die Kavalleristen aber feindselig. Man führte mich in den Konak zu Ideat-Pascha, welcher dieses vorgeschobene Kavallerie-Detachement befehligte. Ich stellte mich als Sekretär des russischen Generals vor und erinnerte an die Notwendigkeit, die Stadt sogleich unsern Truppen zu überlassen. Er erwiderte, er habe noch keinen Befehl erhalten, habe aber schon anfragen lassen und erwarte die Antwort. Zugleich sprach er die Überzeugung aus, man werde ihm Zeit lassen, die Antwort abzuwarten.

„Der General wird wahrscheinlich einen ganz kurzen Termin bewilligen, aber nicht mehr," erwiderte ich.

Strukow kam rasch nach und ich erklärte ihm die Lage. Augenscheinlich wollte der Pascha listigerweise die Grenze zwischen den türkischen und russischen Truppen faktisch nach Siliwri anstatt nach Tschataldscha verschieben. Strukow verlangte sofortige Räumung der Stadt.

„Können wir uns denn nicht neben einander einrichten?“ fragte der Pascha. „Sie besetzen das eine Ende der Stadt und ich das andere.“

„Nein, das geht nicht,“ erwiderte Strukow, der seine Geduld zu verlieren begann und sein Verlangen wiederholte.

„Aber Ihr Sekretär hat uns das Recht gegeben, hier die Antwort abzuwarten.“

„Nein, er sprach nur von der notwendigen Zeit zur Sammlung zum Ausmarsch.“

„Aber wir können nicht zurückgehen, ohne Befehl erhalten zu haben.“

„Dann werde ich Sie dazu zwingen.“

„Befehlen Sie, Excellenz, Geschütze auffahren zu lassen?“ wandte ich mich an Strukow.

„Sogleich! Warten Sie noch, vielleicht fügt er sich gutwillig.“

Nachdem der General unsern Truppen befohlen hatte, nicht die ganze Stadt zu besetzen, um Zusammenstöße mit den Türken zu vermeiden, wartete er noch mehrere Minuten, während welcher wir eine Tasse Kaffee tranken. Aber da er keinerlei Antwort erhielt und keine Vorbereitung zum Abmarsch sah, indem die Soldaten, wie zuvor, auf der Straße standen und die unsrigen anschauten, fragte er noch einmal in entschiedenem Tone, ob der Pascha die Stadt räumen werde, oder nicht.

„Vor Empfang der Antwort aus Konstantinopel ist es nicht möglich,“ war die Antwort.

Strukow ging ins Vorzimmer und schrie mit einer Stimme, welche auch einer weniger schwachen Brust Ehre gemacht hätte:

„Eine Batterie vor!“

Einige Leute eilten fort, um den Befehl auszuführen. Man hörte Rufe: „Die Batterie! Die Batterie!“

Was geschah mit Ideat-Pascha? Wie wurde er plötzlich beweglich!

„Sogleich wird die Antwort kommen.“

„Ich will nichts mehr hören,“ erwiderte Strukow.

„Eben ist die Antwort eingetroffen. — Wir marschieren sogleich ab!“

Die Türken stiegen zu Pferd und marschierten ab und wir nahmen einen Konak ein, welcher in unglaublich schmutzigem Zustand und voll Insekten war.

Abends erschien Ideat-Pascha wieder in heiterster Stimmung. Augenscheinlich wollte er uns überzeugen, daß wir ganz nahe bei einander leben können, ohne uns zu streiten. Mir klopfte er freundlich, wie einem alten Bekannten, auf die Schulter, worauf ich mit einem kräftigen, freundschaftlichen Schlag auf sein Genick antwortete, da ich wußte, was im Orient die äußere Form, besonders in Gegenwart von Leuten bedeutet, und daß sie mehr als sonst irgendwo berechnet werde.

Strukow wollte nichts von dem neuen türkischen Winkelzuge hören.

„Aus Konstantinopel habe ich Befehl erhalten, die Stadt zu räumen, aber nicht weiter zurück zu gehen, da nach einer neueren Übereinkunft mit Ihrem Hauptquartier Ihre Truppen nicht weiter als bis Siliwri vorgehen sollten,“ sagte der Pascha.

„Mir sind die Verfügungen des Hauptquartiers besser bekannt,“ erwiderte der General. „Ich gehe weiter, und wenn Sie sich nicht zurückziehen, werde ich Sie angreifen.“

„Gut, greifen Sie an, die Verantwortlichkeit für diesen ungerechten Anfall wird auf Sie fallen.“

„Nachher wird man ermitteln, wer verantwortlich ist. Achten Sie darauf, daß Sie es nicht sind!“

„Wie so ich? Nachdem ich noch soeben die bestimmtesten Befehle erhalten habe? Wollen Sie die Depesche lesen?“

„Ist nicht nötig, ich habe meine Befehle und werde sie befolgen.“

Der Pascha wurde hinauskomplimentiert, während er die Freundschaft der Türken überhaupt und die seinige im besonderen für die Russen, die Ungerechtigkeit weiteren Vorgehens und so weiter beteuerte.

So erschienen mir auch die Polen und Russen, wenn sie über den Frieden verhandeln. Die einen stellen als unerläßliche Bedingung die Abtretung von Smolensk auf, die anderen verlangen dagegen das ganze Gebiet bis Warschau und am Ende aller Enden nach vielem Zank und nachdem sie sich heiser geschrieen, wird dem stärkeren und standhafteren Teil ein Opfer gebracht.

Als wir am andern Tage ausmarschierten, sahen wir, daß zugleich mit uns, nicht früher, auch die Türken hinter der Stadt abmarschierten, aber so langsam, daß wir alle Augenblicke anhalten mußten und die Schweife ihrer Pferde erfassen konnten. Nach einigen Bemerkungen machte Strukow Anstalt, die Türken zu umgehen, deren Nachhut weit hinter uns war, und als auch dies nicht half, wurde er wieder zornig und befahl unserer Batterie Stellung zu nehmen. Jetzt beeilten sich die Türken ein wenig, aber der General war damit nicht zufrieden. Er ritt eine Anhöhe beim Weg hinauf und rief mit gewaltiger Stimme:

„Marsch! Marsch!“

Die ganze feindliche Kavallerie, welche zum großen Teil aus Arabern bestand, verstand wahrscheinlich dieses Kommando nicht, aber einige müssen es doch verstanden haben, sie galoppierten davon und wir hinter ihnen her, alle übrigen in größter Unordnung. Wie im Parademarsch galoppierten die Araber vor dem russischen General vorüber mit ihren flatternden Burnussen, ihren seidenen, mit Troddeln besetzten Kleidern und ihren langen Lanzen. Die Sättel einiger Reiter, welche auf eine so plötzliche Eile nicht gerechnet hatten, verschoben sich. Die übrigen begleiteten das alles mit lautem Lachen.

Bei der Rast an diesem Tage stießen wir wieder auf diese Kavallerie. Als Beistand für sie erschien ein Oberst des türkischen Generalstabs von Muchtar-Pascha, welcher die Reste der türkischen Armee befehligte. Wahrscheinlich hatte der Oberst sich schon mit dem österreichischen und amerikanischen Militär-Bevollmächtigten in unserem Hauptquartier besprochen, sie gerührt und überredet, ihm zu helfen. Beim Eintritt in das Haus, wo Strukow ihn empfing, fragte dieser Offizier, welcher in England erzogen worden war, ziemlich scharf:

„Wer spricht hier englisch? Ich spreche nicht französisch.“

„Ich bin bereit, zu übersetzen, was Sie wollen,“ erwiderte der Amerikaner Green.

„Very well!“ sagte der Türke erfreut und begann unnützes Zeug zu schwatzen, aber Strukow unterbrach ihn.

„Erlauben Sie, erlauben Sie, ich verstehe nicht englisch! Wollen Sie nicht einen Offizier senden, welcher französisch oder deutsch spricht? Oder verfügen Sie sich

zum General Skobelew!“ Auf weiteres Reden ließ er sich nicht ein.

Skobelew beschloß, einen Offizier zum Ghazi (der Unüberwindliche) Muchtar zu senden, und während dieser Zeit setzten wir uns gegen Tschataldscha in Bewegung. Dort wurde die Bemühung der Türken, uns so weit und so lange als möglich zurückzuhalten, begreiflich. Auf der Linie der Forts, welche die berühmte Befestigung von Tschekmendschinsk bildeten und Konstantinopel auf dem Lande decken sollten, wurde eifrig gearbeitet. Auf einigen Hügeln waren noch nicht einmal die Erdarbeiten beendigt, andere Forts blickten schon drohend aus der Ferne herab, hatten aber noch keine Geschütze. Augenscheinlich hatten die Türken infolge ihres anfänglichen Erfolges in Europa und Asien sich zu spät um die Verteidigung ihrer Hauptstadt gekümmert, oder besser, ihrer Hauptstädte, denn sowohl Adrianopel, als Konstantinopel waren im letzten Augenblick schutzlos. Ich ritt mit einigen Dragonern hin auf dem Wege nach den Forts, etwa fünf Werst von Tschataldscha, um das Terrain zu besichtigen, und überzeugte mich davon, daß dasselbe zu dieser Jahreszeit für Pferde schwer, für Geschütze fast gar nicht zugänglich war. Die ganze Straße war nur ein undurchdringlicher Sumpf, in welchem stecken zu bleiben und rettungslos unterzugehen wie die einfachste und natürlichste Sache erschien.

Unser Oberst, welcher von Skobelew an Muchtar-Pascha gesandt worden war, kehrte zurück, nachdem er besprochen hatte, was nötig war. Ich geriet in Schrecken, infolge dessen, was die ihn begleitenden Offiziere erzählten. Im Gespräch mit unserm Obersten hatte Muchtar ihn scherzend am Barte berührt, dessen eine Hälfte eine etwas

andere Farbe hatte, als die andere, und unser kluger, tapferer und durchaus höflicher Freund hatte nicht nur dem unüberwindlichen Muchtar keine Ohrfeige gegeben, sondern auch nicht gezuckt. — Unwillkührlich ballten sich meine Fäuste. Nach muselmännischen Begriffen giebt es keine größere Beleidigung, als einen Gegner am Bart zu ziehen. Man kann sich vorstellen, mit welchem Vergnügen die Türken diesen Vorfall erzählen werden.

Skobelew kam mit etwas finsterer Miene, und als wir allein waren, fragte er mich:

„Was glauben Sie, Wassili Wassiljewitsch, ist der Krieg zu Ende?"

„Gewiß," erwiderte ich.

„Sie glauben, es wird Friede geschlossen?"

„Gewiß, ich glaube, es wird Friede geschlossen und ich werde mich sogleich verziehen."

„Warten Sie noch, vielleicht kommt's nicht zum Frieden und wir gehen nach Konstantinopel."

„Nein, man wird Frieden schließen, und ich gehe nach Hause und male Bilder."

„Sie Glücklicher!"

Skobelew erzählte mir und Strukow beim Frühstück, als eine Abteilung unserer Garde-Kavallerie unter dem Befehl eines Generals C. in Rodosto eingezogen war, haben die Einwohner unter verschiedenen Vorwänden ihn einige Zeit vor der Stadt aufgehalten, und als er endlich eingedrungen sei, habe ein Schiff mit der Stadtkasse, welche eine sehr bedeutende Summe enthielt, den Hafen verlassen, um nach Konstantinopel zu gehen. Ich muß hier bemerken, daß ich mehr als einmal Strukow gebeten hatte, mich mit einer kleinen Abteilung in das reiche Rodosto abzusenden,

um dort im Fluge eine Kontribution von einer Million Rubel zu erheben und dann sofort zurückzukehren. Strukow gefiel dieser Gedanke, aber als vorsichtiger Mann hatte er einerseits befürchtet, ein zu schwaches Detachement abzusenden und andererseits sich zu sehr zu schwächen durch Abkommandierung eines starken Detachements. Dann, als der Abschluß des Waffenstillstandes offiziell bekannt gemacht worden war, mußte man diesem Gedanken recht geben. Deshalb fuhr ich jetzt vom Stuhl auf, als ich hörte, daß in der Kasse von Rodosto sich wirklich große Summen befunden hatten.

„Sagen Sie, Alexander Petrowitsch," (Strukow) rief ich, „habe ich Ihnen nicht geraten, einen Ausflug nach Rodosto zu machen und eine tüchtige Kontribution zu erheben?"

Skobelew lachte. „Sie sind ein wirklicher Held, Wassili Wassiljewitsch!"

In Adrianopel empfing mich der Oberkommandierende außerordentlich liebenswürdig.

„Ich danke! Sie sind in allen Sachen Meister!"

„Ich thue gerne, was ich kann."

Ich erklärte Seiner Kaiserlichen Hoheit unter anderem die Gründe, welche uns veranlaßten, den türkischen Auswanderern zu erlauben, umzukehren. Es war kein Zweifel, daß diese Leute keinen Platz finden und genötigt sein würden, hungrig und verarmt zurückzukehren, somit sei es viel besser, jetzt ein wohlhabendes Volk zu übernehmen, als später einen Haufen Bettler. Der jetzige Gesandte Nelidow, welcher damals als diplomatischer Beamter zugegen war, teilte nicht diese Ansicht.

„Sie haben einen politischen Fehler begangen," wiederholte er mehrmals. Die Folgen aber haben uns vollständig gerechtfertigt. Alle Türken, welche von Hunger und Krankheit verschont blieben, kehrten kraft des Friedensvertrages in ihre alten Wohnstätten zurück. Aber sie hatten zuvor alles verkauft und bettelten in den Vorstädten und Straßen Konstantinopels, wo Haufen dieses vor Kurzem noch wohlhabenden, arbeitenden Volkes lange der Bevölkerung zur Last fielen.

Das Hauptquartier in Adrianopel war jetzt sehr belebt. Eine Masse Volk fuhr dahin, wie zu einem Volksfest, einige, etwas spät, um sich auszuzeichnen, andere, um Geschäfte zu machen, wozu es jetzt an der Zeit war. Auch die ausländischen Militärbevollmächtigten waren alle zugegen, so daß die frühere, heitere, aber stille Gesellschaft jetzt einem geräuschvollen Hof glich. So groß auch die Tafel im Saale des Konaks war, mußte man sich doch einen Platz beinahe erkämpfen. Die Straßen der Stadt hatten sich ganz und gar in einen Bazar verwandelt. Vom General J., welcher rechts und links Hände drückte und auch hier verstand, sich populär zu machen, — bis zum letzten Junker herab, welcher endlich einen Kanal gefunden hatte, um seine aufgesammelten Rubel loszuwerden, alle lebten lustig und feierten den Sieg. Ich mußte nach Tschorla reiten, um dort einige Skizzen zu machen, welche bei verschiedenen früheren, wenig künstlerischen Beschäftigungen während des Feldzuges nicht zur Ausführung gelangen konnten. Der Bahnhof war in unsern Händen, und wer durchfahren wollte, dem wurde es nicht verwehrt. Auch in Tschorla fand ich alles bedeutend verändert. In der Wirtschaft auf dem Bahnhofe befand sich eine solche

Menschenmenge, daß ich daran zweifelte, irgend etwas zu erhalten, als plötzlich der Wirt mit allen Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit herbeiflog. Es erwies sich, daß er zur Zeit unserer Allmacht zu uns gekommen war, um Schutz gegen die Baschibosuk zu erlangen, welche seine Kühe und Hammel rauben wollten. Mit Erlaubnis Strukows gab ich ihm einen Dragoner, um das Forttreiben der Herde zu verhüten. Es ist sehr wohl möglich, daß er sich dieses Schutzes nicht nur bediente, um sich zu verteidigen, sondern auch einige der vielen Herden sich anzueignen, welche beim Abzug der Türken ohne Besitzer zurückgeblieben waren. Wenn es so ist, so ist leicht zu begreifen, daß er das Bedürfnis empfand, seine Dankbarkeit auszudrücken, sowohl durch das beste Stück Sohlenleder, genannt Beefsteak, als durch den besten, roten, einheimischen Lafitte.

Es war kein Zug zur Rückfahrt vorhanden, und da der regelmäßige Verkehr noch nicht wieder hergestellt war, so wußte man auch nicht, wann ein solcher Zug abgehen werde. Ich mußte Befehl erteilen, einen Zug zu stellen, und er wurde auch wirklich bereit gestellt. Bei der Abfahrt ereignete sich noch folgender Zwischenfall.

Wir hatten uns schon in Bewegung gesetzt, als ein Bulgare keuchend herbei lief, welcher mit einem Brief winkte und schrie:

„Fürst! Fürst! Adrianopel! Reuß!"

Ich kannte Reuß, den deutschen Gesandten in Konstantinopel und verstand, daß der Bulgare etwas von diesem Diplomaten für unser Hauptquartier brachte. Ich befahl, anzuhalten, ließ den Bulgaren einsteigen und nahm ihm den Brief ab, indem ich ihm verbot, mit irgend jemand, wer es auch sei, zu sprechen, da die Eisenbahnbeamten,

meist Österreicher, sich schon sichtlich dafür interessierten, was sie gehört hatten.

Als wir spät abends nach Adrianopel kamen, befahl ich dem Bulgaren, in den Konak zu gehen, den Brief aber übergab ich dem General Ignatjew, welcher eben mit Nelidow in den Hof eintrat. Den Bulgaren empfahl ich der Obhut Skalons, welcher ihm Essen und Trinken verschaffte und ihn dem Oberkommandierenden vorstellte.

Der Brief erwies sich als sehr wichtig. Fürst Reuß benachrichtigte unser Hauptquartier vertraulich von der Einfahrt englischer Panzerschiffe in die Dardanellen. Sofort wurde bei uns beschlossen, nach San Stefano vorzurücken, und wenn die Engländer nicht anhalten, dann auch bis Konstantinopel . . .

Als ich mich zur Abreise für den folgenden Tag rüstete, teilte mir der liebenswürdige Skalon mit, Seine Kaiserliche Hoheit wünsche, ich möge „zum Andenken“ einen goldenen Degen annehmen, aber ich dankte und machte mich aus dem Staube nach dem Bahnhof.

Erinnerungen an Skobelew.

1870—1882.

Skobelew war um ein Jahr jünger, als ich. Zur Zeit meiner Anwesenheit in Turkestan ließ er sich dahin versetzen, ich weiß nicht genau, wann. Ich hatte schon viel von ihm gehört, kannte aber weder seinen Vater, noch

ihn selbst, bis er sich in eine Affaire verwickelte, welche zu jener Zeit nicht wenig Aufsehen machte.

Wie ich mich jetzt erinnere, wurde ich mit Skobelew zuerst 1870 bekannt, in dem einzigen Restaurant der Stadt Taschkent. Ein gewisser Girardet, ein sehr liebenswürdiger Franzose, welcher die Kinder des damaligen General-Gouverneurs Kaufmann unterrichtete, stellte mir den jungen, schlanken Husarenrittmeister vor.

„Erlauben Sie mir, Ihnen meinen früheren Schüler Skobelew vorzustellen."

Wir drückten uns die Hände.

Das Äußere des jungen Skobelew war so einnehmend, daß man darüber sogar jene Geschichte vergessen konnte, welche zu jener Zeit über seinem Kopfe hing und von sehr häßlicher Art war. Er hatte nämlich bei der Rückkehr von einer Rekognoszierung an der Bucharischen Grenze in seiner Meldung von einer großen Anzahl verfolgter oder getöteter bucharischer Räuber erzählt, was aber bloße Erdichtung war, wie sich später erwies.

Die Sache wäre unbemerkt geblieben, wie eine Menge ähnlicher, aufgeblasener Meldungen, wenn nicht persönliche Rache sich eingemischt hätte. Skobelew hatte sich hinreißen lassen, einen der Uralschen Kosaken, die ihn begleiteten, zu schlagen, und obgleich er ihn später zum Unteroffizier vorschlug, so war doch der „Uralsche Edelmann", wie er sich selbst prahlerisch nannte, dadurch nicht zu versöhnen und begann laut zu erzählen, der Offizier habe die ganze Geschichte von den Räubern von Anfang bis zum Ende erdichtet, da sie durchaus keine Räuber gesehen hätten.

Daraus entsprang ein großer Skandal, nicht nur in den höchsten, sondern auch in den niedrigsten Offiziers-

kreisen war man entrüstet. Erstere fanden durch den General-Gouverneur ihren Ausdruck, letztere durch zwei Offiziere aus der goldenen Jugend Taschkents, dem Kürassier G., einem Sohne des bekannten Generals G., und P., dem Adjutanten des General-Gouverneurs. Beide forderten Skobelew zum Duell heraus.

Um jene Zeit bereitete ich mich vor, nach Kokand zu fahren, und in dem Gasthof, in dem ich wohnte, sah ich alle Vorbereitungen zum Kampf, versteht sich, ohne das Recht zu haben, mich einzumischen. Es that mir leid um den jungen Mann, welcher sich auf der Jagd nach Auszeichnung zu einem so häßlichen Verfahren hatte verführen lassen. P. erzählte später, Skobelew habe sich bei dem Duell mit großer Würde benommen, so daß sie sich nach demselben die Hände gedrückt hätten. G. erhielt eine Wunde, welche wahrscheinlich später auch die Ursache seines frühen Todes war.

Notwendigerweise erfolgte auch von oben eine Äußerung über den ganzen Vorfall. Der General-Gouverneur berief die Offiziere in den großen Saal seines Hauses und machte Skobelew die heftigsten Vorwürfe.

Darauf mußte Skobelew Turkestan verlassen, wo seine Stellung ganz unerträglich geworden war. Zehn Jahre später war dieser mit Schimpf beladene Stabsrittmeister General der Infanterie, Kommandeur einer kleinen selbstständigen Armee. Man muß hinzufügen, daß er diese Auszeichnung nicht durch Protektion erlangte, sondern im Kampf verdient hatte. Nur noch einmal machte er wieder einen Streich. Er führte die Soldaten zum Sturm gegen die Stadt Chiwa um dieselbe Zeit, als aus einem anderen Thore eine städtische Deputation mit Salz und Brot her-

auskam, um dem Oberkommandeur der Truppen ihre vollständige, unbedingte Unterwerfung auszusprechen.

General Kaufmann erzählte mir, er habe schon von der Übergabe der Stadt gewußt und sei eben im Begriff gewesen, einzuziehen, als er zu seiner Bestürzung und Entrüstung das Gewehrfeuer und Hurrageschrei eines wirklichen Sturmes vernahm, welchen Skobelew und Sch. in Scene gesetzt hatten.

* * *

Billigerweise muß gesagt werden, daß sich Skobelew in diesem Feldzug nach Chiwa wirklich auszeichnete und durch kühne Streiche bemerklich machte. Er verdiente auch durch einen kühnen Rekognoszierungsritt das Georgenkreuz. Die Sehnsucht nach diesem Kreuz hatte ihm nie Ruhe gelassen und wie er selbst sagte, kannte er schon in jungen Jahren das Statut dieses Ordens auswendig. Skobelew war immer ein gewandter Offizier, und ich glaube, daß in seinem Benehmen nicht wenig „Kunst für die Kunst" lag. Nach dieser Rekognoszierung erhielt Skobelew das ersehnte Georgenkreuz. General Kaufmann erzählte mir 1874 in Petersburg, daß er Skobelew zu dem Kreuz beglückwünscht und hinzugefügt: „Sie haben in meinen Augen Ihre frühere Verirrung wieder gut gemacht, aber meine Achtung haben Sie noch nicht verdient."

Grausam!

* * *

Auf dem Schauplatz des russisch-türkischen Krieges erschien Skobelew als Generalmajor mit dem Georgenkreuz

um den Hals. Man lachte anfangs über seinen turkestanischen Ruhm und sagte, er müsse diese Kreuze noch verdienen und es sei gefährlich, auch nur eine Compagnie Soldaten diesem jungen Menschen anzuvertrauen. Aber er ließ sich dadurch nicht stören und beim Ende des Krieges besaß er den Ruf des Tapferen der Tapferen und galt als Nationalheld.

Ich erinnere mich, wie unangenehm seine Lage war bis zum Übergang der Unsrigen über die Donau und noch einige Zeit nachher. Er bedauerte sehr, Turkestan verlassen zu haben, und wollte sich wieder dorthin versetzen lassen. Wie oft hörte ich seine bitteren Klagen und tröstete ihn und ermahnte ihn zum Warten. „Ich werde warten, Wassili, ich verstehe zu warten," erwiderte Skobelew.

Er war in offenbarer Ungnade seinem Vater, welcher eine Kosakendivision befehligte, als Stabschef zugeteilt worden. Alle Arbeiten überließ er dem tüchtigen Kapitän Sacharow vom Generalstab und brachte die Zeit damit zu, verschiedene Projekte für die Kriegsführung herzustellen, mit welchen er alle nicht wenig langweilte, oder nach Bukarest zu fahren, wo er sich nach seiner Art unterhielt, so weit es die spärlichen Mittel erlaubten, welche ihm sein genau rechnender Vater zukommen ließ. Außerdem machte er noch rechts und links Anleihen, welche er zurückgab oder auch nicht zurückgab.

Für einen Generalmajor, welcher Chef eines ungeheuren Gebiets und Oberkommandeur der Truppen in demselben gewesen war, konnte die Stellung des Stabschefs einer Division nichts Verführerisches haben.

Skobelew würde während dieser gezwungenen Muße einen Streich gemacht haben, welcher viele hundert Menschen-

leben kosten konnte, ohne den gesunden Sinn der Kosaken-offiziere. Er versicherte seinem Vater, es sei möglich, die Kosakenregimenter schwimmend über die Donau hinüber zu bringen. Der Zweck war allerdings vernünftig, Kavallerie war am andern Ufer äußerst nötig, aber der Strom war angeschwollen und etwa drei Kilometer breit.

Der vorsichtige, alte Skobelew versammelte die Regiments-Kommandeure zu einer Beratung. Mein Freund Kucharenko, welcher ein Kosakenregiment befehligte, sprach zuerst seine Meinung aus.

„Es ist unmöglich, wir versaufen alle!"

Der brave Löwis meinte, man könne es versuchen, aber wahrscheinlich werde ein großer Teil der Leute ertrinken. In demselben Sinne sprachen sich auch Orlow und Pankratjew aus.

Dann rief der junge Skobelew Freiwillige auf. Einige Offiziere und Kosaken traten vor, aber alle kehrten wieder um, nachdem sie höchstens eine halbe Werst weit bis zu einer langen Insel gelangt waren. Skobelew allein schwamm weiter, er begriff wohl, daß jeder andere, nur er nicht umkehren konnte und daß er ausgelacht worden wäre.

Sein Vater stand die ganze Zeit über am Ufer, und so lange seine Stimme noch gehört werden konnte, rief er: „Kehre um, Mischa (Michael), du ertrinkst, Mischa, kehre um!" Aber dieser hörte nicht darauf und kehrte nicht um. Er schwamm beinahe bis zum anderen Ufer, nicht weit von demselben wurde er schon ganz erschöpft durch ein Boot aufgenommen. Das Pferd, das seines Reiters entledigt war, welcher sich anfangs an der Mähne und dann am Schweif festgehalten hatte, erreichte wohlbehalten das Ufer, obgleich es sich weder durch Kraft, noch durch Schönheit

auszeichnete. Es war kein Zweifel, daß die Kosaken mit ihren schwer belasteten, kleinen Pferden nicht so wohlbehalten angekommen wären, und, wie Kucharenko sagte, aller Wahrscheinlichkeit nach ertrunken wären.

Dieser Versuch Skobelews war nicht sein erster, wenn auch der größte und gefährlichste.

Später hörte ich, daß er nicht lange vor seinem Tod bei einem Manöver seines Armeekorps einem Kavallerieregiment befahl, über einen Fluß zu setzen. Die Leute zögerten, der Regimentskommandeur erlaubte sich, seine Befürchtung auszusprechen, daß sie ertrinken werden. Da nahm Skobelew das erste beste Pferd aus der Reihe, stieg auf und so sehr es schnaubte und sich widersetzte, nötigte er es, an das andere Ufer zu schwimmen und dann wieder zurück.

„Ihr seht, Brüderchen, wie es gemacht wird," sagte er zu den Leuten, „jetzt macht's einmal nach!" Das Regiment schwamm hinüber und wieder zurück und verlor weder Leute, noch Pferde. Der Fluß war aber natürlich nicht drei Kilometer breit.

* *
*

Vor dem Übergang über die Donau wurde der alte Skobelew seines Divisionskommandos enthoben, so daß der Sohn wie zwischen Himmel und Erde schwebte. Zur Zeit des Übergangs schloß er sich auf seine Gefahr dem General Dragomirow als Ordonnanzoffizier an und erregte das allgemeine Erstaunen durch seine Kaltblütigkeit und Furchtlosigkeit. Er ging im Gewehrfeuer spazieren, überbrachte Befehle, beobachtete den Gang des Gefechtes, ermutigte die

jungen Offiziere und Soldaten. Sein Verhalten war in Wirklichkeit glänzend, wie das eines vollständig gefechtserfahrenen Offiziers. General Dragomirow, welcher bei uns im hohen Rufe steht, bezeugte das selbst.

Aber welchen Verweis erhielt darauf Skobelew vom Oberkommandeur dafür, daß er sich dort herumtreibe, wo man ihn nicht gebeten habe!

Dann wurde ihm aufgetragen, eine Rekognoszierung gegen Rustschuck hin zu machen. Aber da man ihm keine Mannschaft zur Verfügung stellte, so lehnte er es ab, allein das Land auszuspionieren und zog sich dafür einen ganzen Sturm von Zorn zu.

Zur Zeit des zweiten Angriffs auf Plewna entschloß man sich, Skobelew Kosaken und ein Bataillon Infanterie anzuvertrauen. Mit diesem einen Bataillon rettete er in der That unsere erschöpften und ganz geschlagenen Truppen und der Fürst Schachowskoi meldete dienstlich, daß sein Armeekorps vergleichsweise wohlbehalten zurückgekommen sei, Dank der rechtzeitigen, energischen Diversion von seiten Skobelews.

Mit einer Handvoll Leute gelangte er bis Plewna und brachte die Türken in Verwirrung, welche keineswegs vermuteten, daß sie nur mit einigen hundert Leuten ohne alle Unterstützung zu thun hatten.

Nachdem er die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich gezogen, ging er natürlich zurück, während die erschütterten Regimenter des Armeekorps von Schachowskoi sich zurückzogen.

Hier ist der Ort, um einen ritterlichen Charakterzug Skobelews zu erwähnen. Er berief meinen verstorbenen Bruder Sergej zu sich, welchem er gewöhnlich die gefähr-

lichsten Aufträge anvertraute, und sagte ihm: „Ich vertraue es Ihnen an, alle Verwundeten einzuholen, und ich gehe nicht zurück, bis ich von Ihnen die Nachricht erhalte, daß alle weggebracht sind.“ Es war schon spät, als mein Bruder von der einen Seite und der Rittmeister Sch. von der anderen erschien und meldeten, daß nicht ein einziger Verwundeter auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben sei.

„Ich glaube Ihnen,“ antwortete Skobelew und erst dann befahl er den Rückzug.

Mein Bruder, welcher am 30. August 1877 fiel, war bei Skobelew als Freiwilliger. Er war an seiner Seite während jenes kühnen Angriffs, und Skobelew erzählte, als sein Pferd unter ihm erschossen worden, sei der junge Künstler mit den Worten aus dem Sattel gesprungen, „Excellenz, wollen Sie das meinige nehmen?“ „Ich sehe hin,“ sagt Skobelew, „es war so ein schmutziger Fuchs.“ „Ich will nicht, ist kein weißes Pferd da?“ sagte ich.

Aber die Kugeln und Granaten kamen in solcher Menge, und die Türken drängten so stark nach, daß er nicht zögern durfte, nun, und endlich brachte ihn das Pferd ebenso gut wie ein weißes aus dem Feuer.

Das Gefecht bei Lowtscha war das erste, in welchem Skobelew, der vierunddreißigjährige General, selbständig eine Heeresabteilung von zwanzigtausend Mann befehligte. Er stand unter dem Oberbefehl des Generals, Fürsten Imeretinski, eines tüchtigen Generals, welcher Skobelew in seinen Unternehmungen nicht hemmte.

Als die Forts genommen waren, welche kein anderer der russischen Generale bestürmt hatte, nannte Fürst Imeretinski in seinem Bericht an den Oberbefehlshaber Skobelew den Helden des Tages. Man muß beifügen, daß

Skobelew seinerseits eine unschätzbare Mithilfe in der Person eines umsichtigen Offiziers, des Kapitäns Kuropatkin besaß.

Ich persönlich, — vielleicht bin ich im Irrtum, — zweifle nicht daran, daß Skobelew am 30. August Plewna genommen hätte. Aber was war zu machen? Mit verhältnismäßig unbedeutenden Kräften nahm er nach dreitägigem Kampf die türkische Redoute ein, welche geradeüber der Stadt stand und mit ihren Geschützen Plewna so sehr beunruhigte, daß Osman Pascha beschloß, sich zurückzuziehen, wenn es nicht gelinge, die Redoute wieder zu nehmen. Er flehte um Verstärkung, aber er erhielt sie nicht, man sandte nur unbedeutende Unterstützung. Es versteht sich, daß Osman Pascha, welcher von anderen Seiten nicht beunruhigt wurde, mit großer Übermacht sich auf den armen „weißen“ General stürzte, welcher während mehrerer Tage unermüdet und siegreich die Soldaten zum Sturm geführt hatte. So wurden die Unsrigen erschüttert und selbst noch hinter die alte Stellung zurückgetrieben.

Die Offiziere des Generalstabs sagten, Skobelew habe nicht diejenige Redoute genommen, welche er hätte nehmen sollen, er wäre in jedem Fall durch das Feuer von dem nächsten, höher liegenden und stärker besetzten Werk vertrieben worden. Aber ich sehe keinen Fehler darin, daß Skobelew zunächst die kleinere Redoute nahm, wenn er rechtzeitig unterstützt worden wäre, so hätte er auch die nächste genommen. Infolge einer für mich schmerzlichen Veranlassung fuhr ich am 31. August längs der Stellung unserer Truppen hin. An diesem 31. August, das heißt, am Tage nach dem dritten Angriff auf die Stellung von Plewna erfuhr ich von dem Adjutanten Derfelden, welcher von dem linken Flügel ins Hauptquartier zurückkehrte,

einer meiner Brüder sei verwundet und der andere gefallen. Ich eilte nach der Abteilung Skobelews, um den ersteren fort zu führen, und wenn möglich, die Leiche des letzteren aufzusuchen. Während ich an allen unseren Stellungen vorüberfuhr, sah ich eine Menge Soldaten, welche die Gewehre zusammengestellt hatten und auf das Knattern auf dem linken Flügel, also bei Skobelew, horchten.

Selten habe ich ein so ununterbrochenes Toben des Gewehrfeuers gehört. Zuweilen wurde es durch die wilden Ausrufe: Hurra, Hurra! oder Allah, Allah! unterbrochen.

Als ich an dem Hügel vorüberfuhr, fand ich den Fürsten Imeretinski mit Parenzow und Grekow und einigen anderen Offizieren, welche umher lagen, saßen oder spazieren gingen. Der General hatte eben gespeist und bot mir die Reste eines gekochten Huhns mit einem Glas Rotwein an, wobei er fragte, ob ich nicht wisse, ob man die Absicht habe, jenen zu Hilfe zu kommen oder nicht.

Ich nahm das Huhn und den Wein an, aber auf die Frage konnte ich nur erwidern, daß ich im Hauptquartier von einem Befehl, den kämpfenden Truppen zur Hilfe zu kommen, nichts gehört habe, und daß ich unterwegs zwar nicht wenig vollkommen bereite Truppen gesehen habe, welche aber keine Anstalt machten, zur Hilfe zu eilen.

„Nun, dann wird's schlecht mit uns, sehr schlecht!“ sagte der General.

Diese vollkommene Hilfslosigkeit des tapferen linken Flügels that mir in der Seele weh, welcher noch unter dem Eindruck des gestrigen Mißerfolges und Verlustes erschüttert war. Meine noch unverbundene Wunde schmerzte sehr. Ich fuhr in einem kleinen Wagen, den ich in Bukarest gemietet hatte und konnte mich daher nur auf den

Fahrwegen bewegen, das heißt langsam. Sonst natürlich wäre ich zum Oberkommandierenden geeilt, welcher vielleicht von der wirklichen Lage der Sache nichts wußte.

Ich behaupte entschieden, — wenn auch vielen diese Behauptung kühn und unbegründet erscheinen mag, — daß Skobelew auch die andere Redoute genommen hätte, wenn er unterstützt worden wäre, worauf den Türken nichts übrig geblieben wäre, als die Stadt zu räumen, welche dann gerade unter unseren Kanonen gelegen hätte.

Drei und einen halben Monat später, als Plewna gefallen war, fuhr ich mit Skobelew zu einer Messe, welche er zu Ehren der Verteidiger der unglücklichen Redoute bestellt hatte. Damals teilte mir Skobelew schwermütige Erinnerungen mit.

Beim Sturm hatten die Soldaten, um leichter die Anhöhe hinan zu kommen, ihre Schanzwerkzeuge weggeworfen, so daß sie nachher, als sie einen Graben gegen die anrückenden Türken aufwerfen sollten, sich mit dem Bajonett und den Händen an die Arbeit machten. Natürlich gelang es ihnen nur, eine ganz unbedeutende Deckung auszugraben, als die Türken herankamen, und ein Haufen unserer Tapferen, welche sich zur letzten Verteidigung hinter einer Traverse in einer Ecke der Redoute gesammelt hatten, wurde mit dem Bajonett niedergemacht.

Als Skobelew mir dieses Gräbchen zeigte, welches mit den Fingern ausgegraben war, zerfloß er buchstäblich in Thränen und später, während der Messe, weinte er wieder bitterlich. Ich gestehe, auch ich weinte mit der Mehrzahl der Anwesenden.

Ich geriet in Hitze und Fieber, als ich alles das sah und als ich später meine Bilder malte. Auch jetzt noch

rinnen meine Thränen, wenn ich mich dieser Scene erinnere. Superkluge Leute aber werden behaupten, ich habe mit kaltem Verstand Erdichtetes dargestellt.

* * *

Gegen Ende des Jahres 1878 kam in Petersburg mein Bruder zu mir und sagte, Skobelew lasse mich sehr, sehr bitten, zu ihm zu kommen, es sei sehr nötig.

Ich ging hin. „Was giebt es?"

„Sehr, sehr wichtig, sehen Sie."

Er schloß die Thüre ab und sagte geheimnisvoll:

„Geben Sie mir einen freundschaftlichen Rat, Wassili! Sehen Sie, es handelt sich darum, der Fürst von Bulgarien (Battenberg) schlägt mir vor, zu ihm als Kriegsminister zu kommen, und giebt mir sein Wort, sobald er die Soldaten auf den Beinen habe, nicht später als in zwei Jahren, werde er mit den Türken anbinden und Rußland hineinziehen, es gebe dann wieder einen großen Krieg. — Soll ich annehmen oder nicht?"

Ich lachte laut auf. — „Gestehen Sie," sagte ich, „daß Ihnen die weiße Feder nicht gleichgültig ist, welche die bulgarischen Generale an der Mütze tragen! Ihnen würde sie gut stehen."

„Der Teufel weiß, was Sie sprechen! Ich bitte Sie ernsthaft um einen Rat, und Sie lachen und schwatzen von irgend einer Feder. — Die Sache ist nicht spaßhaft!"

„Ich weiß, daß sie nicht spaßhaft ist," erwiderte ich, und machte ihm ernsthafte Vorwürfe für den Leichtsinn, mit welchem er zusammen mit den bulgarischen Fürsten Rußland in einen neuen Krieg hineinziehen wollte.

„Wenn Battenberg das beabsichtigt, so ist das begreiflich, — er ist ein Abenteurer, der nichts zu verlieren hat. Aber daß Sie, Skobelew, nachdem Sie mit so schrecklichen Anstrengungen Ihre jetzige Stellung erreicht haben, sich zu dieser Intrigue hergeben wollen, das ist mir unverständlich. Speien Sie auf diesen Vorschlag und denken Sie nicht mehr daran.“

„Ja, was soll ich thun? Ich habe ja fast schon eingewilligt.“

„Sagen Sie ab unter irgend einen Vorwand. Sie können ja sagen, man gebe Ihnen nicht die Entlassung.“

„Er beabsichtigte, darüber mit dem Kaiser zu sprechen.“

„Nun gut, so bitten Sie den Kaiser, ihm abzusagen.“

Schließlich wurde dem Battenberg gesagt, Skobelew sei hier nötig und damit endigte die Sache. Zum Kriegsminister in Bulgarien wurde ein anderer General ernannt.

* * *

Skobelew beschäftigte sich sehr viel, er las viel und schrieb noch mehr. Er schrieb nicht mit sehr abgerundetem, glattem Stil, aber sehr überzeugend. Kladischtschew, der Vorsteher des Ordenswesens zur Zeit des türkischen Krieges, sagte mir, es sei nicht möglich, eine Belohnung zu verweigern, welche Skobelew befürwortete. Er verstand so anschaulich die Verdienste seiner Untergebenen darzulegen, und sie so gut unter die Ordensstatuten zu bringen, welche er vortrefflich kannte. Ich muß noch sagen, daß er das kriegerische Talent Napoleons I. und von den Zeitgenossen Moltke hochschätzte, welcher seinerseits augenscheinlich für den jungen, stürmischen, aber talentvollen Krieger nicht

gleichgültig war. Als ich nach dem Tode Skobelews mit Moltke über ihn sprach, hörte ich in der Stimme des großen Schweigers einen zärtlichen, väterlichen Ton, welchen ich bei dem preußischen General nicht erwartet hatte.

Über die Mehrzahl unserer leitenden Persönlichkeiten zur Zeit des türkischen Krieges sprach sich Skobelew ziemlich geringschätzig aus.

* * *

Bekanntlich hat Skobelew sein Vermögen nicht verschwendet, sondern noch vergrößert. Doch war er niemals geizig, im Gegenteil eher freigebig zu nennen. Aber er war in Geldsachen, nach seiner slavischen Natur, sehr unordentlich, besonders während sein Vater noch lebte, wo er immer knapp an Geld war, und wo er nicht selten die kleinen Anleihen zurückzugeben vergaß. Wenn ihm ein Bettler begegnete, befahl er zuweilen irgend einem seiner Begleiter, „Gold zu geben," und da diese Gabe gewöhnlich vergessen wurde, so war die Begegnung mit Bettlern für seine tapferen Ordonnanzoffiziere schrecklicher, als ein Zusammenstoß mit dem Feinde.

Einmal begegnete Skobelew meinem jüngeren Bruder auf dem Newsky-Prospekt.

„Wereschtschagin, kommen Sie, wir wollen uns die Haare schneiden lassen."

Dieser war sehr erfreut über die Ehre, diese Operation zusammen mit dem General ausführen zu lassen, welcher ihn zu seinem gewöhnlichen Friseur führte. Man ist dienstfertig um sie bemüht, und sie sitzen neben einander, scherzen und lachen. Beim Fortgehen verlangte Skobelew die alte

und neue Rechnung, welche sich zusammen auf dreißig Rubel belief.

„Wereschtschagin, bitte, bezahlen Sie,“ sagte der General. Der arme Junge bezahlte, aber er hat sein Geld nicht wiedergesehen.

Ich erinnere mich, wie wir einmal in Paris in einem kleinen Gasthause frühstückten. Skobelew ließ ein Billet von tausend Franken wechseln und wollte dem Mädchen, welches uns bediente, hundert Franken Trinkgeld geben. Erst auf meine sehr entschiedene Einrede gab er nur zwanzig Franken.

* *
*

Dieser liebenswürdige, sympathische Mann besaß einen sehr starken Aberglauben, er glaubte an glückliche und unglückliche Tage, Begegnungen und Vorzeichen. Er hätte sich keinesfalls als Dreizehnter zu Tische gesetzt, er hätte nicht drei Kerzen auf dem Tische erlaubt und verschüttetes Salz betrachtete er immer für ein schlimmes Vorzeichen.

Er glaubte, daß er auf einem weißen Pferd unverletzlicher sei, als auf einem anderen, obgleich er auch der Meinung war, daß man seinem Schicksal nicht entgehen könne.

Ich fragte Skobelew niemals nach seiner Heirat, da ich bemerkt hatte, daß das ein wunder Punkt bei ihm war. Aber ich schloß aus verschiedenen Anzeichen auf eine Neigung zum Familienleben bei ihm. In Plewna scherzte ich einmal, wir werden noch kleine Skobelewchen sehen, welche auf seinen Knieen reiten und ihn am Bart ziehen werden. Skobelew knurrte etwas, aber lachte doch sehr vergnügt über dieses Bild.

Nicht lange vor seinem Tode wollte sich Skobelew, wie ich hörte, mit einem armen, aber gebildeten Mädchen verheiraten. Aber seine Scheidung bereitete ihm große Schwierigkeiten. Es ist bekannt, daß er sich von seiner Frau trennte und unter allen Umständen auf Scheidung bestand, so daß er sich als schuldiger Teil bekennen mußte. Ich spreche deshalb davon, weil Skobelew sich für einen verzweifelten Gegner nicht nur der Ehe, sondern auch jeder Beziehung zu den Frauen erklärte und dafür gehalten sein wollte.

Ich kann mich nicht darüber verbreiten, wie Skobelew starb. Er sehnte sich darnach auf dem Felde der Ehre zu sterben. Was ist zu machen? Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht. Skobelew konnte sich mit der Thatsache nicht versöhnen, daß er nicht mehr zwanzig Jahre alt war.

* *
*

Wer nicht mit Skobelew im Feuer war, kann sich entschieden keinen Begriff machen von seiner Ruhe und Kaltblütigkeit im Kugelregen. Diese Kaltblütigkeit war um so merkwürdiger, als er mir gestand, daß er durchaus nicht gleichgültig gegen den Tod sei, im Gegenteil, immer und in jedem Gefecht fürchtete, er könne getroffen werden. Er erwartete demzufolge in jedem Augenblick den Tod. Wie stark mußte diese Willenskraft und diese beständige Spannung der Nerven sein, um den Schrecken zu besiegen und nicht laut werden zu lassen!

Vernünftige Leute machten Skobelew seine rücksichtslose Tapferkeit zum Vorwurf. Sie sagten, er führe sich auf wie ein „Knabe“, und stürme vorwärts wie ein „Fähn=

rich“ und ohne Notwendigkeit setze er die Soldaten der Gefahr aus, ohne Kommando zu bleiben, und so weiter, und so weiter. Man muß sagen, daß alles das Leute reden, welche vor allem um ihre Sicherheit, vor allem um die Rettung ihres kostbaren Lebens besorgt sind. Geht der Soldat ohne Anführung vorwärts, — so ist es gut, geht er nicht — was ist dabei zu machen? Nicht dazu hat man sich bis zu den Generalsepauletten aufgedient, um sein Leben für Feiglinge aufzuopfern.

Anders dachte Skobelew. Die Begriffe von Feigheit und Tapferkeit sind relativ. In den meisten Fällen kann derselbe Soldat sowohl feig, als tapfer sein, es kommt darauf an, wer ihn anführt. Eins ist sicher, der Soldat ist gewöhnlich kein Dummkopf, man kann ihn entflammen, aber ihn vorwärts zu bringen ohne selbst ein Beispiel zu geben, ist schwer. Dieses Beispiel den Soldaten und Offizieren zu geben, hielt sich Skobelew für verpflichtet.

Ich habe nicht wenig Schlauköpfe gesehen, welche den Soldaten zu überreden suchten, vorzugehen, indem sie mit dem Säbel „den Weg zum Ruhme“ zeigten, u. s. w. u. s. w. Das hat keine Wirkung. Die Abteilung läuft einige Schritte vor und legt sich in einen Graben, in dem Bericht wird dann geschrieben, die Soldaten griffen mit dem Bajonett an, wurden aber zurückgedrängt und konnten sich gegen die Übermacht nicht halten.

Niemals riskierte Skobelew sein Leben unnötigerweise, immer aber gab er ein Beispiel der Furchtlosigkeit und Todesverachtung, und dieses Beispiel war niemals wirkungslos. Bei den einen wirkte es auf das Gewissen, andere wurden dadurch fortgerissen.

In Paris erzählte er mir in seinem kleinen Zimmerchen

ganz aufgeregt, wie ihn der alte deutsche Kaiser bei der Abschiedsaudienz entließ. Während er erzählte, ging Skobelew wie ein Tiger von einer Ecke zur anderen und blieb dabei zuweilen stehen, um den verstorbenen Kaiser Wilhelm, wie er zu Pferde saß, oder einige Personen seiner Suite darzustellen. Der deutsche Kaiser saß zu Pferde, die Hand aufgestützt, zu beiden Seiten standen im stumpfen Winkel eine große, unendliche Suite von deutschen Offizieren, jeden Ranges und von den militärischen Begleitern aller Gesandtschaften. Als Skobelew hinausritt, um sich zu verabschieden, sagte ihm Wassil Fedorowitsch, — wie die Russen den alten Kaiser nannten:

„Sie haben mich bis ins Innerste durchforscht, Sie haben zwei Armeecorps gesehen, sagen Sie aber Seiner Majestät, daß alle die fünfzehn übrigen, wenn es nötig ist, ebenso gut ihre Pflicht zu thun wissen werden, als diese Beiden."

Vielleicht irre ich mich bei einem, oder bei einigen Worten, aber der Sinn der Rede war dieser. Skobelew schrieb diese Worte damals in sein Taschenbuch, woraus er sie wieder vorlas. Dieser Sinn, gestehe ich, erschien auch mir sehr einfach und natürlich in dem Munde des alten Monarchen. Aber Skobelew dachte anders. Nach seiner Überzeugung deuteten sowohl die Worte selbst, als der Ton auf einen feindlichen Gedanken, besonders unter den damaligen Umständen, das heißt in Gegenwart zahlreicher, fremder, uns meist durchaus nicht freundlich gesinnter Offiziere. Noch mehr wurde in Skobelew die Überzeugung davon bestärkt, daß in nächster Zeit ein Zusammenstoß mit den Deutschen Österreichs wegen bevorstehe durch den verstorbenen Prinzen Friedrich Carl, welcher vielleicht nach

Art rascher Kavalleristen es für möglich hielt, das auszusprechen, was die Diplomaten verschweigen. Der Prinz klopfte Skobelew freundschaftlich auf die Schulter und rief plötzlich aus:

„Lieber Freund, macht, was Ihr wollt, — Österreich muß nach Saloniki gehen.“

„So ist's,“ sagte mir Skobelew, indem er in seinem Käfig zornig auf und ab ging, „das heißt also, es ist bereits beschlossen und abgemacht, daß die Österreicher Saloniki nehmen, sie werden handeln und wir werden zusehen. Aber fehlgeschossen, das lassen wir nicht zu!“

* * *

Zum letztenmal sah ich Skobelew in Berlin, wohin er nach seinen berühmten Worten zur Verteidigung der bosnischen Brüder, die er in Petersburg gesprochen hatte, gereist war. Wir wohnten in demselben Hotel, dessen Wirt sich eifrig bemühte, ihm die verschiedenen Zeitungen mit ihren Äußerungen darüber zu liefern. Außer dem Durchlesen der Zeitungen hatte Skobelew noch eine andere Sorge, er mußte einen fertigen Paletot kaufen, da die Zeit zu kurz war, um einen solchen zu bestellen. Eine Menge davon wurden nun nach dem Hotel aus dem Laden geschickt, und man mußte nun nach der Größe, dem Aussehen und der Farbe wählen.

Während dieses letzten Zusammenseins machte ich ihm lebhafte Vorwürfe für diese nach meiner Meinung nicht zeitgemäße Herausforderung Österreichs. Er verteidigte sich gut oder schlecht, und endlich, — es war, wie ich mich jetzt erinnere, in dem Gebäude des Panoramas neben dem Generalstab, — sah er sich vorsichtig ringsum, und nach-

dem er sich überzeugt hatte, daß kein Neugieriger in der Nähe sei, sagte er:

„Nun, ich sage Dir die Wahrheit, Wassili, *man* hat mich dazu veranlaßt."

Wer „man" war, verschweige ich natürlich.

In jedem Fall gab er mir sein Ehrenwort, daß er nicht mehr solche Reden führen werde. Aber gleich darauf ließ er sich wieder inmitten der Franzosen hinreißen und verplapperte sich wieder.

Fahre wohl, Du liebenswürdiger Mensch, Du hochbegabter Krieger!

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.